Digitized by Google

Sch. W. deutsche. pag. 116.

P. O germ
114-3

Digitized by Google

<36624488170017

<36624488170017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Ux. 11307

Digitized by Google

Jos. Melling del. Carlsr.

Digitized by Google

Carlsruher Beyträge

zu den

schönen Wissenschaften.

VIRGILIVS

Dritter Band.

Frankfurt und Leipzig, 1765.
druckts und verlegts Michael Macklot,
Markgräfl. Baden-Durlachischer priv. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Carlsruher Beyträge

zu den

schönen Wissenschaften.

Dritten Bandes I. Stück.

Frankfurt und Leipzig, 1763.
druckts und verlegts Michael Macklot,
Markgräfl. Baden-Durlachischer privil. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Lobrede

auf den

Generallieutenant

der

französischen Seemacht,

René Duguay-Trouin,

aus dem Französischen

des

Herrn Thomas.

Unter allen großen Schauspielen, die das menschliche Genie der Welt gegeben hat, ist keines bewundernswürdiger als die Seefarth. Ein schwaches, sterbliches, auf der Erde kriechendes Wesen hat sich erkühnt, bewegliche, schwimmende Gebäude zu erfinden, die über Abgründen schweben, ein unbekanntes schreckliches Element unter das Joch zu bringen, den Winden Gesetze vorzuschreiben, und unter einem Himmel, der nicht für dasselbe gemacht war, bis an die äußersten Theile der Welt zu fliegen.

So ist unser Schicksal. Der menschliche Verstand ist so verkehrt, als groß, und das Verbrechen an der Seite des Genies flößt Bewunderung zugleich mit Schrecken ein. Die

Menſchen haben alles gemisbraucht, die Pflan-
zen, um Gift daraus zu machen, das Eiſen,
um ſich zu erwürgen, das Gold, um Miſſe-
thaten zu erkaufen, die Künſte, um die Mittel
ſich zu verheeren, vervielfältigen zu können
vornämlich die Seekunſt haben ſie auf das ſträf-
lichſte gemisbraucht. Die Abgründe müſſen er
grimmte Streiter tragen; das Meer iſt ei
blutiges Schlachtfeld geworden; die Wind
jagen den Tod daher. Unſere Wuth iſt in ein
neue Welt hinüber gegangen. Unter dem Vor
wand, Amerika zu belehren, haben wir daſelb
mehr, als dreyßig Millionen Menſchen umg
bracht; die grauſamſte Wunde, ſo jemals d
Menſchheit zugefügt worden, und welche d
Erdkreis noch in dem letzten Umſturz der Jah
hunderte fühlen wird!

Vielleicht a) müſſen wir den Verluſt jen
Zeiten einer glücklichen Unwiſſenheit beklage
n

a) Es iſt eine große Aufgabe, ob die Schiffahrt d
Menſchen mehr nüzlich als ſchädlich geweſen ſe
Man kann eines Theiles ſagen, daß durch ſie die v
ſchiedenen Welttheile vereinigt worden. Dieſer G
bus, in hundert Welten getheilt, formirt nur e
Welt; die Nationen haben ſich ihre Einſichten i
getheilt; die Kenntnis der Erde und der Himmel
vollkommener geworden; die Schäze, ſo durch
Natur hin und her verbreitet worden, ſind durch
Handlung zuſammen gekommen. Aber wie v
Uebel ſind auch aus dieſem Guten entſprungen? S
Völker haben ſich mit ihren Einſichten auch ihre
ſter mitgetheilt. Die Handlung, ſo die Reicht
1

Digitized by Google

wo unſere Ahnherren weniger groß, aber weniger ſträflich, ohne Geſchicklichkeiten, aber auch ohne Gewiſſensbiſſe, arm und tugendhaft lebten, und auf dem Felde, wo ſie gebohren worden, ſtarben. Allein vergebens würde man ſich bemühen, die Menſchen zu überreden, daß ſie einer Gewalt entſagen möchten, die ihnen ſchädlich iſt; nichts erſchrecket ſie ſo ſtark, als ihre Schwäche. Die Seefarth iſt für geſittete Völker eine nöthige Peitſche geworden; ſie iſt dem Staate b) ſo nützlich, als ſie dem menſchlichen Geſchlechte verderblich iſt.

mer vervielfältigt, hat auch die Nothdurft vermehrt; ſie hat den ſchwelgenden Pracht gebohren, und die Sitten verderbt. Kurz, die See iſt die Haupturſache von der ſichtbaren Entvölkerung geworden, welche die Philoſophen bey dem menſchlichen Geſchlechte entdeckt haben wollen. So viele Menſchen, die ſeit dem Anfange der Jahrhunderte im Schiffbruche ums Leben gekommen; ſo viele Peſten und grauſame Krankheiten, welche die Natur in gewiſſe Himmelsſtriche eingeſchloſſen hatte, und die hernach in der ganzen Welt ausgebreitet worden; ſo viele Länder, ſo von Räubern überſchwemmet worden, und denen das Meer zu einer Mauer gedient hätte; der größte Welttheil, Amerika, welches faſt gänzlich entvölkert worden, und endlich die ſo ſchrecklichen, ſo mörderiſchen Seetreffen, beſonders unter den neuern Völkern; alles dieſes könnte gegen die Schiffahrt zeugen, und machen, daß man ſie für die ärgſte Peitſche anſähe, welche jemals das menſchliche Geſchlecht verheert.

b) Es iſt ungezweifelt, im Staatsweſen iſt die Schiffahrt ein großes Gut. Wir ſehen aus der Geſchich-

te

Frankreich, du haſt das Meer unter deinen Schiffen ſich krümmen geſehn; die Welt hat die berühmte Männer noch nicht vergeſſen, die dich auf dieſem Elemente ſiegreich gemacht. Der Ruhm hat ſchon lange in Europa den Namen eines Duguay-Trouin verkündigt. Er hat ein Recht auf die Erkenntlichkeit ſeines Vaterlandes, weil er deſſelben Rächer geweſen iſt.

In Athen waren es die vortreflichſten Redner, welche die Ueberwinder von Salamine und Marathon prieſen, und ſie hatten einen Sokrates, einen Perikles zu Zuhörern. Ich habe eben dieſelbe Talente nicht, aber eben ſo furchtbare Richter. Doch hier wird die Wahrheit

te, daß alle Nationen, welche das Seeweſen cultivirt, eine große Rolle geſpielet haben. Tyrus, ſo die Königinn der Meere geworden, hat ſich von der Beute der Welt bereichert, und ſelbige durch ihre Pflanzbürger bevölkert. Athen erhielt die Oberhand über dieſe Repnblik von Staaten, welche Griechenland ausmachten. Karthago ſtritt um die Herrſchaft der Welt. Rom erweiterte ſeine Eroberungen erſt, da es Flotten auszurüſten begann. Venedig, aus einer moraſtigen See emporſteigend, machte den Orient durch ſeine Macht zitternd, und den Occident durch ſeine Kunſtgewerbe reich. Spanien behauptete faſt die allgemeine Monarchie, zur Zeit, da ſeine Flotten eine neue Welt entdeckten. England, aus dem Schooße ſeiner Felſen und unter den Gewittern ſeiner Herrſchaft, warf beynahe das Gleichgewicht von Europa einigemale um. Holland, arm und ſclaviſch, fand in ſeinen Schiffen Reichthum

heit von ſich ſelbſt Erſtaunen erwecken. Bey einem ſo großen Gegenſtande iſt man beredt genug, wenn man nur aufrichtig iſt.

Ich will Duguay-Trouin erſtlich als einen Privatſeefahrer abſchildern, wie er in dieſer kriegeriſchen Schule das Seeweſen lernt. Hernach werde ich ihn in dem königlichen Seeweſen betrachten, wie er Frankreich in den größten Unternehmungen dient.

Die Sache, ſo ich abhandle, verſichert mich, daß ich die Aufmerkſamkeit meiner Mitbürger rege machen werde. Ungeachtet der Gleichgültig-

thum und Hoheit: ſeine Flaggen waren die Fahne ſeiner Freyheit. Die Türkey ſtieg auf den höchſten Gipfel der Macht und Ehre, als Dragut und Barbaroſſa die unzähligen Flotten eines Solimanns anführten. Wenden wir die Augen gen Frankreich, ſo werden wir das Seeweſen unter dem erſten Geſchlechte unſerer Könige gering, unter dem großen Carl ſo ſtark antreffen, daß es gegen die nordlichen Ueberſchwemmungen zur Schutzmauer diente. Unter ſeinen Nachfolgern, welche alles vernachläßigten, ward auch die Marine vernachläßigt; unter dem erſten Philipp richtete ſie ſich wieder empor, ſchickte Eroberer nach Aſien, erhob ſich mit einem langſamen Fortgang bis zu Franz des Erſten Zeiten fiel aufs neue während der betrübten Stürme der einheimiſchen Kriege, kam unter Ludwigen dem Dreyzehenten wieder zum Vorſchein, fand einen Richelieu, und brachte es unter Ludwigen dem Vierzehenten ſo weit, daß Europa davor erſtaunte und zitterte. Damals war das Seeweſen allezeit mit großen Begebenheiten verknüpft, oder von großen Genien angetrieben.

Digitized by Google

tigkeit unſers Zeitalters gegen die Talente, welche ihm Ehre machen, läßt es doch denenjenigen wenigſtens Gerechtigkeit wiederfahren, welche nicht mehr ſind.

Erſter Theil.

Was iſt ein Seemann? c) es iſt ein Menſch, der auf einem ſturmvollen Elemente, wo er Feinde zu bekämpfen hat, die ganze Natur mit ihm in ein Verſtändniß ziehen ſoll. Er muß alle Eigenſchaften des Schiffes, welches er ausrüſtet, kennen; alle Theile deſſelben mit einem Blick überſchauen; ihnen mit gleicher Herrſchaft und Geſchwindigkeit, wie die Seele dem Leib, gebiethen; den wahren Stand der Winde

c) Die Siege eines Seehelden kommen auf drey Sachen an, auf ſeine Schiffe, die Winde, und die See. Es iſt zuförderſt weſentlich, daß er die Eigenſchaften ſeiner Schiffe, ihre Stärke, ihre Verhältniße, ihre Geſchwindigkeit oder Langſamkeit kenne. Nach dieſer Kenntniß muß er ſeine meiſten Unternehmungen einrichten, es betreffe nun einen Angriff, eine Gegenwehre, ein Treffen oder einen Rückzug.

Die Winde ſind das zweyte Object ſeiner Bemühung. Sie ſind von der Natur erſchaffen geweſen, um die Wohlthäter der Welt zu ſeyn, um die Luft zu reinigen, um Regen zu bringen oder zu verjagen, um den Samen der Pflanzen hin und her zu ſtreuen, um durch nüzliche Erſchütterungen ihr Wachsthum

zu

Winde von dem anſcheinenden unterſcheiden; nach Gutbefinden ihren Trieb vermindern oder vermehren; aus einer Kraft ganz widrige Wirkungen ziehn; von der Bewegung der Wellen ſich Meiſter machen, oder ſie ſelbſt alſo benutzen, daß ſie zum Siege etwas beytragen müſſen; die Unbeſtändigkeit ſo verſchiedener Urſachen feſſeln, daß aus ihrer Vereinigung ein glücklicher Erfolg entſpringt; kurz, die Wahrſcheinlichkeiten ausrechnen und die Zufälle beherrſchen. Dieß, dieſes iſt die Kunſt des Seemanns.

Ohne Zweifel muß ihn die Natur bilden helfen. Sie giebt ihm das Genie, in die beſondern Theile ſeiner Wiſſenſchaft zu dringen;

zu verſtärken, und zwiſchen den Nationen eine Gemeinſchaft zu errichten. Aber ſeitdem ſie von der Wuth der Menſchen eine andere Beſtimmung erhalten haben, ſo entſcheiden ſie faſt immer den Erfolg der Seeſchlachten. Man muß ſie alſo kennen, um über ihre Hinderniſſe zu triumphiren, ihre Vortheile zu beobachten, die Wahl der Stellungen nach ihnen einzurichten, ſie zu benutzen, wenn ſie günſtig ſind, und ſie ſo gar zwingen, vortheilhaft zu ſeyn, wenn ſie zuwider ſind.

Die See iſt das dritte Object, welches die Aufmerkſamkeit eines Seemannes auf ſich ziehen muß. Sie hat Wellen, welche auf das Schiff beſtändig ſtoßen; man muß ihren Kampf erwägen; ſie hat eine ſtets unruhige Oberfläche; man muß ihren verſchiedenen Bewegungen gehorchen; ſie hat Ströme, deren Lauf man kennen, ſich zu Nutze machen, und

Flu-

ſie giebt ihm den Blick, der die Verhältniße faſſet, den ſichern und ſchnellen Trieb, welcher entſcheidet, wenn die Vernunft anſteht, und den Muth, welcher handelt, wenn die Klugheit überlegt. Die Natur fängt aber nur das Werk an, der Menſch muß es vollenden. Er muß Einſichten mit Talenten verbinden. Woher ſoll er ſie nehmen, aus dem Pompe des Hofes? der Wohlluſt der Stadt? dem Müßiggange der Seehäfen? nein, durch Arbeit, Gefahren und Unternehmungen erhält er ſie. Doch müſſen dieſe Verſuche dem Vaterlande nicht gefährlich ſeyn. Der Seemann muß die größte Gefahr auf ſich nehmen, wenn er etwas unternimmt;

Fluten, deren Zeit, Stärke und Wirkung man ausrechnen muß.

Endlich hat der Seeheld Feinde zu bekämpfen; er muß aus der Vernunft, aus den Hinderniſſen abnehmen, um welche Zeit die feindlichen Schiffe ſich auf der oder jener Höhe befinden können; erwartet er ſie, ſo muß er ihnen den Durchzug zu verwehren wiſſen; verfolgt er ſie, ihnen vorbeugen; meidet er ſie, die Straſſe wählen, wo ſein Schiff ſeine größte Behendigkeit hat; ficht er mit ihnen, aus ihren Bewegungen ihre Abſichten errathen, ſie durch ſeine Manövre nöthigen, ihn an Bord zu laſſen, oder ſelbige verhindern, an ſeinen Bord zu kommen. Alle dieſe beſondere, ſo manchfaltige und verbundene Details können unmöglich ohne vielen Fleiß und Erfahrung begriffen werden. Der Menſch muß ſogar die einfachſten Dinge lernen. Er muß, ſo zu ſagen, von einer Wahrheit zur andern kriechen. Was wird es alſo mit einer ſo ſchweren und zuſammengeſetzten Kunſt ſeyn,

nimmt; der Staat muß das wenigste dabey leiden. Ich sage also freymüthig; (denn die National Vorurtheile haben keine Gewalt über die Wahrheit) wir werden zur See nicht mächtig werden, so lang die Kauffahrtey nicht eine Pflanzschule des königlichen Seewesens wird. Rom, welches die Welt eroberte, sammelte alles, was es nützlich fand, bey allen Völkern der Welt auf. Laßt uns Rom nachahmen, oder, wenn unsere Seelen allzu schwach sind, um die Wahrheit, so uns ein Feind d) zeigt, anzuneh-

seyn, wie die Marine ist? Es gehört eine verwägene Unwissenheit dazu, wenn man sich schmeicheln will, darinn fortzukommen, ohne sie studirt zu haben. Die Natur ertheilt die Talente, das Ansehen die Titel, der Fleiß allein die Einsichten.

d) In England ist die Kauffahrtey eine Schule, wo Privatleute ihr Vermögen daran wagen, um einst das Vermögen des Staates unterstützen zu lernen. Hat man in der einen Marine gedient, so ist es eine Stufe, um in die andere zu kommen. Es ist nichts ausserordentliches, daß große Lords ihre Kinder auf Kauffahrteyschiffe thun, um Seezügen beyzuwohnen; es ist gleichsam ein Theil der öffentlichen Erziehung. Vielleicht hat England diesem System seine Größe zu danken. Wenigstens bringt es große Vortheile zuwege. Die Handlung wird geehrt; die Seekunst verbreitet sich in allen Staaten; die königliche Marine bevölkert sich mit vorteflichen Befehlshabern, die sogar im Schooße des Friedens sich bilden können, und wir mit unsern Vorurtheilen und unserm Stolze bleiben in der Unwissenheit. Dieses sagte der Admiral Hawke im gegenwärtigen Kriege

nehmen; so laßt uns selbst durch das Beyspiel unserer großen Männer uns überzeugen. Aus dem Schooße der Kaufschiffarth sind Johann Bart, Tourville und der Ritter Paul e) entstanden, und eben dieselbe hat auch einen Duguay Trouin gebildet.

Die

Kriege zu einem französischen Kriegsgefangenen: Ihr werdet in Frankreich nie eine Marine bekommen, so lang ihr glaubet, daß es eine Schande sey, auf Kauffahrteyschiffen zu dienen. Ich war zu keinem Matrosen gebohren, setzte er hinzu, und doch habe ich mich zu einem Matrosen brauchen lassen, um die Manövre zu lernen. Möchten wir uns doch von unsern Feinden belehren lassen! Diese Betrachtungen hat mir weder eine Begeisterung, noch die Tadelsucht eingegeben; sie sind die Stimme der Vernunft und der Wahrheit.

e) Es ist bemerkenswürdig, daß die meisten Seehelden von Frankreich in der Handlungsmarine erzogen worden. Johann Bart, von Dünkirchen gebürtig, von einem unverzagten Muth, einer ausserordentlichen Leibesstärke, ward aus einem bloßen Fischer ein Chef d'Escadre; er verrichtete die größten Thaten, weil er sich vor nichts fürchtete; er starb im Jahre 1702.

Der Graf von Tourville machte seinen ersten Versuch in den Waffen auf einem Schiffe, welches auf die Algierer streifte. Im Jahre 1661. lieferte er den türkischen Seeräubern ein entsetzliches Treffen. Er fuhr fort, sich in eben der Schule zu üben und zu unterrichten, bis ihn der König im Jahre 1667. in die königliche Marine nahm, und ihm den Titel eines Seehauptmanns gab. Zehn Jahre hernach wurde

Die Natur, welche ihn zur Verrichtung groſſer Dinge beſtimmte, erwies ihm die Gunſt, ihn ohne Ahnen gebohren werden zu laſſen. Der wahre Adel iſt, dem Staat zu dienen: das Blut, ſo für das Vaterland flieſt, iſt immer edel.

Zur

---

wurde er Chef d'Eſcadre, im Jahre 1681 Generallieutenant, Viceadmiral und General über die königlichen Schiffheere im Jahre 1690, Marechal von Frankreich im Jahre 1693, und ſtarb den 27. Mai des 1701ſten Jahres. Er focht lange unter Duquesne und war würdig, in die Stelle dieſes groſſen Mannes zu treten. Auch ſelbſt die verlohrne Schlacht von Hogue vermehrte ſeinen Ruhm.

Der Commandeur Paul war lange Zeit ein Armateur. Endlich kam er zum königlichen Seeweſen, und im Jahre 1663. vertraute ihm Ludwig ein Geſchwader von 6. Kriegsſchiffen wider die Seeräuber von Tunis und Algier an. In dieſem Zuge bewies er viele Einſicht, Herzhaftigkeit und Activität, und machte, daß alle Küſten der Barbarey vor ſeinen Siegen zitterten.

Gegen das Ende von Ludwigs Regierung war in Frankreich noch ein Armateur, ein See-Geuie voll Unerſchrockenheit und Talenten, Namens Caſſart. Er machte ſich lange durch die Menge und den Reichthum ſeiner Priſen berühmt. Im Jahre 1712. commandirte er ein Geſchwader von ſechs Kriegsſchiffen und zwo Fregatten, mit welchen er auf einen Feldzug verſchiedene Kolonien von Portugal, Holland und England verheerte. Aber er hatte gewiſſe Fehler, die mit dem Muthe manchmal verknüpft ſind; eine harte Gemüthsart und eine unbeugſame Seele.

Er

Zur Ehre Bretagnens müssen wir bemerken, f) daß diese Provinz ihm das Leben gegeben, und zur Ehre der Handlung erinnern wir, daß er in dem Schooße eines Standes gebohren worden, welchen der Hochmuth verachtet, und der die Grösse der Staaten ausmacht.

Frank-

Er beleidigte den Hof, und der Hof ließ ihn in der Vergessenheit. Eines Tages war Duguay-Trouin zu Versailles, und sprach in dem königlichen Vorzimmer mit verschiedenen Standespersonen: auf einmal wird er einen Menschen gewahr, der einsam in einem Winkel stund, und dessen Aufzug sein Elend verrieth: Cassart war es. Duguay-Trouin verläßt die großen Herren, die ihn umringten, geht zu ihm, und spricht drey Viertelstunden mit ihm. Man fragte ihn, als er zurückkam, mit wem er so lange geredt hätte? Wie? rief Duguay-Trouin, mit wem ich geredt? mit dem größten Seemann, den Frankreich heut zu Tage hat. Was für Dienste würde dieser Mann Frankreich haben leisten können, wenn man ihn gebraucht hätte? aber so hat er nur zu einem betrübten Beyspiel gedient, wie sehr sich der Hof in Acht zu nehmen hat, daß er die Verdienste nicht unterdrückt, und wie sehr man den Hof zu schonen hat, weil größtentheils Ehre und Ruhm nur von ihm abhängt. Wenigstens müssen wir seinem Gedächtniß das Recht thun, so man ihm in seinem Leben nicht gethan hat, Frankreich zu belehren, daß es noch einen großen Seehelden mehr hätte haben können.

f) Renatus Duguay-Trouin ward zu St. Malo den 10. Junius 1673. aus einer Kaufmannsfamilie gebohren. Sein Vater commandirte bewafnete Schiffe,

Frankreich, welches damals auf dem höchsten Gipfel der Macht stund, unterhielt den Krieg wider Europa. Mitten unter der Erschütterung der Welt trat Duguay-Trouin an das Licht. Drey Seeschlachten rötheten in dem Jahre seines Ursprungs die Meere mit Blut. g)

Von der Kindheit an zum Schauspiel der Schiffe gewöhnt, fühlt er bey diesem Anblick jene angenehme und gewaltige Regung, welche die Stimme des Genies ist. Schon fährt seine Seele auf den Meeren daher. Aber der Nimwegische Friede hat die Nationen entwafnet. Bald erhebt sich ein neuer Sturm aus dem Herzen von England. Ein Prinz, der in einem schwachen Körper und unter einem frostigen Ansehen alles Feuer, alle Thätigkeit einer ehrsüchtigen Seele verbirgt, in den Sitten streng, tiefsinnig in der Staatskunde, hartnäckig

se, bald im Kriege, bald in der Handlung, und hatte sich den Namen eines braven und geschickten Seemannes erworben. Duguay-Trouin hatte drey Brüder. Der Aelteste, Trouin-de la Barbinais, ein munterer einsichtsvoller Mann, ward Anfangs Consul von Frankreich zu Malgues in Spanien, und die übrige Zeit seines Lebens beschäftigte er sich, seinem Bruder zu seinen Seerüstungen zu helfen. Die zween jüngere Brüder kamen in dem Dienste des Staats zur See rühmlich um.

g) Im Jahr 1673., da Duguay-Trouin gebohren ward, führte Ludwig mit dem Reiche, mit Holland und

näckig in seinen Entwürfen, so geschickt al unglücklich im Kriege, und so sehr sein selb Meister ist, um seine Tugenden oder seine Unt genden zu wählen, Wilhelm hatte den unruhige Stolz dieses Volkes, welches seine eigene Könige richtet, zur Vermehrung seiner Hohe anzuwenden gewußt.

Das Verbrechen eines einzigen Mensch wird das Loosungszeichen zum Unglück der We Ludwig der vierzehnte der nirgends Gefahr sa wo er Ruhm erblickte, gewohnt, König eine Freistätte zu geben, bewaffnet sich um d zweyten Jakob wieder auf den Thron zu setz Bouflers und Vauban vereinigen sich, Deutsc land zitternd zu machen; in Luxemburgen sie Flandern einen neuen Conde aufleben; Catin breitet in Italien die Seele eines Helden u Weisen aus, und Ludwigs Flotten bedecken i Meere. O Tage unserer Hoheit! h)

S

und Spanien Krieg. Drey Seeschlachten wur hintereinander, nämlich den 7ten, den 14ten 21sten Junius, zwischen der holländischen Flotte einer und der französischen und engländischen auf andern Seite geliefert. Der Hof von London d te damals dem Hofe von Versailles. Bald herr veränderte sich alles, und Frankreich ward der E gebohren, der England so viel Uebel zufügen so

h) In den Jahren 1680. bis 82. stieg die französi Marine höher, als man jemals hoffen durfte. wig, der Vierzehente, der in allen Theilen der gierung die Erhabenheit seiner Seele äusserte,

Digitized by Google

Die Seele der Unterthanen erhebt sich unvermerkt bis zur Seele der Könige und jede Nation ist unter einem großen Prinzen zu großen Dingen aufgelegt. Aus allen Seeprovinzen gehen Schiffe ab, welche unter der gemeinschaftlichen Standarte des Vaterlandes den Krieg mit der Handlung vereinigen. Auf einer Fregatte, so seine Familie ausgerüstet hat, tritt

te den Entwurf gemacht, Frankreich die oberste Herrschaft über die See zu verschaffen. Colbert war würdig, diesen Entwurf auszuführen. Die Geschicklichkeit des Ministers unterstützte die Absichten des Prinzen. In kurzem ward der Seehafen von Toulon auf dem mittelländischen Meer, und der zu Brest auf dem Oceane, mit unermeßlichen Kosten zur Vollkommenheit gebracht. Die Natur ward zu Rochefort bezwungen, Dünkirchen und Havre de Grace mit Schiffen angefüllt. Ein Mensch von Genie, der aber ohne Colbert vielleicht nie wäre bekannt geworden, Renaud erfand zum Schiffbau eine regelmäßigere und leichtere Methode. Ihm hat man auch die Erfindung der Bombengalioten zu danken, wenn anders eine solche Erfindung so angesehen werden kann, als ob dem menschlichen Geschlechte ein Dienst damit geschehen sey. In den Seehäfen wurden Schulen für die Gardes-marines angelegt. Eine Menge Bürger, die durch ihren Müssiggang dem Staat unnüzlich, oder durch ihre Beschäftigungen schädlich, oder den Provinzen, so sie nicht ernähren konnten, überlästig waren, wurden eingeschrieben, und man brachte 60,000. Matrosen zusammen. Es erschien die Seeverordnung; man brachte

kritt Duguay-Trouin seine Laufbahne an. i) Wie furchtbar ist diese Fregatte, und welch ein Schicksal führt sie an Bord! Feindliche Nationen zittert! Er fängt, wie Turenne, an, und um einst zu befehlen, lernt er gehorchen.

Wenn jemals der Mensch Gelegenheit gehabt, diesen Trieb der Tapferkeit zu äussern, welchen die Natur ihm mitgetheilt, so ist es gewiß-

brachte durch billige Gesetze dieses zahlreiche und wilde Volk zur Disciplin; Gesetze, welche zur See nöthig sind, wo die Gesellschaft nicht so sehr die Sitten reinigen kann, und wo die Wildheit des Elementes sich den Seelen mittheilt. Frankreich hatte damals mehr als hundert Schiffe von der Linie, worunter verschiedene 100 Kanonen führten. D'Estrees, Duquesne, Tourville, Chateau Renaud, Johann Bart und Forbin verbreiteten überall den Ruhm unserer Marine. Duguay-Trouin fing an, sich zu erheben. Die Engländer und Holländer, so bis dahin Meister von der See waren, wurden in verschiedenen ordentlichen Schlachten überwunden. Die feindlichen Schiffe verbargen sich überall vor Ludwigs Flotten. Man weis, daß die französische Marine diese Ueberlegenheit bis zum Treffen von la Hogue behauptet hat.

i) Im Jahre 1689 hielt Duguay-Trouin seinen ersten Seezug. Er erhielt von seiner Familie die Erlaubniß, als ein Freywilliger auf eine Fregatte von 18 Kanonen sich einzuschiffen. Man hätte sagen sollen, die Natur wollte ihn prüfen. Während dieses Zuges war er beständig von der Seekrankheit gequalt; ein schrecklicher Sturm drohte ihm in der Nähe einen Schiffbruch; bald ward er ein Zeuge von einem bluti-

gewißlich in Seetreffen. Schlachten zu Land ſtellen zwar ein ſchreckliches Schauſpiel dar; aber wenigſtens droht der Boden, der die Streiter trägt, ihnen nicht, unter ihren Fußtritten ſich aufzuthun; die Luft, die ſie umgiebt, iſt wenigſtens ihre Feindinn nicht und ſie läßt dieſelben nach Gefallen ihre Bewegungen einrichten; ſie haben den ganzen Erdkreis offen, um der Gefahr zu entweichen. In den Schlachten zur See werden alle Elemente, dieſe Urſprünge des Lebens, zu Handlangern des Todes. Die Fluthen zeigen nichts als weite Abgründe, deren Oberfläche, durch immerwährende Stöße im Gegengewichte gehalten, ſtets fertig iſt, ſich zu öfnen. Die Luft, durch die Winde erregt, bringet Stürme hervor, hintergeht die Bemühungen des Menſchen, und ſtürzt ihn dem Tod entgegen, dem er entfliehen will. Das Feuer verbreitet auf dem Gewäſſer ſeine entſetzliche Thätigkeit; es öfnet die Schiffe, und ver-

blutigen Entern; einer ſeiner Kameraden, der ihm zur Seite ſtund, wollte in das feindliche Schiff ſpringen, und fiel zwiſchen die zwey Schiffe, welche ſich in dem Augenblicke eben anklammerten, und dem Unglücklichen alle Glieder zerquetſchten; ein Theil von ſeinem Gehirn ſprützte ſogar dem Duguay-Trouin auf das Kleid. Zu gleicher Zeit brach auf dem feindlichen Schiffe Feuer aus. Das waren die erſten Schauſpiele von Gräuel, ſo Duguay-Trouin zur See erblickte.

Digitized by Google

einigt die doppelte Angſt eines Schiffbruches und einer Feuersbrunſt. Die Erde, in einer unermeßlichen Weite entfernt, verſagt den Freyort; ſelbſt ihre Nähe iſt gefährlich und die Zuflucht iſt oft eine Strandung. Der Menſch, von aller Welt geſchieden, iſt in einem engen Gefängniße eingeſchloſſen, aus welchem er nicht entrinnen kann, während daß der Tod auf allen Seiten hinein dringt. Allein unter dieſen Schreckniſſen findet er noch etwas ſchrecklichers für ihn; das iſt ſein Nebenmenſch, welcher, mit Eiſen bewaffnet, die Kunſt mit Wuth vermiſcht, ſich zu ihm nahet, ihn feſt hält, ihn bekämpft, auf dieſem grenzenloſen Grabe mit ihm ringet, und die Gewalt ſeines Grimmes mit dem Grimm der Fluthen, der Winde und des Feuers verbindet.

Duguay-Trouin hatte von der Natur diejenige Unerſchrockenheit des Geiſtes empfangen, welche uns die Gefahr ſehn läßt, als ob wir derſelben nicht ausgeſetzt wären, und durch deren Antrieb man die Gefahr höhnet, als ob man ſie nicht ſähe. Sein Muth war durch eine Art einer kriegeriſchen Philoſophie noch verſtärkt. Er hatte die Meynung angenommen, welche uns die Begebenheiten abmalet, als ob ſie von einem unwiederruflichen Verhängniße gleich einer Kette angeordnet worden; eine Meynung, die für einen Philoſophen gefährlich, für einen friedſamen Bürger ſchrecklich, aber dem Kriegsmann günſtig iſt, und welche

der

der Grundsatz der arabischen Eroberer, eines Carls des zwölften und des großen Peters war. Die Unerschrockenheit, so sie einflößt, war die erste Eigenschaft, welche man in unserm Duguay-Trouin blitzen sah. Es giebt wohl Stufen des Wachsthums bey dem Genie: allein keine bey der Tapferkeit; sie ist gleich, was sie seyn soll.

Funfzehn feindliche Schiffe breiten die englische Flagge aus und machen eine fürchterliche Fronte. Der Hauptmann der Fregatte, auf welcher Duguay-Trouin ist, überläßt sich einer Furcht, die er befugt gewesen wäre, Klugheit zu nennen. Er will fliehn, Duguay-Trouin entrüstet sich darüber: er äussert diejenige Ueberlegenheit, welche große Seelen über schwache besitzen; der Muth, der ihn beseelt, durchfliegt alle Herzen. Man kämpft: es würde ihn betrübt haben, wenn sich jemand vor ihm in das erste feindliche Schiff geworfen hätte. Sein Blut fließt; er frohlockt, da er es fließen sieht. Es ist das erste Opfer, so er dem Vaterlande bringt. Er ist schon gerächet; das Schiff trägt die französische Flagge. Es ist zu wenig für ihn, gesiegt zu haben, da er noch streiten kann; er steht fertig, ein zweytes Schiff zu besteigen. Der Anstoß ist gewaltsam; er stürzt ihn in die Fluthen: aber Frankreichs Schutzgeist wachet über ihm. Vom Seewasser triefend eilet er, sich mit dem Blut der Feinde zu besprützen. Seine Tapferkeit hat schon diesen zweyten Sieg entschieden; er fliegt zum

dritten hin; alles weicht seiner Unerschrockenheit. Ein stiller Wahrnehmer der Natur, welcher auf der Spitze eines Berges viele vergnügte Stunden in der Betrachtung eines schönen Gefildes zugebracht, sieht gegen Abend mit Verdruß, wie sich die Schatten verdicken, und ihm dieses Schauspiel entziehn. Duguay-Trouin, der Eroberer dreyer Schiffe, von Blut überdeckt, betrübt sich, daß der fliehende Tag seine Triumphe unterbricht.

Er ist schon würdig zu befehlen. Seine Familie vertraut ihm ein Schiff; bald wird ihm sein König die Schiffe des Staates vertrauen. Eine Seele, wie seine, mußte es für etwas schmeichelhaftes ansehn, von niemanden mehr abzuhangen. Das Unglück kann Stürme gegen ihn erregen; aber es kann ihm die heftige Begierde, sich berühmt zu machen, nicht nehmen. Er wird auf die Küste von Ireland geworfen; er macht sich die Stürme zu Nutze. k) Die Flamme der Schiffe, die er verbrennt,

k) Im Jahr 1691 glaubte seine Familie, welche über die Herzhaftigkeit erstaunt war, so er bey Eroberung dieser Schiffe hatte blicken lassen, daß sie ihm eine Fregatte von 14 Kanonen anvertrauen könnte. Er hatte damals nicht mehr als 18 Jahre. Er ward vom Sturm auf die irelandische Küste geworfen; er bemächtigte sich eines Schlosses, und verbrannte zwey Fahrzeuge, ungeachtet des Widerstandes einer ansehnlichen Kriegsschaar, mit der er zu kämp-

brennt, erleuchtet dieſe traurigen Felder, wo noch das Blut der unglücklichen Kriegsleute des zweyten Jakobs rauchet; und ihre auf zweyen Schlachtfeldern herum irrenden Schatten erkannten wenigſtens, daß ſie einen Rächer hätten. Das Volk, welches die neue Welt entdeckt und unter das Joch gebracht, fängt an, ſeine Unternehmungen zu fürchten. Aber er ſoll ſich nicht wider Spanien furchtbar machen; ſein Schickſal iſt, ihm einſt zu dienen. O ihr Meere, die ihr durch die Niederlage von Hogue blutig und mit den Bruchſtücken unſerer Schiffe bedeckt geworden, ihr ſahet Duguay-Trouin zu gleicher Zeit die Fahne des Sieges verbreiten, l) und England, welches Frankreich überwunden hatte, war itzo von Frankreich überwunden.

kämpfen hatte. Dieſes geſchah nach der Schlacht bey Boine, wo König Jakob die Niederlage erlitten, und dem Treffen bey Kilconnel, das ebenfalls von der Partey des Prinzen von Oranien gewonnen worden.

l) Die Schlacht bey Hogue wurde den 29ſten Mai des 1692ſten Jahres geliefert. Tourville, der nicht mehr als 44 Schiffe hatte, erhielt Befehl, die Flotten von England und Holland, die aus 100 Segeln beſtunden, anzugreifen. Die Ueberlegenheit der Zahl gewann. Die Franzoſen, die mit Ruhm fochten, aber doch überwunden wurden, wichen endlich, nach einem zehnſtündigen Gefechte. Der engländiſche Admiral verbrannte uns 15 Schiffe bey Hogue und Cher-

So lange auf Erden ein Gefühl der Menschlichkeit bleibt, wird man sich voll Schauer der Maschine erinnern, dieses verderblichen Wunders von dem Geiste der Verheerung, welche auf einmal eine ganze Stadt zerschmettern sollte. m) Dir kömmt es zu, o Düguay-Trouin, deinen Geburtsort zu rächen. Ich sehe ihn, wie er überall auf dem weiten Ocean Feinde aufsucht, um sie zu bekämpfen, aber die Schiffe scheinen vor ihm zu fliehen. Welch ein ausserordent-

Cherbourg. Zu eben der Zeit trug Duguay-Trouin verschiedene Vortheile über die Engländer davon. Auf einer Fregatte von 18 Kanonen bekämpfte und eroberte er allein zwo Kriegsfregatten, welche 30 Kauffahrteyschiffe bedeckten. Einige Zeit hierauf nahm er mit einer Fregatte von 28 Kanonen noch sechs Schiffe hinweg. Also erhob sich Duguay-Trouins Glück über zwey mächtige Reiche empor, die sich einander aufrieben.

m) Die Engländer waren auf St. Malo erbittert, weil seine Armateurs ihre Handlung zerstörten. Sie hofften, vermittelst ihrer sogenannten höllischen Maschine, diese Stadt aus dem Grunde zu verheeren. Es war ein Schiff, in Form einer Galiote, von 90 Fuß in die Länge, mit hundert Tonnen Pulver auf dem Lastboden beschwert, und mit Bomben, Granaden, Kugeln, großen Stücken von Eisen und allerley brennenden Materialien angefüllt. Sie erschienen vor St. Malo den 26sten November 1693. In der Nacht des Dreyßigsten, den ersten December, da die Luft helle, das Meer still war, ließen sie ihre schädliche Maschine abgehen. Sie fuhr mit vollen

ordentlicher Mann ist das? was für Vorbedeutungen erfährt er? n) Ist es nur die Wirkung einer brennenden Einbildungskraft, welche sieht, was sie verlangt? oder haben die Seelen der Helden einen höhern Trieb, der nicht einmal von gemeinen Seelen vermuthet wird? Der Himmel rechtfertigt ihn; der Sieg kam selbst, ihn zu suchen; überall folgt er ihm.

vollen Segeln gegen die Mauer, wo sie, ohne bemerkt zu werden, angebunden werden sollte. Sie war nur 50 Schritte noch davon, als ein Sturmwind sie verschlug, und auf eine Klippe warf. Das Schiff ward leck. Der Ingenieur, so es anführte, eilte, Feuer anzulegen: aber das Wasser hatte schon in dem Raum überhand genommen, und der wenigste Theil fieng Feuer. Inzwischen sprang das Schiff mit einem entsetzlichen Knall in die Luft; die ganze Stadt ward davon erschüttert, und die Fensterscheiben und Schiefer von mehr als 300 Häusern giengen in Stücke. Man hat dem wohlthätigen Wesen, welches für das menschliche Geschlecht wachet, Dank zu sagen, daß dieses schreckliche Wagstück gegen die Menschlichkeit gescheitert ist. Die Menschen brauchen nicht durch so abscheuliche Erfolge zum Verbrechen angelockt zu werden.

n) Duguay-Trouin glaubte seinen Ahndungen. Er versichert in seinen Memoires, daß er stets diesen geheimen Bewegungen seiner Seele gefolgt, ohne sich jemals betrogen zu haben. Man würde mehr einen Redner, als einen Philosophen vorstellen, wenn man großen Männern eine Art von Prophezeihung beylegen, und sie mit den hohen Gebirgen vergleichen wollte, deren Spitze durch die Straalen des Lichtes

Die Flagge von Fleſſingen hat ſeine Blicke getroffen, von Fleſſingen, Ruyters Vaterſtadt. o) Er glaubt, dieſen großen Mann zu ſehen; er ſtellt ſich ihn vor, nicht, wie er mit Ehren überhäuft, nicht wie er von Spanien mit allen Titeln der Hoheit geziert wird; er ſieht ihn, wie er durch die Tapferkeit von dem niedrigſten Rang bis zum größten ſteiget, ſeine Triumphe auf allen Meeren verbreitet und für ſein Vaterland ſtirbt. Dieſes Bild entflammet ihn. Er kämpft; drey Schiffe entfliehn; das fürchterlichſte wird übermannt und erkennt ſeinen Ueberwinder.

Aber

Lichtes erleuchtet wird, indem die untenliegenden Gegenden des Globen noch in den Schatten begraben ſind. Dem ſey, wie ihm wolle, ſo hat es nie berühmte Leute gegeben, die nicht eine auſſerordentliche Meynung gehegt hätten, und der Wahn von Ahndungen ſteht einem Helden von einer feurigen Einbildung, und der mehr ein Krieger, als ein Metaphyſiker iſt, nicht übel an. Wenigſtens beweiſet er, wie tief ſeine Seele mit Schiffen, Schlachten und Siegen beſchäftigt war; das iſt der Genius eines Sokrates; es iſt das Geſpenſt, welches einem Brutus erſchien.

o) Ruiter iſt der größte Seeheld, den Holland jemals hervorgebracht hat. Er ward zu Fleſſingen im Jahre 1607 gebohren. Gleich in ſeinem eilften Jahre diente er zur See, und fing von der Stelle eines Bootsjungen an. Man darf ſagen, daß er deswegen nur größer, und bey Republikanern deſto höher geſchätzt ward. Er ſtieg ſtufenweiſe bis zur Würde eines Schiffhauptmanns, wurde hierauf

Com-

Aber es giebt eine Schule, welche vielleicht die Schule des Sieges übertrift: es ist die Schule des Unglücks. Fürchtet nichts gegen Duguay-Trouins Ehre. Es ist der Charakter der Helden, in den Wiederwärtigkeiten größer, als in der Wohlfahrt zu seyn. Marius, der auf Karthagens Ruinen sitzt, erweckt mir mehr Erstaunen, als Marius, der zu Rom auf einem Triumphwagen fährt.

Sechs

Commandeur, Contreadmiral, Viceadmiral, und endlich General-Admiral-Lieutenant der vereinigten Provinzen. Er machte sich auf allen Meeren berühmt, und starb im Jahre 1676 von einem Kanonenschuß, welchen er in der zweyten Schlacht wider die Franzosen vor der Stadt Agosta in Sicilien empfing. Alle diejenigen, welche diesen großen Menschen kannten, bemühten sich um die Wette, seine Verdienste zu ehren. Der König von Dänemark gab ihm ein jährliches Gehalt und den Adelsbrief. Die Barbaren auf den afrikanischen Küsten, welche seine Tapferkeit bewunderten, wollten haben, daß er im Triumph bey ihnen seinen Einzug hielte. D'Etrees, welcher gegen ihn gefochten hatte, schrieb im Jahre 1673 an Colberten: Ich wollte den Ruhm, welchen Ruyter itzo erhalten hat, gerne mit meinem Leben bezahlen. Der geheime Rath von Spanien gab ihm den herzoglichen Titel und Brief; Ludwig der Vierzehente betrübte sich über seinen Tod, und als man ihm vorstellte, daß er von einem gefährlichen Feinde befreyt worden; so sagte er: Man könnte bey dem Absterben eines so großen Mannes nicht unempfindlich seyn. Holland, welches ihn während seines Lebens mit Ehren überhäuft, ließ ihm

Sechs Kriegsschiffe haben Duguay-Trouin umringt. p) Er ist allein, und wagt es, mit ihnen zu streiten. Ferne von ihm die schüchterne Klugheit, welche nur Gefahren sieht, und die Ehre nicht erblickt! Ein vierstündiges Gefecht hat seinen Muth noch nicht erschöpft, hundert Kanonen donnern auf sein Schiff her, seine Maste brechen, die Segel reißen: bald werden seine Bruchstücke das Meer bedecken. Eine schwache Seele würde an nichts gedacht haben, als sich zu ergeben; eine hitzige und wil-

de

ihm nach seinem Tod ein prächtiges Gedächtnißmaal aufrichten. Noch ist sein Andenken bey ihnen verehret. Möchte doch bey allen Völkern, wo der Name Ruyter bekannt ist, ein solches Beyspiel die löblichste Nacheiferung erwecken!

p) Im Jahre 1694 fiel Duguay-Trouin mit seiner Fregatte zu 40 Stücken unter ein englandisches Geschwader von 6 Kriegsschiffen zu 50 bis 70 Kanonen. Er focht mit Unerschrockenheit 4 ganze Stunden wider das stärkste. Da er sich aber masklos erblickt, so faßt er den kühnen Entschluß, mit seiner ganzen Mannschaft in das feindliche Schiff zu springen, und sich dessen zu bemächtigen. Es war schon alles fertig; als, durch den Fehler eines Officiers der die Handhabe des Steuers veränderte, das ganze Project vernichtet ward. Zu gleicher Zeit rückt ein anders Schiff zu 60 Kanonen auf einen Pistolenschuß nahe an, um ihn anzugreifen, während daß drey andere ihn auf allen Seiten beschossen. Seine Leute erschrecken, verlassen ihren Posten, und wollen sich in dem Lastboden verstecken. Duguay-Trouin läuft

ihnen

de Seele würde nur gedacht haben, zu ſterben: Duguay-Trouin unterſteht ſich, zu hoffen, daß er noch ſiegen könne. Ihr Krieger dieſes Helden, ſeyd würdig, ihm zu dienen. Doch es iſt ein Punct, über welchen gemeine Seelen nicht ſchreiten: hier verwandelt ſich die äuſſerſte Unerſchrockenheit plötzlich in die äuſſerſte Schwachheit. Seine Kriegsleute empören ſich; ſie wollen nicht mehr fechten. Die Elenden ziehen die Schande dem Tode vor, das Schiff geräth zugleich in den Brand. Duguay-Trouin läßt die

ihnen erzürnt entgegen, und will ſie mit Piſtolen und Degen aufhalten. Zum größten Unglück geräth das Pulvermagazin in Brand. Er rennt hinunter und löſcht den Brand. Noch mußte er ſeine Soldaten zum Gefecht nöthigen, er läßt ſich Tonnen voll Granaden bringen, und wirft ſie in den Boden hinunter. Seine Leute kehren mit Schrecken zu ihren Poſten zurück: aber er ſelbſt iſt nicht wenig beſtürzt, da er ſeine Flagge darnieder ſah, es mochte nun ſeyn, daß das Tauwerk, ſo ſie hielt, von einer Kugel zerſchoſſen worden, oder daß in ſeiner Abweſenheit ein Menſch, der das Leben der Ehre vorzog, ſolches ſelbſt angeſtellt. Er befiehlt ſogleich, daß man ſie wieder aufſteckte. Seine Officiere bitten ihn, den Reſt ſeiner Leute nicht auf die Schlachtbank zu liefern. Duguay-Trouin voll Verzweiflung weis nicht, wozu er ſich entſchlieſſen ſoll. Seine Unſchlüſſigkeit wurde durch eine Kanonenkugel geendigt, welche zwar ſchon völlig matt war, aber ihn dennoch zu Boden ſchlug. Er lag mehr als eine Viertelſtunde ohne Kenntniß. Der engländiſche

Capi-

die Flammen löschen; er eilt zu seinen Kriegern, ermuntert, führt sie aufs neue an: aber er selbst wird getroffen. Er fällt, und sein Fall ist das Loosungszeichen der Niederlage. Helden, ihr herrschet nicht über das Schicksal der Schlachten: aber euer Ruhm ist in euern Händen. Duguay-Trouin lehret euch, daß es einen Ruhm giebt, der von dem Glücke nicht abhängt. Die Feinde bemächtigten sich seiner Person und seines Schiffes; aber seine Tugenden, aber der hohe unbezwungene Muth, diese Ehre, dieser Abgott eines Kriegsmannes, vornämlich eines Franzosen, diese so stolze, si erhabene Seele, nichts von dem allen war in ihrer Gewalt, und ungeachtet seines Unglücks blieb er auch in den Fesseln verehrungswürdig.

Es ist für den Staat nützlich, daß ein gro ßer Mann Fehler zu vergüten oder Unglücksfäll vergeßlich zu machen hat. Vielleicht würd Turenne, ohne die Niederlage bey Marientha nicl

---

Capitain, den sein Muth gerührt hatte, ließ ih mit aller Sorgfalt begegnen, als wenn er sein ei ner Sohn wäre. Nachdem das engländische G schwader bey Plymouth eingelaufen so bekam D guay-Trouin anfänglich die Stadt zum Gefängni aber bald darauf wurde er auf Befehl der Admi litat mit Hausarrest belegt. Doch dieser daue nicht lange. Duguay-Trouin war eben so liebe würdig, als tapfer. Er hatte einer jungen E länderinn gefallen; diese zerbrach seine Fessel, u die Liebe schenkte Frankreich einen Helden wieder

Digitized by Google

nicht so große Thaten verrichtet haben, und Villars der Sieger von Denain nicht geworden seyn, wenn er nicht bey Malplaquet wäre besiegt worden. Durch welche Thaten rächet sich Duguay-Trouin wegen seiner Gefangenschaft! q) Englands Küsten werden der erste Schauplatz seiner Siege; schon zieht er sechs Schiffe gefesselt nach sich. Er rennt einer Flotte von sechzig Segeln, die von zwey Kriegsschiffen bedeckt werden, entgegen; ein Wetterstraal unterwirft ihm eines; drey blutige Angriffe machen

q) Man hätte in der That sagen können, daß die Niederlage und das Gefängniß dem Duguay-Trouin neue Kräfte gegeben. Wenige Tage nach seiner Zurückkunft in Frankreich, fuhr er aus und kreutzte auf den Küsten von England, wo er bald sechs Schiffe wegnahm. Durch das letzte erhielt er Nachricht, daß eine Flotte von 60. Segeln, von zweyen engländischen Orlogen bedeckt, im Anzuge wäre. Er läuft der Flotte entgegen, greift die zwey Orloge an und bemächtiget sich derselben. Eines davon wurde von dem bravsten Capitain angeführt. Es war derjenige, der im Jahre 1689. den berühmten Johann Bart, und den Ritter Forbin mit eben dem Schiffe bey einem Entern gefangen genommen. Duguay Trouin war nicht älter als 21. Jahre. Die Regierung fing schon an, die Augen auf ihn zu richten. Ludwig der Vierzehnte schickte ihm nach diesem Treffen einen Degen. Der Minister des Seewesens, Pontchartrain, schrieb ihm einen von den verbindlichen Briefen, welche so wenig kosten oder kosten sollten, und die in ehrbegierigen Seelen so große Wirkungen hervor bringen.

Digitized by Google

chen ihm zum Meiſter des zweyten. Sein König würdigt ihn, einen Degen ihm zuzuſchicken; ein Geſchenk, das Duguay-Trouins würdig iſt! er vereinigt ſich mit einem Geſchwader: und da er fertig iſt, anzugreifen, giebt er der Welt ein großes Beyſpiel; er gehorcht und ſchlägt nicht. r)

Er muß allen Feinden Frankreichs zeigen, wer deſſelben Rächer iſt. s) Die Küſten von Spa-

r) Zu Ende des Jahres 1694. vereinigte ſich Duguay-Trouin auf den Befehl des Hofes mit einem Geſchwader des Marquis von Neſmond. Als er im Begriff war, ein großes engliſches Schiff zu abordiren, ließ der Marquis eine Kanone losfeuern. Duguay-Trouin glaubte, daß es eine Looſung ſey ſeinen Feind nicht anzugreifen, und ob er wohl begierig zu fechten und des Sieges beynahe gewiß war, ſo zog er ſich doch aus Gehorſam zurück. Dieſes Exempel bey einem Menſchen, wie Duguay-Trouin war, iſt ſehr bemerkenswürdig: es zeigt uns, was er auf die Kriegszucht hielt.

s) Im Jahr 1695. nahm er auf den irelandiſchen Küſten drey engliſche Schiffe weg, die aus Oſtindien kamen und welche ſo wohl wegen ihrer Stärke als Reichthümer beträchtlich waren. Im Jahr 1696. ſtieg er auf den Sanspareil, ein engliſches Schiff, ſo er erobert hatte, und kreuzte an den ſpaniſchen Küſten, woſelbſt er mit Liſt ſich zweyer holländiſchen Schiffe bemächtigte. Bey Anbruch des Tages ſieht er, daß er von der feindlichen Seemacht nicht mehr als drey Meilen entfernt iſt. Er ergreift ohne Verzug ſeine Maaßregeln, befiehlt ſei-

Spanien ſehn ſo, wie England, ihn mit Ruhm bekrönt; ſein Bruder, der ihn unterſtützt, kämpft, triumphirt, und ſtirbt an ſeiner Seite. t) Laßt uns ihn nicht beklagen; er iſt für das Vaterland geſtorben. Laßt uns Duguay-Trouin beklagen; er verliert einen Bruder, und Frankreich verliert einen Helden.

Er

ſeinen zwoen Priſen, die holländiſche Flagge aufzuſtecken und nachdem ſie ihn mit ſieben Kanonenſchüſſen begrüßt haben würden, von hinten zu ihm zu ſtoßen. Hierauf ſegelt er auf die feindliche Flotte mit ſolcher Ruhe und Gelaſſenheit zu, als ob er zu ihr gehörte. Die Feinde, durch ſeine Manövre und den Bau ſeines engliſchen Schiffes betrogen, glaubten, daß es eines ihrer Schiffe wäre, welches mit zweyen holländiſchen Fahrzeugen geſprochen hätte und itzo wieder zu ihnen ſtieße. Inzwiſchen da ſich eine ihrer Fregatten allzuſehr nähert; ſo erkühnte er ſich, ſie im Angeſichte der feindlichen Macht anzugreifen, und ein Theil der Flotte mußte ihr zu Hilfe kommen, um ſie ſeinen Anfällen zu entreißen.

t) Duguay-Trouin hatte einen jungen Bruder, der nebſt Muth und Geſchicklichkeit auch die Gabe zu gefallen beſaß. Er hatte ihm eine Fregatte von 16. Kanonen zu commandiren gegeben. Als ſie auf den ſpaniſchen Küſten mit einander kreuzten, thaten ſie bey Vigo eine Landung, und nahmen mit dem Degen in der Fauſt eine Schanze ein, aus welcher man auf ſie geſchoſſen hatte. Von da marſchirten ſie gegen einen großen Flecken, der mit ſpaniſcher Milz beſetzt war. Duguay-Trouins Brü-

Er wird zu höhern Unternehmungen berufen: die Hinderniſſe vermehren ſich, um ſeinen Ruhm zu vermehren. Das Volk, welches alle Meere mit ſeinen Flotten bedeckt, welches anfänglich Spaniens Sclav, hierauf ſein Ueberwinder und endlich deſſelben Beſchützer iſt; welches kaum frey wird, als es ſchon groß, mächtig und von Europa hochgeachtet in Indien Eroberungen macht, Geſetze giebt und in alle Theile der Welt handelt; die Holländer ſtellen unſerm Duguay-Trouin eine furchtbare Macht entgegen. Dieſe führt eine von den ſtarken und lebhaften Seelen an, welche in den Schlachten den Tod für eine Ehre anſehen und für das Leben nur wegen des Sieges Achtung tra-

Bruder, ein hitziger muthiger Jüngling, der vor Verlangen, ſich hervor zuthun, brannte, verdoppelt ſeinen Marſch, fliegt zum Angriff herbey und erſteigt zuerſt die Verſchanzungen, wird aber von einem Flintenſchuſſe durch den Magen getroffen. Duguay-Trouin focht auf einer andern Seite und ſiegte ebenfalls. Man bringt ihm dieſe Nachricht. Er bleibt einige Zeit unbeweglich ſtehn; bald darauf macht ihn die Verzweiflung wüthend; er ſtürzt über die Feinde her und richtet ein großes Blutbad unter ihnen an. Indeſſen zeigt ſich in der Anhöhe eine Schaar Reuterey. Da er ſich zum Ruckzüge genöthigt ſieht, verſammelt er ſeine Krieger und ſucht mit ihnen ſeinen Bruder auf; er findet ihn auf der Erde in ſeinem Blute liegend, welches man ſich umſonſt bemühte zu ſtillen. Er fällt

tragen. u) Duguay-Trouin hat einen Gegner gefunden, der seiner Tapferkeit werth ist. Die Gluth, so ihn beseelet, entflammt sein Kriegsvolk. Viermal fällt es an den feindlichen Bord; viermal wird es abgetrieben: allein sein Schicksal ist, überall siegreich zu seyn. Er fliegt zu

fällt über ihn her, umarmt ihn, ohne ein Wort sprechen zu können, benetzt ihn mit seinen Thränen und läßt ihn in sein Schiff bringen. Der unglückliche Jüngling lebte nur zween Tage noch, und starb in den Armen seines Bruders. Man brachte seinen Leichnam in eine portugiesische Stadt, wo Duguay-Trouin ihn mit allen Ehrenzeichen, so der Tapferkeit gebühren, zur Erde bestatten ließ. Sein Grab ward mit den Thränen der ganzen Schiffmannschaft benetzt und der Adel von den umliegenden Gegenden beweinte einen jungen Krieger, der durch allzugroßen Muth umkam, und fern vom Vaterlande auf einem fremden Gestade begraben ward. Duguay-Trouins Leid war lange Zeit durch nichts zu stillen. Das Bild seines in seinen Armen sterbenden Bruders folgte ihm ohne Unterlaß. Es quälte ihn den Tag über, und weckte ihn zu Nacht mit Schrecken auf. Nachdem er auch von dem Seezuge zurück kam und abgetackelt hatte, so nahm seine Melancholie dermaßen zu, daß er dem Dienste und dem Ruhm auf immer entsagen wollte. Aus diesem Entschlusse kann man begreifen, was der Schmerz einer so fühlenden Seele für eine Erschütterung gemacht.

(u) Im Jahr 1697. gieng er mit dreyen Schiffen der holländischen Flotte entgegen, welche drey Kriegs-Schiffe zur Bedeckung hatte. Ihr Befehlshaber war

einem neuen Angriff herbey. Ihr tapfern Feinde, ergebt euch einmal, ihr seyd nicht unter grausame Hände gefallen; man weis hier den Heldenmuth zu schätzen. Duguay-Trouin ehret seinen Triumph durch Menschlichkeit; er betrachtet die Wunden seines Feindes mit Ehrerbietung; er stillet das edelmüthige Blut. So wissen Helden einander Gerechtigkeit zu thun.

Aber welch eine entsetzliche Nacht folgt auf einen Tag des Triumphes! Das siegreiche Schiff ist vom Geschütze durchbort, von Winden bestürmt, auf allen Seiten offen. Ein Schiffvolk, das aus Verwundeten und Sterbenden be-

war der Freyherr Wassenaer, ein Mann von einer ungemeinen Unerschrockenheit und nachmaliger Viceadmiral von Holland. Niemals hatte Duguay-Trouin ein erschrecklichers Gefecht ausgestanden. Erst nach vier der blutigsten Abordages ward er von dem commandirenden Schiffe Meister. Alle Officiere des Freyherrn von Wassenaer wurden getödtet oder verwundet; er fiel in seinem Blute danieder und ward mit den Waffen in der Faust gefangen. Diesem Sieg folgte ein Sturm und eine schreckliche Nacht. Alles was die Einbildungskraft sich am entsetzlichsten vormalen kann, fand sich da vereiniget. Duguay-Trouin war tausendmal in Gefahr umzukommen. Seine erste Sorge bey seiner Ankunft zu Port-Louis war, daß er sich nach dem Befinden des Freyherrn erkundigte. Er lief sogleich zu ihm und both ihm alle Hülfe an, so er zu lei-

besteht, fünfzehnhundert Gefangene, die man bewachen muß, ein erschreckliches Ungewitter, mit dem man zu kämpfen hat, die See, welche mit stürzenden Fluten in das Schiff tritt, eine Schaar Unglückseliger, die fast in ihren Wunden den Geist aufgeben, die das anwachsende Gewässer fliehen, die auf den Händen unter entsetzlichem Geheule fortkriechen, der Tumult, die Angst, das Wehgeschrey mit dem Lärmen der Unordnung vermischt, so viele Menschen, die voll Schrecken den Augenblick erwarten, da sie von dem Abgrund verschlungen werden sollen! welch ein Anblick für Duguay-Trouin! Alles was ein behendes Mitleid und eine standhafte Klugheit vermag, wird angewandt und der junge Ueberwinder triumphiret über die Elemente, wie über die Feinde.

leisten fähig wäre. Nachdem er vernommen, daß dieser brave Kriegsmann nicht mit derjenigen Achtung, die seine Tapferkeit verlangen konnte, von den Eroberern seines Schiffes empfangen worden, so faßte er den lebhaftesten Widerwillen gegen ihren Befehlshaber: und ob er gleich sein nächster Verwandter war; so konnte er ihn doch niemals ohne eine Empfindung erblicken, die dem Hasse gleich kam. Als der Freyherr von seinen Wunden genesen, so stellte ihn Duguay Trouin selbst dem Könige vor. Eine solche Aufführung macht mehr Ehre, als zehn Siege. Es ist ein nützliches und tröstendes Schauspiel, die Verdienste durch große Seelen belohnt zu

Bisher haben wir ihn nur in den schnellen und schreckenvollen Augenblicken gesehn, wo die Seele eines Helden ihre Kräfte mitten in den Gefahren versuchet. Aber für einen Seemann giebt es mehr zu lernen; es giebt stillere Augenblicke, wo in der Ruhe der Sinnen und der Natur sein Genie sich in Wissenschaften übt und durch Nachdenken wächst. Die Seekunst, wie alle andere Künste, war Anfangs nichts als eine ungebildete Folge grober Verbindungen: denn der Geist des menschlichen Geschlechtes hat seine Kindheit eben so, wie der Geist eines jeden Sterblichen gehabt. Die Zeit, welche langsam, aber immerfort, wirkt, die Erfahrung, welche alle Vortheile und alle Misbräuche sieht, die Versuche der Seeleute, die Wahrnehmungen geschickter Männer, welche in einem Augenblicke fassen, was ganze Nationen und Jahrhunderte nicht gesehn haben, die Thätigkeit der Leidenschaften, welche große Dinge auszurichten suchen, und mehr, als dieses alles vielleicht, der Zufall, welcher nützliche Sachen entdeckt, die der Betrachtung des menschlichen Geschlechtes entgangen sind; alle diese Ursachen zusammen genommen, haben die Begriffe erweitert, und die Seekunst in eine weitläuf-

sehn; indem es für niederträchtige Gemüther nur ein Object des Neides und für harte oder schnöde Seelen, ein Object der Satire ist. Damals war Duguay-Trouin 23. Jahre alt.

läuftige Wiſſenſchaft verwandelt, davon die Philoſophie die Seele iſt, und welche in ihrem unermeßlichen Umfang Luft, Himmel, Erde und See faſſet.

Die Kunſt eines Euklids iſt der Grund von den Kenntnißen eines Seemanns. Duguay-Trouin lernt die Verhältniße der Ausdehnung. Durch dieſe unterſtützt, erhebt er ſich in die Himmel, um feſte Puncte da zu ſuchen; hierauf mißt er die Abgründe, welche die Meere in ſich enthalten; er beobachtet die Natur dieſes Elements, die Eigenſchaften, welche ihm überall gemein ſind, diejenigen, welche es von der Verſchiedenheit der Himmelsgegenden, von der Unbeſtändigkeit der Jahrszeiten und der Winde, von der Entlegenheit oder Nähe der Länder empfängt. x)

(x) Keine Profeſſion erfodert mehr Fleiß und Theorie, als die Marine. Man braucht beſtändig Aſtronomie und Geometrie dabey. Eine tiefe Kenntniß der Geographie iſt eben ſo nöthig; ohne dieſe würde es keine Schiffahrt geben. Der Seemann muß die Verſchiedenheit der Himmelsſtriche wiſſen, welche das Meer ſtill oder ſtürmiſch, ſtandhafter oder unſteter in den Gewittern machen. Er muß den Lauf der Fluten kennen, deren ſchnelle Bewegung wächſt oder nachläßt, je nachdem man ſich dem Lande nähert oder ſich davon entfernet. Er muß die Klippen und die unter den Fluten verborgene Sandbänke, die Gefahren und die Zufluchten, welche man an

Von dieſen verbundenen Kenntnißen entſpringt die Kunſt des Piloten: y) hierdurch lernt Duguay-Trouin den Lauf eines Schiffes einrichten. Wenn ſeine Fauſt den Donner des Krieges

an den Küſten findet, die Seehäfen und Rheden, die zu allen oder nur zu gewiſſen Jahrszeiten günſtig ſind, die Inſeln, welche in einer langwierigen Seefahrt einem abgematteten Schiffvolke Hilfe reichen können, die Gründe, welche den Anker leiden, und die, wo es gefährlich iſt, ihn zu werfen, die Abänderungen der Compaſſe, welche ſich nach Zeit und Ort richten, die jeder Gegend, jeder Jahres-Zeit eigene Winde, die gewiſſe Zeit, wo ſie anfangen, wo ſie aufhören, die Weite da ſie wehen, der Grad der Veränderung auch bey den regelmäßigſten Winden, alles dieſes muß ein Seemann wiſſen. Bey allen dieſen Objecten würde es gefährlich ſeyn, ſich auf Seekarten oder Beſchreibungen zu verlaſſen, welche oft unrichtig ſeyn können: man muß ſelbſt, ſo viel möglich iſt, Wahrnehmungen anſtellen. Ein Fehler, der außer der See gleichgültig ſeyn würde, kann auf dieſem Elemente die größten Entwürfe vernichten und den Verluſt einer ganzen Flotte verurſachen.

(y) Die Kunſt eines Piloten beſteht darin, daß man den Lauf eines Schiffes richtet, und den Punct beſtimmet, wo es ſich befindet. Zu dem Ende muß man die Direction, der ein Fahrzeug folgt, kennen, und die Geſchwindigkeit ſeines Streichens abmeſſen: allein es giebt unvermeidliche Fehler, welche nothwendiger Weiſe in dergleichen Berechnungen einſchlagen. Ein Schiff folgt nie der nämlichen Linie. Es hat eine unumgängliche Abweichung, ſo von der Schiefe der Segel, von den geheimen Bewegungen der

Krieges und das Schwerdt abgelegt, so ergreift er selbst die Reißfeder, das Teleskop und den Compaß; sein Aug ist bald auf die Himmel geheftet, bald irret es durch die Meere, manchmal durchwandelt es die Küsten. Er schreitet mit dem Senkbley in der Hand fort; er berechnet die Tiefen und die Entfernungen. Er, der einen Augenblick zuvor in der Schlacht ein unverzagter feuriger Kriegsmann war, wird itzo ein stiller Beobachter, der alle Vorsichten der Furcht anzuwenden weis.

Glaubet nicht, daß diese vervielfältigten Beschäftigungen gnug sind, um einen großen Seemann zu bilden. Ein Schiff ist eine ungemessene aus vielen Theilen bestehende Maschine. Man muß diesem großen Körper, ungeachtet seiner Last, Bewegung geben; man muß sie, ungeachtet der Unruhe des Meers und der Gewalt der Winde, in der Ordnung erhalten. Die zwey

der See, von dem ungleichen Schusse der Wogen, von den Fluten, die dasselbe gegen eine oder die andere Seite fortreißen, herrühret; endlich ist auch selbst der Compaß Veränderungen unterworfen. Um also die rechte Straße zu treffen, muß man auf diese Abwechselungen Achtung geben und die Fehler verbessern. Man entdeckt die Veränderung des Compasses, wenn man die Polarhöhe nimmt. Obschon der General zu den Verrichtungen eines Piloten nicht bestimmt ist, so muß er doch in dieser Kunst unterrichtet seyn, theils um solche bey dringenden Fällen anzuwenden, theils um den Piloten selbst beurtheilen zu können.

Digitized by Google

Elemente, welche sie bewegen, sind ihre furchtbarsten Feinde. Wie soll man alles benutzen, was sie nützliches, und fesseln, was sie gefährliches haben? Die Schiffkunst wirkt diese Wunder. Tromp und Ruyter, Tourville und Duquesne, weltberühmte Namen, und du, dem nichts fehlte, um ihnen gleich zu werden, als daß du so großen Flotten vorstündest, o Duguay-Trouin, durch diese Schiffkunst hast du den Sieg allezeit an deine Flaggen gebunden. z)

Zu

(z) Die Manövre ist die Kenntniß bewegender Kräfte im Seewesen. Sie lehret, wie man aus einem jeden Theile des Schiffes Nutzen schöpfen kann, wie man die Wirkung der angewandten Maschinen zu schätzen hat, wie man alle schweren Stücke der Last auf eine vortheilhafte Art austheilen, aus der Lage des Steuers die möglichsten Wirkungen hervorbringen, sich mit gutem Erfolge der Vielheit der Segel bedienen muß, worauf es in der heutigen Marine am meisten ankömmt, wenn man darin eine Ueberlegenheit bekommen will. Sie weiset, was man den Segeln für einen Grad von Beschlagung oder Aufspannung geben soll, damit der Wind eine gewisse Stärke gewinne, ferner, wie man sie verschiedentlich beysetzt, um die Geschwindigkeit zu vermehren, oder zu vermindern, um in gerader oder schiefer Straße zu fahren; wie man sich des nämlichen Windes bedient, wenn man gleich ganz entgegengesetzte Wege zu machen hat, wie man in voller See, durch das Gleichgewicht widersinnisch wirkender Kräfte die Ruhe auf die Bewegung folgen läßt, wie man alles berechnet, was die Evolution beschleunigen oder

Zu so vielen Studien fügt er noch die Erlernung der Beyspiele; die Wunder der Seefarth und des Krieges stehen vor seinen Augen wieder auf. O gebietherische Reizung der Geschichte, wenn sie von einem Genie gelesen wird! Oft in dem Stillschweigen der Nacht, wenn alles in der Welt ruht, wenn sein Schiff in einem sanften Laufe das Meer durchschneidet, wacht Duguay-Trouin, einsam und eingezogen, bey Lichte. Er geht die Seeannalen durch, und wenn er große Thaten liest, so erhebt sich seine Seele, sein Blut entzündet sich und sein ganzer Körper erschüttert sich vor Bewunderung und Freude.

Was aber vielleicht nicht weniger dazu beygetragen hat, seine Talente zu entwickeln, als so viele Schlachten, so vieler Fleiß, so vieles Nachdenken, das war seine Liebe gegen Ludwigen den vierzehnten, und Ludwigs Hochachtung gegen ihn. Man stelle sich Duguay-Trouin

---

oder verzögern kann, und wie lange sie währen soll, kurz, wie man die Manövre bald langsam, bald geschwind machen soll, und, welches ein allgemeines Gesetz ist, wie man die Stärke der Fahrt nach der Größe des Schiffes und dem Widerstand der Hindernisse richtet. Diese Kunst ist einem Seeofficier weit nöthiger, als die Kunst des Piloten. In den Treffen entscheidet meistens die Manövre den Sieg, und dieser hatte Duguay-Trouin den größten Theil seines Ruhmes und seiner glücklichen Erfolge zu danken.

Digitized by Google

Trouin bey dem Ausgange einer rühmlichen Seefarth vor, wie er ungeduldig ist, diesen großen König zu sehn, für den er so oft sein Leben in Gefahr gesetzt ohne ihn jemals gesehn zu haben. a) Er kömmt zu Versailles an. Weder der Pracht der Reichthümer, noch der Namen seiner Ahnen, noch Titel kündigen ihn an: seine Thaten melden ihn. Der Degen, den er von Ludwigen empfangen, ist das Kennzeichen seiner Würde; nun kömmt er, ihm diesen Degen mit dem Blut seiner Feinde

a) Im Jahr 1695. erschien Duguay-Trouin zum erstenmale bey Hof. Der Seeminister, Pontchartrain stellte ihn dem König vor, und dieser empfing ihn als einen Menschen, welcher dereinst die Ehre der Nation zu seyn bestimmt war. Seit der Zeit gab ihm Ludwig der Vierzehnte jederzeit Merkmaale einer besondern Hochachtung. Er hörte die Erzählung von seinen Unternehmungen aus seinem Munde gern. Der edle Stolz und die kriegerische Freymüthigkeit eines Helden hat freylich für die Seele eines großen Königes mehr Reizungen, als die Schmeicheleyen der Höflinge. Einst beschrieb ihm Duguay-Trouin ein Treffen, wo er das Schiff, der Ruhm (la gloire) betitelt, commandirte. Ich, sagte er, befahl dem Ruhm, mir zu folgen. Er ist euch getreu gewesen, versetzte Ludwig. Duguay-Trouin hatte daher für seinen König diejenige Liebe, welche die vornehmste Triebfeder in einem monarchischen Staat ist. Niemals gieng er von ihm weg, ohne von der Begierde, dem Staat zu dienen, immer stärker entflammt zu seyn. Diese Begebenheit gereicht sowohl dem Monarchen, als dem Unterthanen zum Lob.

Digitized by Google

de beſpritzt zu zeigen. Es war ein ſeltſames Schauſpiel für die müßigen und höhniſchen Höflinge, da ein Seemann aus dem Herzen ſeiner Schiffe an den Hof kömmt, und ohne andere Titel als ſeine geleiſtete Dienſte die Ehre hat, mit dem König umzugehn. Vielleicht bemerkten Einige, daß er die Manieren und die Artigkeiten der Höfe nicht beſaß. Ludwig bemerkte ſeine Tapferkeit und ſein Genie. Bald ruft ihn ſeine Pflicht von dannen. Ein Mann, wie er, mußte nicht zu Verſailles aufwarten. Er hat verdient, in dem königlichen Seeweſen zu dienen. b) Wir werden ihn ſehn, wie er ſtolz, für Ludwigen zu fechten, größere Entwürfe bildet, größere Thaten thut, und auf den höchſten Gipfel der Ehren und des Ruhms ſteigt.

Zweyter Theil.

Obgleich ein Armateur und der oberſte Befehlshaber in dem königlichen Seeweſen beide

b) Duguay-Trouin kam im Jahr 1697. von der Kauffarthey in die königliche Marine. Dieſes geſchah gleich nach dem berühmten Gefechte mit dem Freyherrn von Waſſenaer. Anfangs bekam er den Titel eines Hauptmanns der leichten Fregatte. Im Jahr 1702. ward er zum Unterhauptmann auf dem Schiffe des Königes, la Dauphine, ernannt, welches Graf Hautefort commandirte.

Digitized by Google

beide auf eben demselben Elemente fechten und eben die Hindernisse von Seiten der Natur zu bekämpfen haben; so unterscheiden sie sich doch durch gewisse Eigenschaften; und wenn die Schwierigkeiten den Ruhm des Erfolgs ausmachen, so sind die Triumphe des einen den Siegen des andern weit vorzuziehn. Der Armateur ficht für sich oder sonst für einen Privatmann: er kann sich dem Ungestüme seiner Herzhaftigkeit mit aller Verwägenheit überlassen. Der General zur See kann und muß weniger wagen; er muß die Ehre und die Macht des Staates schonen. Jener macht lauter Glücksstreiche; er braucht also mehr Kühnheit: dieser entwirft Unternehmungen mit Bedacht, er formirt Plane; also braucht er mehr Genie. Der Eine wird oft durch den Eigennutz angefeuert, und dieses niedrige und doch so gewaltige Motif kann ihm anstatt der edelsten Triebfedern dienen: hat aber der Andere bey einer Unternehmung auf die Handlung sein Augenmerk, so entehrt er sich und wird an dem Staat ein Verräther. Jener ist Herr über alle seine Handlungen; er entscheidet über Ort und Zeit; dieser ist oft durch Befehle eingeschränkt. Der Erste befiehlt Menschen, die er selbst gewählt hat; der Andere manchmal seinen Rivalen, und öfters seinen geheimen Feinden. Der eine ist Minister und General zugleich; sein Vorhaben offenbahrt sich erst in dem Augenblick, da

er

er es vollzieht; der Entwurf des andern wird oft entdeckt, ehe sein Geschwader aus dem Hafen lauft. Endlich hat der Armateur nur ein Schiff und sein ganzes Augenmerk geht dahin, es im Gefecht anzuführen. Der General zur See hat viele Schiffe; diese läßt er einen übereinstimmenden Lauf nehmen; er stellt sie in einer Entfernung, wo sie sich helfen können ohne sich Schaden zuzufügen; er weiset einem jeden seinen Feind an, den er angreifen soll und dessen Macht mit der seinigen ein Verhältniß hat; er giebt den Hauptleuten Verhaltungsbefehle, worinn auch die Zufälle und Gefährlichkeiten begriffen sind; er muß das Herz haben, seinen Tod voraus zu setzen, die vereinigten Bewegungen aller Schiffe nach einem allgemeinen Gesichtspuncte richten, ohne Begeisterung und Schrecken die äußersten Umstände einzusehn und zu beurtheilen wissen, wo man von den gewöhnlichen Regeln abweichen und einen Theil seiner Macht aufopfern muß, um die andern Theile zu erhalten.

Dieses ist die neue Laufbahne, welche Duguay-Trouin betritt. Die Ehrsucht, Spanien einen Herrn zu geben, hat Europa wieder in die Zwistigkeiten versetzt, aus welchen ein allzukurzer Frieden es gerissen hatte. Vergieb mir, o mein Vaterland, daß ich hier das Andenken eines Krieges wieder erneue, der dich so viele Thränen gekostet hat. Duguay-Trouins Siege sind mit deinen Unglücksfällen

fällen vermischt. Während daß dein Blut, in Deutschland, Italien und Flandern floß und die Felder von Hochstätt, Turin, Ramillies, und Malplaquet überschwemmte; vergoß dieser Held auf dem Meer und an dem äußersten Theile der Welt das Blut deiner Ueberwinder.

Eine vierjährige Ruhe hat ihn noch furchtbarer gemacht. Welche Nation wird zuerst die Wirkungen seines Muthes empfinden? das ist Holland; das ist dieß Volk, dessen republikanischer Stolz die Könige erniedrigen will. Duguay-Trouin ficht. c) Die eilenden Schläge des Geschützes, von einer geschickten Manövre unterstützet, bedrohen sein Schiff mit dem Untergang. Wo soll er eine Frey-

c) Im Jahr 1702. in dem spanischen Successionskrieg griff er ein holländisches Kriegsschiff von 38. Kanonen an. Der geschickte Feind machte aber eine so feine und unvermuthete Manövre, daß er in eine der nachtheiligsten Stellungen gerieth, wo er das ganze Feuer des Geschützes ausstehen mußte, ohne darauf antworten zu können. Schon hatte er zween Stückschüsse auf gleichem Wasser und sieben dergleichen in seine Maste bekommen. Die Gegner hielten ihn für verlohren. Plötzlich ergreift er den Entschluß, sich mit seiner ganzen Mannschaft in ihr Schiff zu werfen. Der jüngste seiner Brüder, der unter ihm focht, stürzte sich zuerst hinein und that Wunder der Tapferkeit. Der holländische Hauptmann ward getödtet und sein Schiff in weniger als einer halben Stunde erobert.

Digitized by Google

Freyſtätte ſuchen? In dem feindlichen Schiff. Er geht und löſcht die Blitze in den Fäuſten derer aus, welche ſie werfen. Sie, die ſich ſchon für ſeine Ueberwinder anſahn, werden mit Feſſeln belaſtet. Dort ſehe ich ihn an der Spitze dreyer Schiffe und zwoer Fregatten einem holländiſchen Geſchwader von funfzehn Schiffen entrinnen. d) Gleich jenem berühmten

d) Im Jahr 1703. lief er mit dreyen Schiffen und zwo Fregatten in See, und ſtieß den 7. Julius auf ein holländiſch Geſchwader von 15. Kriegsſchiffen. Ein dicker Nebel verhinderte ihn, ſolche recht zu erkennen, bis ſie ganz nahe waren. Er giebt ſogleich das Zeichen zum Rückzuge: aber ſechs feindliche Schiffe, welche leichter, als die andern, waren, rückten ſchnell vor und waren bereits im Begriffe, zwey von ſeinem Geſchwader anzugreifen. Er konnte ſich nicht entſchließen, ſie ohne Hülfe umkommen zu laſſen. Er zieht einen Theil ſeiner Segel ein und bleibt hinter ihnen ſtehn um ſie zu bedecken. Ein holländiſch Schiff von 60. Kanonen kömmt bis auf einen Piſtolenſchuß heran; Duguay-Trouin mit vier Lagen ſetzt es außer Vertheidigungsſtand. Vier andere verbinden ſich zuſammen, ihn anzugreifen; er vertheidigt ſich und führt ſie vier Stunden lang herum, bis ſeine Schiffe Zeit gewannen, zu entwiſchen. Sobald er ſie außer Gefahr ſieht, ſo ſpannt er alle Segel aus und kömmt in kurzem dem Feinde aus dem Geſichte. Unter allen Begebenheiten, ſo ihm vorgefallen, hielt er dieſe für die ſchmeichelhafteſte. Es entgiengen ihm aber dabey nicht mehr als 30. Mann, welche zum Gefecht untüchtig gemacht worden

ten Römer, der, um den Rückzug der Seinigen zu bedecken, und Rom in Sicherheit zu setzen, die Gewalt eines ganzen Heeres allein aufhält, widmet sich Duguay-Trouin der Gefahr, hält die ganze Flotte auf, bekämpft sie, widersteht ihr und trägt den doppelten Ruhm davon, sein Geschwader gerettet und den Feind in Erstaunen gesetzt zu haben. Ich folge ihm in die nordlichen Gegenden, wohin eine unersättliche Gewinnsucht den Bataver alle Jahre führt, um sich durch den Wallfischfang zu bereichern. e) Die Natur,

den, und er hatte das Vergnügen geschmeckt, seine Landsleute zu retten, dieses so süße Vergnügen für eine edle Seele.

e) Man weis, daß die Handlung der Holländer unermeßlich ist. Sie sammelt alle Schätze des festen Landes und der Inseln, und erstreckt sich von der Linie bis zu den zweenen Polen. Ein Hauptheil dieser Handlung ist der Wallfischfang auf den Küsten von Spitzberg. Die Holländer entdeckten dieses Land in dem Jahre 1596. Es liegt gegen Norden zwischen Grönland und dem neuen Zembla. Im Winter bleibt die Sonne vier ganze Monathe unter dem Horizont. Ein finstrer Himmel, die Luft, welche daselbst der sanften Wärme beraubt ist, woraus eigentlich das Leben der Wesen besteht, ungebaute wüste Gestade, ewige Berge von Eis, eine völlig wilde Natur, haben den Alten die Meynung eingeflößt, daß die äußersten Grenzen der Welt daselbst seyn. An den Küsten sieht man eine Menge von Wallfischen, deren einige bis auf 200 Schue lang sind. Hier

tur, zum Stillschweigen gewöhnt, vernimmt daselbst keine menschliche Stimme, als wenn der kühne Europäer, durch den Durst nach Gold verleitet, dahin kömmt, um die Ungeheuer der See zu plündern. Hier verfolgt Duguay-Trouin den Bataver. Mit dem Staal in einer, und dem Feuer in der andern Hand greift er an, bekämpft und verbrennt desselben Schiffe. Beeiste Meere werden von ferne durch Flammen beleuchtet. Auch England fühlt seine Stärke, die es schon so oft gefühlt hat. f) Wenn ihm zwey Kriegsschiffe entgehn,

Hier halten die Holländer ihren Wallfischfang: sie gehen von Holland gemeiniglich in dem Maimonathe ab, und kommen im August oder September wieder. Duguay-Trouin hatte sich mit fünf Schiffen zur See begeben, um diesen Wallfischfang der Holländer zu Grunde zu richten. Er langte den 30sten Julius des 1703 Jahres auf den Spitzberger Küsten an. Mehr als 40 Schiffe nahm er daselbst weg, oder ranzionirte oder verbrannte sie. Die Nebel, welche auf diesen Meeren ungemein dick fallen, machten, daß er deren viele verfehlte. Auf dieser Fahrt gerieth er in eine sehr große Gefahr. Denn es entstand plötzlich eine große Meerstille, worin seine Schiffe durch die Heftigkeit der Ströme bis zum 81 Grad Norderbreite, und auf eine Sandbank von unabsehlicher Weite getrieben ward. Es fehlte wenig, so hätten seine Schiffe gescheitert, und Duguay-Trouin in den Wüsteneyen, welche die Welt begrenzen, sein Grab gefunden.

f) Im Jahr 1704 verheerte Duguay-Trouin die Küsten

ſo iſt ihm nicht die Schuld beyzumeſſen: ſeine Siege rechtfertigen ihn. O Verrätherey! o ewige Unehre! während daß Duguay-Trouin ſich allein mit zween ſchrecklichen Feinden ſchlägt, ſo entfernen ſich die Schiffe, ſo ihn begleiten, um an ſeiner Gefahr keinen Theil zu nehmen. Inzwiſchen giebt es noch etwas ſchändlichers; die Schuldigen finden Schutz: denn es mag aus Hochmuth, Eigennutz oder Niederträchtigkeit geſchehn, ſo giebt es immer Leute, die ſichs zur Pflicht machen, alles was ſchlecht iſt, zu beſchützen. Duguay-Trouin em-

ſten von England. In weniger als drey Viertelſtunden nahm er ein Kriegsſchiff von 54 Kanonen nebſt 24 Kauffahrteyſchiffen weg. Kurz darauf machte er noch drey engliſche Priſen. Ein Küſtenbewahrer zu 72 Kanonen, und zwey andere Kriegsſchiffe entrannen ihm noch durch Hülfe der Nacht. Am Ende ſeiner Seefahrt ward er in einer gefährlichen Unternehmung ſchändlich hintergangen. Zwey große Kriegsſchiffe ſchlugen ſich mit ihm, eines zur rechten, das andere zur linken Seite, und hatten ihm alle ſeine Segel zerſtückt, und einen Theil ſeiner Maſte zerbrochen. Duguay-Trouin feuerte auf die zwey engliſchen Schiffe von beiden Borden; allein, er hatte Hilfe vonnöthen. Der Auguſte, welcher ihn begleitete, anſtatt ihm beyzuſtehn, ſpannte alle Segel aus, um ſich von ihm zu entfernen. Zwo Fregatten, welche Zeugen des Gefechtes waren, machten nicht die mindeſte Bewegung. Man kann beynahe nicht zweifeln, es mußte ihre Abſicht ſeyn, einen Helden umkommen zu laſſen. Es giebt mehr dergleichen

empfindet dieſe Beleidigung mit dem Stolze eines Helden. Er iſt im Begriff, das Seewesen zu verlaſſen und den Dienſt aufzugeben. Dieſes Unglück für Frankreich würde ein erwünſchter Erfolg für diejenigen geweſen ſeyn, die ihn dazu genöthigt hatten: doch er iſt allzupatriotiſch, als daß er dieſen Entſchluß ergreifen ſollte. Er ſtraft ſein Vaterland nicht wegen des Unglücks, einige verworfene Seelen hervor gebracht zu haben: ſein Zorn iſt ein neuer Feind, den er ſeinem König aufopfert.

Der Sieg eilet ihn zu tröſten. Er vergißt, indem er den Staat ehret, diejenigen, ſo den Staat beſchimpft haben. Zu gleicher Zeit geſellt ſich eine neue Ehre zu der Ehre ſeiner Triumphe. Noch ein Bruder ſtirbt ihm, mit den Waffen in der Fauſt. g) Ge-

gleichen Beſpiele von Verrätherey, und die Geſchichte bringt eben dieſelben Verbrechen oftmals wieder an den Tag. Hierbey iſt noch anzumerken, daß der Hauptmann des Auguſts dem Duguay-Trouin ſeine Freyheit, ja vielleicht ſein Leben zu danken hatte: denn ein Jahr zuvor hatte dieſer ſich der äußerſten Gefahr ausgeſetzt, um jenen vor einem holländiſchen Geſchwader zu retten. Als Duguay-Trouin nach Breſt kam, wollte er das Commando dieſes Schiffes einem würdigern Officier übertragen laſſen: allein der Verräther des Staates fand Beſchützer.

g) Im Jahr 1705 nahm er ein engliſches Orlog von 72 Kanonen hinweg. Er trift zween Kaper von Fleſſingen an, jagt ihnen entgegen, und zwingt ſie,

ſchlecht von Helden, du verdienſt die Ehrerbietung der Nachwelt. Von dreyen Brüdern haben zween ein Beyſpiel gegeben, wie man für das Vaterland ſterben müſſe, Duguay-Trouin giebt ein Beyſpiel, wie man für das Vaterland leben müſſe.

Ein brittiſches Geſchwader von ein und zwanzig Kriegsſchiffen ſtürzt ſich auf ihn her, greift ihn an, umringt ihn. Schon eines hat er außer Stand geſetzt; aber wozu dient ihm dieſer Sieg? ſeine Feinde gleichen einer wiederwachſenden Hydra. Plötzlich fällt der Wind; das Gefecht hört auf, die Nacht hat ihre Schatten auf der See verbreitet. Der Held

zu fliehn. Den ſtärkſten davon verfolgt er; derſelbe wehrte ſich zwo Stunden lang: Duguay-Trouin ſieht während des Treffens voll Bewunderung dieſen braven Kaper, wie er mit dem Säbel in der Fauſt und mit aufgerecktem Haupte von einem Ende des Schiffes zum andern lauft und mitten unter einem Hagel von Kugeln, die um ihn herfahren, gelaſſen und ruhig bleibt. Deswegen begegnete er dem unerſchrockenen Mann mit vorzüglicher Achtung. Wenige Tage hernach verlohr er einen zweyten Bruder, dem er das Commando über eine Fregatte gegeben hatte. Der tapfere Jüngling hatte ſchon zwo beträchtliche Priſen gemacht; er ward aber von einem Flintenſchuß tödtlich verwundet, als er eben ſich eines Corſaren von 44 Kanonen bemächtigen wollte. Alſo entriß ihm der Tod zween Brüder in kurzer Zeit und in einem blühenden Alter. Es iſt leicht zu vermuthen, daß ihnen nichts als ein längeres Leben gefehlt habe, um berühmte Männer zu werden.

Digitized by Google

Held ist von allen Seiten eingeschlossen; er kann nicht entkommen. Die Engländer halten den fürchterlichen Mann, der so oft das Blutvergießen in ihre Schiffe brachte. Doch sein Gemüth ist nicht niedergeschlagen, wenigstens soll sein Fall einen Theil seiner Ueberwinder zerschmettern. Sobald der Tag anbricht, will er sich in das mächtigste der feindlichen Schiffe werfen. Er hat allen seinen Officieren diesen Muth der Verzweiflung eingeflößt, welcher das letzte Gefühl einer edelmüthigen Seele ist. Der Schlaf kann seine Unruhe nicht stillen. In der schweigenden Nacht, einsam, mit unbeweglichen Augen, blickt er bald auf die stolzen Feinde, so ihn umringen, bald auf sein Schiff, welches ihr Raub werden soll, auf dieses Gewässer, wo er so oft gesiegt, auf die Himmel, wo der Tag in kurzem erscheinen, und ein Zeuge seines Unglücks werden soll. Plötzlich bemerkt er an dem Horizont den Vorboten eines Windes, der sich erheben will. Er giebt seine Befehle; man gehorcht stillschweigend; alle Segel sind ausgespannt; der Wind erhebt sich und sein Schiff entrinnt schnell mitten durch die erstaunten Feinde.

Durch so viele glänzende Thaten vermehrt Duguay-Trouin täglich seinen Ruhm. Sein König hat ihn mit dem Titel eines Schifhauptmanns geschmückt, und seine Ehrbegierde, dem Staat würdig zu dienen, wird dadurch

noch mehr entzündet. Ein neues Volk hat ſich gegen Ludwigen bewaffnet. Portugall, Frankreichs Feind aus Politik, Spaniens Rival aus Haß und Eigennutz, hat ſich aus Schwachheit an England verkauft. Das Gold und die Diamanten von Braſilien vereinigen ſich mit dem Eiſen unſerer Gegenden und die Schätze zwoer Welten werden verthan, um Europa zu verheeren. Duguay-Trouin erkühnt ſich, mit drey Schiffen eine portugiſiſche Flotte von zweyhundert Segeln, von ſechs Kriegsſchiffen bedeckt, anzufallen. h) Er

h) Zu Anfang des 1706. Jahres wurde er zum Schiffhauptmann ernannt und empfing einen Brief von Ludwig dem Vierzehnten, welcher ihm befahl, mit dreyen Schiffen abzugehen nnd ſich in Cadix zu werfen, welches mit einer Belagerung bedroht wurde. Auf der Höhe von Liſſabon ohngefähr 15 Meilen in See entdeckte er eine Flotte von 200 Segeln, welche aus Braſilien kam und durch 6 portugieſiſche Kriegsſchiffe bedeckt wurden. Ob er gleich nur drey Schiffe hatte, ſo ſtund er doch nicht an, ſie anzugreifen, das Gefecht währte zween Tage. Niemals waren ſeine Kriegsanordnungen beſſer eingerichtet; niemals bewies er einen unverzagtern Muth. Verſchiedene unglückliche Umſtände, die das Genie ſelbſt nicht voraus ſehn konte, vernichteten ſein Project. Inzwiſchen behielt er im Treffen die Oberhand. Er kam darin dem Tod ſehr nahe; drey Kugeln hintereinander führen ihm zwiſchen den Beinen dahin, ſein Kleid und ſein Hut waren von Flintenſchüſſen durchlöchert, er ward ſogar von Splittern wiewol nur leicht verwundet.

Digitized by Google

Er eilt auf Befehl seines Königs sich in Cadix zu werfen, welches mit einer Belagerung bedroht ist. Gleich einem Vendome, nachdem er Frankreichs Ehre gewesen, ist er bestimmt, eine Stütze Spaniens zu werden. Alles ist von dem Helden zur Vertheidigung der ihm anvertrauten Posten veranstaltet. Thätig, unermüdet fliegt er von dem Seehafen in den Kriegsrath, von diesem zu seinen Schiffen. Er läßt die Wahrheit mit derjenigen Unverzagtheit sprechen, womit er Flotten angriff. i)

i) Duguay-Trouin langte kaum in dem Hafen zu Cadix an, als er sogleich die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung des Platzes machte. Der Marquis von Valdecagnas, einer von der harten und hochmüthigen Menschen, die mit einer kleinen Seele einen großen Posten einnehmen, war damals Gouverneur von Cadix. Er hatte große Contributionen zu Lebensmitteln erpresset, und dennoch waren kaum so viele da, um 15 Tage auszulangen. Duguay-Trouin erfuhr es und hielt es für seine Schuldigkeit, Vorstellungen deswegen zu thun. Sein Muth und Eifer misfielen. Man nahm es übel auf, daß er sich mehr um die Vertheidigung von Cadix bekümmerte, als der Befehlshaber darin. Von dem Augenblick an versäumte man keine Gelegenheit, ihm Verdruß zu erwecken. Es lagen in dem Hafen zu Gibraltar 60 Fahrzeuge, die mit Lebensmitteln und Geschütz für die feindliche Armee beladen waren. Er bath inständigst um die Erlaubniß, sie zu verbrennen; er wollte für den glücklichen Erfolg Bürge seyn; allein man erlaubte ihm nicht, den zwoen Kronen

Allein die Leidenschaften der Großen sind mehr zu fürchten, als geharnischte Schwadronen. Es war ein Verbrechen für Duguay-Trouin, aufrichtig gewesen zu seyn und die Nachwelt wird es verabscheuen, daß der Lohn für so viele Bemühungen und Sorgen Beleidigung und Ketten gewesen sind. So schwer ist es für diejenigen, welche nur Titel haben, denen zu verzeihen, die Tugenden besitzen. Ludwig hatte eine allzugroße Seele, um nicht zu empfinden, wie viele Hochachtung man Helden schuldig ist. Es ist ihm nicht gnug, Duguay-Trouin gerächt zu haben; er setzt dieser

nen einen so wichtigen Dienst zu leisten. Seine Chaloupen wurden von einer spanischen Barke beleidigt; er läßt sie in Verhaft nehmen und fodert Genugthuung; der Statthalter läßt ihn anstatt der Antwort ins Gefängniß werfen. Das war die Belohnung seiner Sorgfalt. Ein solcher Misbrauch der Gewalt würde auch gegen den geringsten Menschen unanständig gewesen seyn. Ludwig aus Liebe zur Gerechtigkeit, aus Hoheit der Seele und aus Hochachtung nahm es über sich, den Duguay-Trouin zu rächen. Er foderte von dem König von Spanien, man sollte dem Marquis die Statthalterschaft von Cadix und seinem Schwager, dem Marquis von Villadarias, die Statthalterschaft von Andalusien nehmen. Duguay-Trouin griff bey seiner Zurückfahrt eine engländische Flotte von 15 Schiffen an, die von einer Fregatte von 36 Kanonen bedeckt war. Er bemächtigte sich der Fregatte samt 12 Schiffen. Der König ernannte ihn zum Ritter des heiligen Ludwigordens.

Digitized by Google

ſer Beleidigung ein neues Merkmaal ſeiner Werthſchätzung entgegen, und geſellt ihn dem militariſchen Orden bey, welcher die Tapferkeit mit Ehre belohnet.

O ihr, die ihr über dieſen großen Mann eiferſüchtig ſeyd, Er wird in kurzem mehr als jemals dem Staate nützlich ſeyn! England rüſtet eine mächtige Flotte aus, um den Feinden Philipps des Fünften Hülfe zuzuführen. k) Duguay-

k) Philipps des Fünften Thron hatte im Jahr 1706. zu ſtürzen geſchienen. Das folgende Jahr fing er an, durch Hülfe der hartnäckigen Tapferkeit der Spanier, durch den Beyſtand Ludwigs des Vierzehnten und die Geſchicklichkeit des Marſchalls von Berwik, ſich wieder aufzurichten. Die Schlacht bey Almanza, welche unter allen Schlachten der leztern Jahrhunderte vielleicht dem Feldherrn am meiſten Ehre gemacht, veränderte die ganze Geſtalt der Sachen. Die Eroberungen folgten itzo ſo ſchnell auf einander, als zuvor die Niederlagen. Die Portugieſen, die Engländer und die Oeſterreicher, welche in Spanien waren, wurden aller Orten angegriffen und überwunden. England, welches aus Haß gegen Ludwigen dem Erzherzog diente, rüſtete für Portugal eine Flotte von 200. Segeln aus, die mit Mannſchaft und Kriegsbedürfniſſen angefüllt war. Es war von der äußerſten Wichtigkeit für die zwo verbundene Kronen, dieſes Convoi aufzuhalten, ohne welches der Erzherzog ſich nicht in Spanien behaupten konnte. Der Auftrag geſchah an Duguay-Trouin und den Grafen Forbin, welche Befehle von Hof erhielten, ihre Geſchwader zuſammen zu ſtoßen. Sie liefen den 9 Oct. 1707 von Breſt aus und machten

Duguay-Trouin wird erwählt, selbige zu bestreiten. Er hat seine Schiffe dem Geschwader eines berühmten Mannes beygesellt, der wie er, ein verschiedenes Verdienst besaß. Forbin,

ten zusammen 14 Segel. Nachdem sie drey Tage in dem Eingang der Manche gekreuzt, entdeckte man endlich die englische Flotte. Sie ward von 5 großen Orlogen, dem Cumberland zu 82. dem Devonshire zu 92. der königlichen Eiche (*Royal Oak*) zu 76 dem Chester und dem Rubine, jedem zu 56 Kanonen, bedecket. Jederman weis die Umstände dieses berühmten Gefechtes. Duguay-Trouin wartete alle Augenblicke, daß der Graf Forbin das Zeichen gäbe: endlich als er sah, daß es auf Mittag gieng, und daß man so kostbare Augenblicke verlohr, so commandirte er sein Geschwader zum Angriff. Gleich Anfangs wurde er Meister vom Cumberland, welches das commandirende Schiff war; der Chester und Rubin wurden zugleich von zween Hauptleuten seines Geschwaders weggenommen; auch die königliche Eiche lief schon Gefahr angeklammert zu werden, als in dem Schiff, so sich derselben bemächtigen wollte, Feuer auskam, welche Gelegenheit sich jene zu Nutze machte und durch die Flucht entkam. Nun war der Devonshire noch, mit 92 Kanonen montirt und durch mehr als 1000 Mann vertheidigt. Duguay-Trouin hätte die königliche Eiche verfolgen und sich ohne Mühe derselben bemeistern können; er zog aber die Wohlfahrt des Staates seinem eigenen Ruhm vor und gieng auf den Devonshire los. Das Feuer, so auf demselben entstand, nöthigte ihn, sich in einer gewissen Ferne zu halten, und sich nur auf einen Pistolenschuß weit zu schlagen. In kurzem breitete sich der Brand

Forbin, von einem hohen Geblüte, hatte den Ruhm seiner Geburth behauptet; Duguay-Trouin hatte die Dunkelheit seines Ursprungs aufgehoben. Der Erste hatte seinen Ahnen einen neuen Schimmer ertheilt; der Andre seinen Nachkommen einen Namen erschaffen. Der Eine hatte alle Vortheile sich zu Nutze gemacht; der Andere alle Hindernisse überstanden. Beide unerschrocken, einsichtsvoll, begierig nach Gefahren, den Tod verhöhnend, fertig zum Entschlusse, reich an Hülfsmitteln: aber Forbin, der zu einem General zur See gebohren war, verrichtete nur Thaten eines Armateurs; Duguay-Trouin, zu einem bloßen Armateur gebohren, that fast immer Thaten eines großen Schiffhauptmanns. Jener dachte, indem er dem Staat diente, auf die Belohnung; dieser dachte nur auf Ruhm. Forbin verkaufte seine Dienste; Duguay-Trouin würde die Ehre, nützlich zu seyn, erkauft haben.

Brand überall mit Ungestüme aus und dieses große Schiff ward in weniger als einer halben Stunde in Asche gelegt. Alles was darauf war, kam entweder in den Flammen oder in den Fluten um. Die zwey Geschwader bekamen 60 Transportschiffe. Verschiedene Armateurs machten sich die Zerstreuung der Flotte zu Nutze und bekamen ansehnliche Prisen. Der Fortsetzer des Rapin-Thoyras sagt in seiner Geschichte von England, daß die Niederlage dieses Convois den Angelegenheiten des Erzherzogs fast eben so viel als die Schlacht bey Almanza geschadet.

Digitized by Google

ben. Mußten dieſe zweene berühmten Männer dadurch entzweyt werden, was unter ihnen ein ewiges Band hätte knüpfen ſollen, durch die Ehre, für das gemeine Wohl gefochten zu haben! Schon ſind die zwey verbundene Geſchwader nahe bey der engländiſchen Flotte; Forbin, entweder aus Vorſicht, oder Langſamkeit, oder weil er nach Bequemlichkeit den Plan ſeines Angriffes überdachte, (denn man ſollte nie ein unwürdiges Motif bey einem großen Mann vermuthen;) Forbin hat plötzlich ſeinen Vorſchritt verzögert, und zaudert, das Zeichen zum Treffen zu geben. Duguay-Trouin iſt gewohnt, alle Augenblicke zu zählen; er meynt, es gebe Umſtände, da man über die Geſetze hinaus iſt, und daß es beſſer ſey, dem Befehl zuvor zu kommen, als den Sieg zu verfehlen. Iſt dieſes ein Fehler, ſo iſt es der Fehler eines Patrioten, eines Helden; er brauchte nicht einmal einen glücklichen Erfolg, um unſchuldig zu ſeyn. Er ſchreitet hervor; der Sieg folgt ihm. Liſt und Kühnheit, ein heftiger Angriff und eine geſchickte Manövre machen ihn zum Herrn des commandirenden Schiffes. Indeſſen ficht man überall; auf einem weiten Raume der See herrſcht Blutvergieſſen. Man kömmt zum Handgemenge; die Vordertheile der Schiffe ſtoßen aufeinander, Manövre verwickelt ſich mit Manövre, die Fluten färben ſich von Blute. Die Donner, ſo ſich feindſelig begegnen, erſchallen mit einem entſetzlichen Geräuſche. Du-

guay-

guay-Trouin unter Tumult und Gräueln, beobachtet mit einem ſtillen Auge das Antlitz des Gefechtes, um Hilfe zu ſchicken, Verluſte zu erſetzen, oder Siege zu vollenden. Er entdeckt ein fürchterliches Schiff, mit hundert Kanonen bewehrt, von einem ganzen Heere vertheidigt. Dort richtet er ſeine Streiche hin. Er zieht dem Ruhme eines leichten Triumphes die Ehre eines gefährlichen Kampfes vor. Zweymal erkühnt er ſich, an Bord zu kommen, zweymal nöthigt ihn der Brand, ſo in dem feindlichen Schiffe entſteht, zurück zu weichen. Der Devonshire, gleich einem entzündeten Volkan, indem er inwendig verzehrt wird, ſpeyt auſſerhalb noch ſchrecklichere Feuer von ſich. Die Engländer ſchläudern mit einer Hand Flammen um ſich her, und beſtreben ſich mit der andern die Gluth auszulöſchen, welche ſie umgiebt. Duguay-Trouin erſchüttert ſich bey dem Anblicke des Schickſals ſo vieler tapfern Feinde; er hätte gewünſcht, ſie zu überwinden, nur um ſie zu retten. Es war ein ſchauervolles Schauſpiel für ein Herz, wie das ſeinige, dieſes unermeßliche Schiff in der offenbaren See brennen zu ſehn. Das entſetzliche Licht, welches der Brand auf die Fluten warf, ſo viele Unglückliche, welche wüthend herumirrten, oder mitten in den Flammen dahin bebten, welche ſich einander umarmten, oder zerfleiſchten, welche verzehrte Arme gen Himmel hoben, oder ihre rauchenden Körper ins Meer ſtürzten, welch

ein

ein Anblick! das Brüllen der krachenden Gluth, das Geheul der Sterbenden, das Gebet der Religion mit dem Geschrey der Verzweiflung und dem Fluche der Raserey vermischt, bis an den schrecklichen Augenblick, da das Schiff sinkt, der Abgrund sich zuschließt, und alles verschwindet: wie abscheulich war dieses anzuhören!

Möchte doch der Geist der Menschlichkeit solche Gemälde oft den Königen vor Augen legen, welche den Krieg befehlen! Inzwischen verfolgt Duguay-Trouin die erschreckte Flotte. Alles flieht, alles zerstreuet sich. Das Meer ist mit Ruinen überdeckt; unsere Seehäfen sind mit Beute angefüllt; und der Erfolg dieses merkwürdigen Treffens war dieser, daß keines von den Schiffen, welche Hilfsvölker enthielten, zu den Feinden kommen konnte; die Früchte der Schlacht von Almanza wurden gesichert, der Erzherzog sah seine Hoffnungen zerscheitern, und Philipp der Fünfte konnte sich schmeicheln, daß sein Thron befestigt seyn würde.

Ich übergehe mit Stillschweigen so viele andere Thaten Duguay-Trouins; so viele Entwürfe, welche mit Weisheit gemacht worden, Schlachten, wo er immer die Ueberlegenheit der Menge besiegt, eine Flotte, welche mitten unter den Gewittern angegriffen und überwältigt worden; fast das einzige Beyspiel dieser Art! Ich will euch diesen Helden nicht abschildern, wie er ein englisches Geschwader erwartet,

tet, plötzlich aber von einer Krankheit überfallen wird, wie er beynahe schon in den Armen des Todes liegt, und dennoch mehr von der Begierde zu fechten, als von dem Gefühle seiner Schmerzen gequälet wird. Er ruft dem Sieg auf dem Rande des Grabes. So bittet Alexander die Götter, ihn fechten oder sterben zu lassen. Aber ich eile, auf den berühmten Heerzug zu kommen, wo er so vielen Muth und Kriegserfahrung gewiesen, und sich als einen eben so großen Feldherrn als Seehelden gezeigt hat.

Seitdem die neue Welt entdeckt, erobert und verheert worden, wird sie durch alle Erschütterungen Europens mit angefochten, und es ist eine unglückliche Hoheit für die europäischen Nationen, daß sie nicht im Krieg begriffen seyn können, es fließe denn Blut an den äußersten Enden von Afrika, Amerika und Asien. O Brasilien! o weite und allzureiche Provinz! wie viele Ströme von Blut haben deine Goldminen befeuchtet? Schon hatten die französischen Schiffe in diesem Kriege die Stadt Rio Janeyro angegriffen: 1) allein der An-

1) Unter allen Unternehmungen Duguay-Trouins, ist die Eroberung von Rio-Janeyro die rühmlichste. Sie machte in ganz Europa ein großes Aufsehen, sowohl weil die Unternehmung verwägen war, als auch weil

Anführer dieser Unternehmung war mehr tapfer, als geschickt, mehr ein Soldat, als ein Befehlshaber, und, anstatt Beute davon zu tragen, sah er sich genöthigt, Fessel zu tragen. Duguay-Trouin hat den Vorsatz gefaßt, sein Vaterland und seinen König zu rächen. Er wird in sich selbst Hilfsmittel finden, die dem Staat fehlen: sein Genie und sein Name sind ihm genug. Das Gold begüterter Bürger ergießt sich auf seinen ersten Ruf zum Wohl des Vaterlandes; und der Eigennutz wird ein Werkzeug des Ruhmes. Bey dem erschallenden Gerüchte

weil die Vollstreckung derselben mit dem lebhaftesten Feuer geschah. Rio-Janeyro gehört den Portugiesen; es ist die größte und reichste Colonie in Brasilien. Im Jahr 1710 machte der Schiffhauptmann Du Clerc, der durch seinen Muth und durch verschiedene ansehnliche Prisen berühmt geworden, den Anschlag, diesen Platz zu überfallen. Er gieng mit fünf Kriegsschiffen und etwann tausend Mann aus Frankreich ab: allein diese Macht war nicht hinlänglich; er besaß das Genie nicht, welches den Abgang der Macht ersetzt und diese vermehret. Er war gezwungen, sich mit sechs bis sieben hundert Mann gefangen zu geben, und gleich als ob es jederzeit das Schicksal von Amerika wäre, ein Schauplatz von Grausamkeiten zu seyn, so wurden die Kriegsgefangene in tiefe Kerker geworfen, wo sie von Hunger und Elend starben. Die Wundärzte, welche die Verwundeten verbanden, wurden auf den blutigen Leibern der Soldaten erwürgt, selbst der Befehlshaber, nachdem er sich ergeben, wurde in dem

rüchte seiner Seerüstung rüstete auch Holland Flotten aus. England, welches auf die Meynung geräth, daß seine Küsten bedroht würden, ruft seine Heere zu seiner Vertheidigung zurück; durch die Schiffe werden alle seine Pflanzstädte in Unruhe gebracht; ein zahlreiches Geschwader ist bestimmt, den Seehafen einzuschließen, worinn der Held ist. So bringen die Bewegungen eines einzigen Menschen zwo Welten in Entsetzen. Duguay-Trouin ist ihnen zuvorgekommen; er ist schon in See. Ihr Franzosen, die ihr in den Gefängnißen von Rio-Janeyro

dem Hause entleibt, welches ihm zur Freystätte dienen sollte. Alle diese Frevel von Portugall waren so viele Beleidigungen für Frankreich. Duguay-Trouin zeigte sich bey Hofe, um für solche Rache zu fodern. Der üble Erfolg der ersten Unternehmung war für ihn ein Sporn weiter. Allein der Staat, welcher durch zehn Jahre von Krieg, durch so viele verlohrne Schlachten, durch Hunger und Miswachs, so auf den schrecklichen Winter des Jahres 1709 folgten, erschöpft war, sah sich außer Vermögen gesetzt, ihm unter die Arme zu greifen. Eine Gesellschaft von Kaufleuten that, was der Staat nicht thun konnte. Das Geschwader wurde so geheim als schleunig ausgerüstet. Duguay-Trouin gieng den 9 Junius 1711 unter Segel und langte den 12 September auf der Rhede von Rio-Janeyro an. Man hat sich bemüht, diese große Unternehmung mit allem dem abzuschildern, was sie auch einzeln interessantes hat. Man hat weder die Schwierigkeiten, noch die Gefahren vergrößert.

eure mit Ketten beschwerten Arme ächzend gen Himmel hebt, um solchen wider eure barbarischen Ueberwinder anzuflehen; o! könnte euch ein wohlthätiger Geist die Nachricht geben, daß Duguay-Trouin sich nähert, von welch einem Freudengeschrey würden nicht eure tiefen Gewölber wiederschallen? Er fliegt mit seinem Seeheer; der Augenblick seiner Ankunft ist der Augenblick eines Angriffs. Aber was für eine mächtige Hand hat an eben dem Orte so viele Gefahren und Hindernisse vereinigt?

Ich

größert. Der Redner ist hier nur ein Geschichtschreiber, die Begebenheiten erzählen ist hier so viel, als den Helden loben; und vielleicht würde es das schönste Lob seyn, so von Duguay-Trouin gemacht werden könnte, wenn man den Plan der Festungswerke von Rio-Janeyro den Lesern vor Augen legte. In eilf Tagen war er Meister von dem Platz und von allen Schanzen, so ihn umgaben. Der Verlust der Portugiesen war unermeßlich: 600000 Cruſados Kriegssteuer, eine unzählige Menge von Waaren, die entweder geplündert, oder vom Feuer verzehret, oder auf das französische Geschwader gebracht worden, 60 Kauffahrer, drey Kriegsschiffe und zwo Fregatten, die theils weggenommen, theils verbrannt worden, verursachten dieser Colonie einen Schaden von mehr als 25 Millionen. Es ist für die Menschlichkeit betrübt, daß die Helden einer Nation nur durch das Verderben und Unglück einer andern berühmt werden können.

Digitized by Google

Ich ſehe einen Hafen, der eng iſt, von einem Felſen beſchützt, und auf beiden Seiten von einer Menge Feſtungswerke vertheidigt wird. Dreyhundert Donner ſtehn auf dem Anweg, ſind in ihren Wirkungen verbunden, und werfen ihre Blitze kreuzend daher. Mitten in dem Einlaufe ſtellen ſieben Kriegsſchiffe eine ſchreckliche Vormauer dar; weiter hin ragen neue Werke, Thürme, Bollwerke, Schanzgräben, befeſtigte Inſeln hervor. Zuletzt iſt noch die Stadt Rio-Janeiro ſelbſt; dieſe ſitzt mitten auf dreyen Bergen, welche ſie bedecken und ſchirmen. Jeder Berg iſt mit Batterien beſetzt, deren Geſchütz von der Höhe des Himmels herabzudonnern ſcheint. Ueberall ſehe ich Feſtungen, Verſchanzungen, Gräben, Kanonen, und in dem Bezirk der Wälle ein Heer von zwölftauſend Streitern, die in Europa die Kriegskunſt gelernt.

Duguay-Trouin giebt das Zeichen zum Anfall auf den Hafen; dreyhundert Geſchützſtücke ſpeyen den Tod um ſich her. Von dreyen Seiten werden ſeine Schiffe vom Donner getroffen. Er fährt unbeweglich und in einem gleichen Laufe mitten durch dieſe Ströme von Feuer daher. Der Feind erſtaunt; man erſicht den Einlauf. Der Tag beleuchtete dieſen Triumph; Die Nacht hört ſchon die Bomben ſauſen, welche die Lüfte durchfliegen, und die Bürger der Städte unter ihren Dächern zerſchmettern. Ein neues Gefecht fängt mit dem Tage an.

Ein Eiland, ein wichtiger Platz, wird angegriffen und mit Sturm erobert. Die Portugiſen ſind geflohn; mit eignen Fäuſten verbrennen ſie ihre Schiffe. Alles iſt zur Landung fertig. Verwickelte Bewegungen und falſche Angriffe hintergehn den Feind, und die franzöſiſche Armee iſt ſchon auf dem Ufer.

Hier ſah man auf einmal einen Duguay-Trouin, der bisher nur auf dem Meere geſiegt hatte, alle Talente eines Feldherrn beweiſen, Schaaren bilden, in Schlachtordnung ſtellen, Poſten ausſuchen, einen durch den andern bedecken, die Gegenden beſichtigen, Fehler ſich zu Nutze machen, geſchwinde Ueberfälle vermeiden, den Sieg an ſich heften, Rückzüge anordnen, alle Vortheile, bald mit Vorſicht, bald mit Behendigkeit gebrauchen, und die Kunſt zu belagern mit der Kunſt, Treffen zu liefern, verſchwiſtern. So wahr iſt es, daß die Umſtände die Geſchicklichkeiten entwickeln; und vielleicht wäre Duguay-Trouin eben ſo leicht der Rival eines Turenne und Condé, als eines Ruyters oder Duquesne geworden.

Schon hat er ſich zwoer Anhöhen bemächtigt, welche die Stadt beſtreichen; er hat das ganze Land umher beſichtiget; er hat alle Rettungsmittel des Feindes ausgerechnet; er hat die Oerter entdeckt, welche den Angriff begünſtigen; er hat einen Sieg auf der Ebne erfochten, und Batterien aufgepflanzt, ſo auf die Wälle donnern. Das Geſchütz der Schiffe unterſtützt

das

das Feuer von verschiedenen Posten; alles ist fertig; morgen mit dem Tage wird man Sturm laufen. Indessen ist die Nacht zur Einnehmung eines Postens bestimmt. O entsetzliche Nacht! Nacht voll Schrecken! Ihre Stille wird plötzlich von Duguay-Trouins sämmtlichem Geschütze gestört. Zu gleicher Zeit bedeckt sich der Himmel mit Gewittern. Das Feuer der Blitze, mit dem schnellen und immer fortwährenden Feuer des Geschützes vermischet; das Gesaus der Stücke zu den verdoppelten Schlägen des Donners gesellet; die Wiederhalle der Felsen; die einstürzenden Mauern; das Gebrüll der See, die vom Sturme erregt ist; alle diese Gegenstände in der Dunkelheit einer finstern Nacht vereinet, stellen um Rio-Janeiro eine Scene von Grauen und Entsetzen vor. Die Bewohner nehmen die Flucht. Der Geiz schleppt seine Schätze mit sich in die Tiefen der Wälder, und in die Hölen der Gebirge. Die bestürzten Kriegsleute selbst weichen dem Strome; sie fliehn; ihre Hände haben die öffentlichen Reichthümer den Flammen überlassen; aber in dem Eingeweide der Erde verbergen sich heimliche Feuer, welche sie zu rächen bestimmt sind. Duguay-Trouin schreitet mit aller Behutsamkeit fort, als ob er kein Ueberwinder wäre; er macht sich des Sieges vollkommen würdig, indem er sich solchen versichert. Welch Schauspiel für den Helden, als die Franzosen, welche auf dieser fremden Küste in

Kärkern geächzt hatten, mit ungestaltetem Antlitz, auf dem die Merkmaale des Unglücks geprägt waren, mit verblichener Stirne, erloschenen Augen, zerrissener Kleidung, zu vollen Haufen kamen, seine Knie umfaßten, seine blutige Hand küßten, ihn hundertmal ihren Befreyer nennten, und sich mit aller der lebhaftesten, empfindlichsten, und nur den Unglückseligen bekannten Dankbarkeit gegen ihn ausdrückten.

Doch der Sieg ist noch ungewiß. Die Feinde haben ihr zerstreutes Volk wieder versammelt; eine mächtige Hilfe eilt herbey, um sich mit ihnen zu vereinigen. Albuquerque nahet sich an der Spitze eines Heeres; Albuquerque, durch Triumphe berühmt, dessen Name bey den Portugiesen die Losung zum Siege ist. Duguay-Trouin hat alles, sich zu vertheidigen, vorausgesehn. Drey Posten sind eingenommen; sie versichern ihm seine Eroberungen: allein er will der Vereinigung beider Heere zuvorkommen. Er marschirt; die Nacht steht ihm bey. Die Feinde glauben, er stünde noch unter den Wällen der Stadt und schon ist er ihnen im Gesichte. Die Krieger in Schlachtordnung gestellt, zeigen eine furchtbare Stirne und verbinden die Unerschrockenheit der Franzosen mit dem Stolze der Ueberwinder. Diese Kühnheit galt dem Helden für eine völlige Schlacht. Die Feinde, vom Schrecken überwunden, kommen, mit ihm wegen der Zurückgabe der Stadt eine Unterhandlung zu treffen

sen und ihm alles Gold ihrer Pflanzstädte anzubiethen. Schon hat er ihnen Gesetze vorgeschrieben und Geisseln bekommen. Umsonst kommt Albuquerque den folgenden Tag mit funfzehn tausend Streitern an; umsonst behaupten einige Portugiesen, welche begierig waren, zu fechten, weil sie sich des Sieges versichert hielten, umsonst behaupten sie, daß der Sieg alles rechtfertiget und daß eine glückliche Treulosigkeit kein Verbrechen mehr ist. Duguay-Trouin erlaubte den Feinden nicht, diesen gefährlichen Grundsatz zu befolgen. Zum Kampfe stets gerüstet bringt er die Unterhandlung zu Stande und seine Schaaren, mit dem Degen in der einen Faust, nehmen mit der andern die Reichthümer Brasiliens fort.

Fahre wohl, erhabner Ueberwinder! Bringe die Beute von Amerika in dein Vaterland! Doch ach! wie nahe ist die Schwachheit des Menschen seiner Größe! Duguay-Trouin, nachdem er Trophäen auf dem Gestade der neuen Welt aufgerichtet, ist im Begriff, in den Fluten umzukommen. m) Soll der Schauplatz sei-

m) Das Geschwader von Duguay-Trouin gieng den 13 November unter Segel, um nach Frankreich zurück zu kehren. Auf der Höhe der azorischen Eilande ward es von einem entsetzlichen Sturme überfallen, welcher zween volle Tage währte. Alle Schiffe wurden zerstreut oder liefen Gefahr unterzugehn. Duguay-Trouins Schiff wurde von einer schreck-

ner Siege ſein Grab werden? Endlich nach einem Sturme von zween Tagen beſänftigt ſich das erzürnte Meer und der Held iſt dem frohlockenden Frankreich wieder geſchenkt. Sein Namen erſchallt auf allen Lippen; wo er erſcheint, ſind die Blicke auf ihn geheftet. n) Das

ſchrecklichen Waſſerſäule die auf den Bug des Schiffes ſtürzte, bis auf den großen Maſt verſchlungen. Der Stoß war ſo gewaltig, daß dem Schiffvolk die Haare zu Berge ſtunden und man glaubte alle Augenblicke in dem Abgrund verſenkt zu werden. Welch ein Tod nach dem Siege? Es ſcheint, die Natur habe dieſe Augenblicke voll Ruhms dazu erwählt, die Helden zu erinnern, daß ſie nur Menſchen ſind. Zwey Schiffe giengen in dieſem erſchrecklichen Sturm zu Grunde. Duguay-Trouin, der ſo vielen Gefahren entronnen, lief den 12 Hornung 1712 in dem Hafen zu Breſt ein; es war eben der Tag, da die Herzoginn von Burgund geſtorben war. Die Trauer, ſo damals Frankreich trug, erlaubte der Nation nicht, ſich der Freude über einen ſo glücklichen Erfolg gänzlich zu überlaſſen und das Siegesgeſchrey ward vom Schmerzen erſtickt.

n) Duguay-Trouin iſt Einer von denen, welche die allgemeine Gunſt am meiſten genoſſen haben. Bey ſeiner Wiederkunft von Rio-Janeyro lief alles herbey um ihn zu ſehn und die Wege waren mit Volk beſetzt, welches denſelben mit derjenigen Gierigkeit anſah, womit man alles was außerordentlich iſt anzuſehn pflegt. Eines Tages, als eine große Menge Volkes wieder beyſammen ſtund, fuhr eine vornehme Dame vorbey und fragte, was da zu ſehn wäre: man antwortet ihr, Duguay-Trouin: hierauf

näherte

Das Volk, welches vom Hochmuth weniger geblendet wird, fühlt ſtärker den Zwiſchenraum, der zwiſchen ihm und großen Männern iſt, oder da es nicht ſo eiferſüchtig iſt, ſo iſt es freymüthiger in ſeiner Bewunderung. Dieſes verſammelt ſich um ihn her, es betrachtet ihn, es umringt ihn. Er iſt das Augenmerk von Frankreich geworden.

Ludwig hatte ihm alle Belohnungen geſtattet, ſo ihm gebührten. Es giebt eine Belohnung, welche, ſo zu ſagen, ein neues Weſen ertheilt, und die deſto herrlicher iſt, je mehr ſie ſich von ihrer Quelle entfernet. Dieſe iſt der Adel, eine Staatserfindung, die vielleicht der Menſchheit mehr ſchimpflich, als rühmlich, doch an ſich ſelbſt nützlich iſt, und nur durch den Misbrauch gefährlich wird. o) Glückſelig ſind die

näherte ſie ſich auch und drang durch den Haufen, um ihn beſſer ſehn zu können. Duguay-Trouin ſchien darüber beſtürzt zu ſeyn: ſie ſagte ihm aber: Wundert euch nicht, mein Herr, ich freue mich, einen Helden im Leben zu ſehn. So oft er von ſeinen Seezügen zu St. Malo wieder anlangte, ſo entſtund in der Stadt eine allgemeine Bewegung. Die Mütter wieſen ihn ihren Kindern und in dieſem zarten Alter, wo man ſo leicht die Eindrücke von andern annimmt, lernte man ihn ſchon bewundern, ehe man ihn kannte.

o) Der Adel iſt einer der ſchimmerndſten Vorzüge, welcher der Eitelkeit des Menſchen am meiſten ſchmeichelt; inzwiſchen iſt er nicht in allen Ländern gebräuch-

die Staaten, wo dieſe Erhebung zum Adel den Adel der Verdienſte nicht erſtickt, und wo dieſes Bild der Tugend, (denn dieſes ſoll ſie ſeyn) weder ein Ausputz des Laſters, noch der Titel der Trägheit, oder die Stütze des Hochmuthes iſt! O Duguay-Trouin, als dein König dich mit

---

bräuchlich. In China weis man nichts davon, zweifelsohne, weil die weiſen Geſetze daſelbſt ſtatt aller Gebräuche und Staatstriebfedern ſind. Eben ſo unbekannt iſt er faſt im ganzen Orient, weil die Furcht daſelbſt die Ehre erſtickt und weil überall, wo der Deſpotiſmus herrſcht, nur ein Menſch, ſo zu ſagen, wirklich iſt. In Europa iſt der Adel Mode geworden, entweder, weil alle Länder darin von Horden Eroberer bevölkert worden und weil der Krieg die vornehmſte Urſache von der Ungleichheit der Menſchen iſt, oder weil die Gewalt der Häupter allzuviel Gegengewicht hat und daher mehr Klaſſen von Bürgern nöthig waren, um ein Gleichgewicht zu erhalten. Dem ſey wie ihm wolle, ſo iſt der Adel eine der vornehmſten Triebfedern unſerer heutigen Staatsverfaſſungen; er iſt ſogar dem gemeinen Weſen nützlich, ſo lang man nicht voraus ſetzt, daß Ahnen ſtatt Geſchicklichkeiten gelten und ſo lang man die Namen nicht den Tugenden vorzieht. Auch ſollte man dergleichen Titel nicht verſchwenden, hauptſächlich aber nicht zu einem Preiße des Goldes machen. Man weis, wie Duguay-Trouin ſeinen Adel verdient hat. Seine Erhöhungsbriefe ſind in Ausdrücken abgefaſſet, welche ihm zur Ehre gereichen und enthalten einen Theil ſeiner geleiſteten Dienſte: ſie ſind vom Monat Junius 1709 datirt. Sein Wappen hatte zum Motto: dedit haec inſignia virtus.

Digitized by Google

mit dieſem Vorzuge beehrte, ſo fragte Frankreich nicht, wo du ihn verdient hätteſt! Zwölf Flotten, die angegriffen und überwunden worden, mehr als vier hundert gefangene oder verbrannte Schiffe, ſieh, das waren deine Titel! Ehe du ein Edelmann wurdeſt, warſt du ſchon ein Held. Warum ſieht man zur See mehr, als anderswo, ſo außerordentliche Menſchen, die alles ſich ſelbſt zu danken haben? p) Johann Bart

p) Es hat verſchiedene Männer zur See gegeben, die ſich ſelbſt gleichſam erſchaffen haben. Ich habe ſchon von Johann Bart gemeldet, welcher vom Fiſcherſtand anfing und bey der Würde eines Chef d'Eſcadre endigte, von Ruptern, welcher aus einem Bootsjungen General-Admiral-Lieutenant von Holland geworden. Der Admiral Tromp, der durch ſeine Siege über Spanien und England ſo berühmt geworden, war auch ein Mann von Glück. Unſer großer Duqueſne gelangte durch ſeine Verdienſte zum Commando. Er war eines Schiffhauptmanns-Sohn, und im Jahr 1610 gebohren, und fing ſchon in ſeinem 17 Jahre an, unter ſeinem Vater zu dienen. Sechszig Jahre focht er zur See, und unterſchied ſich von andern entweder durch kühne Unternehmungen oder durch Siege. Was zu ſeinem Ruhme am meiſten beygetragen, das waren die ſicilianiſchen Kriege. Da hatte er den großen Ruyter gegen ſich und ob er ſchon an der Zahl geringer war, ſo beſiegte er doch in drey Schlachten, nämlich den 8ten Jänner, den 22 April und den 2 Junius 1676 die vereinigten Flotten von Holland und Spanien. In dem 2ten von dieſen Gefechten kam Ruyter

Bart und Duqueſne, unſterbliche Namen, beide in der Niedrigkeit gebohren, haben ihre Größe auf ihre Thaten gegründet: und du, Ruyter, deine Hände, welche Könige bekämpften, und die ſiegreichen Flotten des Batavers anführten, hatten Segel ausgeſpannt und Tauwerke bearbeitet.

Duguay-Trouin, der aus einem bloßen Seefahrer ein Befehlshaber der Geſchwader und hierauf Generallieutenant geworden, q) war allzu hoch geſtiegen, als daß der Neid ihm nicht ein Verbrechen daraus hätte machen ſollen. Dieſe niederträchtigen und eiteln Menſchen, welche zu gleicher Zeit die Süßigkeit der weichen Trägheit und die Belohnungen der Tugend genießen wollen, unterſtunden ſich, mit den

Ruyter um. Aſien, Africa und Europa waren nach der Reyhe Zeugen ſeiner Tapferkeit. Duqueſne ward General über alle Seeheere von Frankreich und ſtarb den 2 Hornung 1688 in ſeinem 78 Jahre. Duguay-Trouin, deſſen Anfang noch weit geringer war, erhob ſich gleichfalls zu den erſten Stufen der Marine. Man kann nicht gnug dergleichen Beiſpiele den Bürgern vor Augen legen; ſie müſſen alle wiſſen, daß große Talente zu großen Aemtern leiten können, und daß Verdienſte nicht immer Ahnen vonnöthen haben.

q) Duguay-Trouin ward zu Anfange Auguſts 1715 zum Chef d'Eſcadre, den 1 März 1728 zum Commandeur des heiligen Ludwigordens und zum Generallieutenant den 27 eben deſſelben Monaths ernannt.

Digitized by Google

den Thaten ihrer Ahnen zu pralen und sie konnten es dem Helden nicht verzeihen, daß er eigene Thaten aufzuweisen hatte. Duguay-Trouin konnte mit dem römischen Marius sagen: ihr misgönnt mir meinen Ruhm; misgönnt mir auch meine Arbeiten, meine Gefahren, meine Gefechte; misgönnet mir mein Blut, so ich für das Vaterland vergossen habe.

Man denke hier nicht, daß Duguay-Trouin durch Ausfälle einer hochmüthigen Seele, die allzu sehr ihre Ueberlegenheit fühlt, den Neid wider sich gereizt habe. Er besaß alle Bescheidenheit eines großen Mannes. Wenn er seine Schlachten erzählte, so war er der einzige, dem er keine Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Es war ihm gnug, Lobsprüche zu verdienen; er überließ dem Gerüchte die Sorge, dieselben zu machen. Frey von Prahlerey in seinen Handlungen, frey von Uebermuth in seinen Reden, widerstund er den zween gefährlichsten Verführern der Tugend, dem Glück und dem Ehrgeiz. Wenn sein Ruhm ihn nicht überall begleitet hätte, so würde man, wenn man mit ihm sprach, vergessen haben, daß er ein Held war.

Die See theilt ihren Bewohnern immer eine natürliche Wildheit mit. Sie ist der Aufenthalt der Freyheit; man athmet da keine Luft der Sclaverey ein, wie in den ungemessenen Gefängnißen der Städte; man wird von keinen Tyrannen gedrückt. Auf diesem unbegrenzten

Ocean

Ocean breitet sich die Seele aus und wird grö-
ßer. Duguay-Trouin verband mit der Sanft-
muth einen edlen Ungestüm: aber er sparte ihn
gänzlich auf die Gefechte. Niemals äußerte er
ihn in Gesellschaft, ausgenommen wenn Unge-
rechtigkeit und Neid sich erkühnten, ihm seinen
Ruhm streitig zu machen. Er erhob sich, so-
bald man ihn erniedrigen, er sprach Hohn, so-
bald man ihn beleidigen wollte.

Niemals überwog der Eigennutz bey ihm die
Ehre. r) Welche Schätze sind es, die er in
den Schlachten zu retten sucht? Seine Flagge
und Frankreichs Ehre. Der Ueberwinder von
Brasilien und von vier hundert Schiffen starb,
ohne begütert zu seyn.

Man wundere sich nicht, daß er die Ta-
pferkeit in seinen Feinden zu schätzen wußte.
Man fühlt einen geheimen Stolz, wenn man
diejenigen ehret, welche man besiegt hat: allein
bey denen, die unter ihm dienten, sah er die
Tapfer-

r) Die Uneigennützigkeit, eine seltene Tugend, war eine Haupteigenschaft Duguay-Trouins. Pyrrhus sagte den Gesandten Roms, welche ihm Reichthümer anbothen: ich bin kein Kaufmann, ich bin ein König, ich komme nicht Gold zu suchen, sondern mit Stahl und Eisen zu fechten. Ein gleicher Trieb beseelte Duguay-Trouin, wenn er Ludwigs Schiffe anführte. Anstatt den Krieg in ein schändliches Gewerb zu verwandeln, verschwendete er lieber nach einem Treffen seine eigene Reichthümer, um den Muth seiner Kriegsleute zu belohnen.

Tapferkeit ohne Eifersucht an. Er flößte sie seinen Schaaren ein. Eine Vorsicht, welche alles begriff, eine Zuversicht, die niemals an dem Erfolge zweifelte, Anordnungen, welche die Kriegsleute in die Nothwendigkeit setzten, tapfer zu seyn, eine Strenge in der Kriegszucht, welche für unerschrockene Gemüther eben das, was ein nüchternes und mäßiges Leben für den Körper ist, s) eine Sorgfalt, voll Menschenliebe, ihr Blut zu sparen, (denn in seinen Augen waren auch Kriegsleute Menschen) alles dieses war fähig, ihnen Tapferkeit einzuflößen.

An dem Hofe, einem Land, wo die Ehrsucht selbst die Freundschaft erstickt, wo man alles vergißt, ausgenommen sich und seine Feinde, beschäftigte er sich mit der Beförderung seiner Officiere; er brachte an den Fuß des Thrones die Thaten der Krieger, welche ohne ihn dem Beherrscher nie würden bekannt geworden seyn. Ludwig setzt ihm zur Belohnung eines Sieges

s) In der Kriegszucht folgte er den Grundsätzen der Alten. Er sah sie, als die Seele des Kriegers und ein sicheres Pfand der Siege an. Man durfte unter keinerley Vorwand den Befehlen ausweichen, welche er einmal gegeben hatte. Niemals ließ er eine schöne That ohne Belohnung, noch eine schlimme ohne Strafe. Unter ihm war nicht nur die Disciplin streng, sondern oft hart: denn es nützt oft sehr vieles wenn man hierin zu viel thut.

ges ein jährliches Gehalt aus. Duguay-Trouin bittet den König, solches einem tapfern, aber armen Officier, der in dem Gefecht tödtlich verwundet worden, statt seiner angedeyen zu lassen. t) Diese Handlung, welche nichts mehr als gerecht war, muß wegen der itzigen verderbten Sitten uns als etwas großes vorkommen.

Die Empfindlichkeit ist allezeit der Charakter der Helden gewesen. So war Alexander, Cäsar, Heinrich der Vierte, Condé, zugleich heftig und empfindlich, zärtlich und erhaben; so war auch Duguay-Trouin. Welch ein Schauspiel, wenn er bey dem Anblicke eines Brandes, eines Schiffbruches zittert, den Unglücklichen zu Hilfe eilt, die Ueberwundenen tröstet, den Tod seiner Freunde bedauret, die Leichname seiner sterbenden Brüder umarmt, seine Thränen mit ihrem Blute mischt. Wie?

er

t) Was hier gemeldet wird, geschah im Jahr 1707 nach dem berühmten Treffen zwischen der englischen Flotte, und den zwey verbundenen Geschwadern des Duguay-Trouins und Forbins. Der König hatte ihm 1000 Livres auf den königlichen Schatz angewiesen. Duguay-Trouin schrieb an den Minister und bath ihn, diese Pension auf St. Auban, seinen Secondhauptmann, fallen zu lassen, welcher in dem Abordage des Cumberlands eine Hüfte verlohren und ein Gnadengehalt nöthiger hätte, als er. Ich bin belohnt gnug, sagt er unter andern, wenn ich es dahin bringe, daß man meine Officiere bedenkt.

Digitized by Google

er weint? Ist denn das der Held, vor dem England bebt? Heil ihm, wenn er keine andere als so edle Schwachheiten besessen hätte! Aber wenigstens wird ihm die Nachwelt diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß das Vergnügen ihm nur dazu gedient, von seinem Ruhme auszuruhn.

Er liebte Ludwigen nicht, als seinen Herrn, sondern als einen großen Mann, und da dieser Prinz starb, so gab Duguay-Trouin in Paris die Scene eines Unterthanen, der seinen König beweinte.

Glaubet nicht, daß der Held im Frieden seinem Vaterlande unnützlich gewesen. Die Tage eines Patrioten sind niemals für das Vaterland verlohren. Bald ergründet er durch gelehrte Nachforschungen und durch Betrachtungen, die einem Mann von Genie vortheilhaft sind, diejenige Kunst, die ihn so berühmt gemacht hat. Bald beschäftigt er sich mit Verfassung der Memoires, die ein ewiger Unterricht für die Nachwelt seyn werden. In den Seehäfen, über die er zu befehlen hat, erhält er die Ordnung, diese Seele der Kriegsdienste; er wacht über der Mannszucht, welche im Frieden so leicht zu entkräften ist; er bemüht sich, die Schiffbaukunst zur Vollkommenheit zu bringen, einer der wichtigsten Gegenstände des Seewesens und welcher noch so mangelhaft

ist. u) Er nimmt den Vorsitz in dem Rathe der

u) Man darf sich nicht wundern, wenn die Schiffbaukunst noch so unvollkommen ist, da die bürgerliche Baukunst so hoch gestiegen. Es ist hier der Ort nicht, diese zwo Arten von Künsten gegen einander zu halten: man bemerkt nur, daß die eine auf einen festen Boden gegründet, dahingegen die Arbeiten der andern ohne Unterlaß der Unbeständigkeit des Wassers und Windes ausgesetzt sind. Die erste kennt die Stärke und Eigenschaften der Materialien, so sie braucht: das Holz, so die zweyte verzimmert, ist zwar von gleicher Natur, aber von verschiedener Eigenschaft. Die Häuser haben keine Gewalt von außen auszustehn, keine merkliche Veränderung zu fürchten; die Schiffe müßen immerfort dem Anstoß der Wellen, den Erschütterungen der Winde und beym Gefechte den erschrecklichen Wirkungen des Geschützes widerstehen. Endlich sind die verschiedenen Theile der Gebäude immer nach geraden Linien und ebenen Flächen eingerichtet; die Verhältniß dieser Theile ist leicht zu finden und die Geometrie hat seit langer Zeit den Werth und die Stärke der Winkel, so sie formiren, ausgemessen: bey den Schiffen hingegen gehn fast alle Theile ihrer Zusammensetzung auf krumme Linien hinaus und auch diese sind wieder in jedem Theile verschieden. Jedermann weis, wie schwer diese Krümmen zu bestimmen und zusammen zu räumen sind. Noch eine Ursache, die dem Fortgange der Schiffbaukunst schadet, ist diese, daß die Werkmeister ihre besondern Methoden sehr geheim halten. Man erlaubt es ihnen, sie zu verbergen und als ein reiches Erbgut vom Vater auf den Sohn kommen zu lassen. Die Kenner sind also außer Stand gesetzt, darüber zu urtheilen oder sie zu verbessern. Diesem Mis-

brauche

der indianiſchen Geſellſchaft, x) welche von

brauche abzuhelfen, wäre es gnug, wenn man durch ein Geſetz den Schiffbaumeiſtern auflegte, bey der Admiralität ihre Plane und Riſſe niederzulegen. Dieſes iſt ein Geſetz, ſo man in England beobachtet. Was der Vollkommenheit dieſer Kunſt am meiſten im Wege ſteht, das ſind die vielfältigen Kenntniße und Einſichten, auf welchen ſelbige ſich gründet, und ohne welche man unmöglich die Verhältniße und den Grad der Krümme beſtimmen kan, der am vortheilhafteſten iſt, um den Trieb der Luft zu befördern, den Widerſtand des Waſſers zu überwinden, das Gleichgewicht aller Theile zu erhalten und die Schnelligkeit mit der Feſtigkeit zu verbinden. Die vornehmſte Schwierigkeit beſteht darin, daß die Luft und das Waſſer auf eine entgegen geſetzte Weiſe auf den Körper des Schiffes wirken und daß man den Grad ihres Wirkens ſo genau nicht weis, um eine Menge von Problemen daraus zu beſtimmen.

x) Der Herzog Regent intereſſirte ſich für die Geſellſchaft von Indien mit derjenigen Hitze, welche ein Gemüth, wie ſeines, für alle neue Unternehmungen zu haben pflegt, und glaubte, derſelben Wachsthum nicht ſicherer befördern zu können, als wenn er ſich nach dem Gutachten des Duguay-Trouin richtete. Er gab ihm eine rühmliche Stelle in dem Rath von Indien. Der erſte Miniſter bediente ſich fleißig ſeines Gutachtens ſowohl in der allgemeinen Anordnung der Geſellſchaft als auch in ihren einzelnen Stücken. Der Herzog von Orleans, welcher nur große Abſichten hatte, und der allzu viel wußte, als daß er nicht hätte fühlen ſollen, wie nöthig ihm der Unterricht wäre, hielt mit Duguay-Trouin regelmäßige Unterredungen über das Handlungs-Weſen, worin dieſes wichtige Object der neuern Staaten auf das tiefſinnigſte unterſucht wurde. Der Prinz ehrte den Helden, und der Held lehrte den Prinzen.

Digitized by Google

Colberten gegründet, hernach in Verfall gerathen war, und die man aus den Ruinen des Systems wieder aufstehn sah, wie mitten aus einem vom Wetter zerschmetterten Stamme ein Ast hervor sproßt, welcher in kurzem wächst, und stärker empor steiget, als der Baum selbst, der ihm den Ursprung gegeben hat. Philipp bedient sich seines Raths; Duguay-Trouin erleuchtet seine Mitbürger und seinen Prinzen, wie er seine Feinde überwunden hatte, mit Bescheidenheit, aber auch mit Muth.

Der Hof erneuert sich. Das Vertrauen, so man in ihn gesetzt, bleibt immer gleich. Algier, y) du zitterst beym Anblicke der französischen Flagge. Die Blitze, so unter Ludwigen dich beynahe in Asche gelegt, rauchen noch. Duguay-Trouin kömmt, um die Rechte der Menschlichkeit bey allen den Nationen zu behaupten, die mit der Freyheit der Menschen ein

y) Im Jahr 1731. verschaffte der Graf Maurepas dem Duguay-Trouin das Commando über ein Geschwader, so der König nach Levante schickte, um das Ansehn der französischen Nation auf dem ganzen mittelländischen Meere zu behaupten. Das Geschwader erschien den 3 Junius, und richtete seinen Lauf bald nach Algier, bald Tunis, Tripoli und Smyrna. Ueberall wurde ihm die größte Ehre angethan, und man brachte die Handlung zum Vortheile der Nation in die erwünschteste Richtigkeit. Hierauf lief dasselbe den ersten November wieder in dem Haven von Toulouse ein.

Digitized by Google

ein Gewerb treiben. Ueberall wird er mehr als ein Held, als ein Gesandter eines großen Königes, verehret. Er vollführt seine Unterhandlung mit der Ueberlegenheit eines Mannes, der durch Triumphe berühmt geworden.

Betritt er die blutige Bahne der Schlachten z) aufs neue? Die Welt wird erschüttert; Frankreich stößt sich wider das teutsche Reich; unsere Schiffe werden in den Häfen

z) Im Jahr 1733 entzündete sich der Krieg zwischen Frankreich und dem Reich. Da England sich gewaltig rüstete, so ließ der Hof ein gleiches zu Brest thun, und das Comando über das Geschwader ward Duguay-Trouin aufgetragen. Seine Gesundheit war schon sehr geschwächt; allein er schien seine Kräfte zu beleben, um dem Staat zu dienen. Niemals bewies man mehr Hitze und Geschwindigkeit. Indessen waren alle diese Anstalten vergeblich. Man machte Frieden mit dem Kaiser und die Schiffe, ohne die Rhede verlassen zu haben, liefen wieder in den Hafen ein. Bald hierauf nahm seine Krankheit überhand, und er hatte viele Mühe, sich nach Paris bringen zu lassen. Die Aerzte urtheilten, daß alle ihre Kunst ihn nicht retten könnte. Den 17 September, als er sein herannahendes Ende fühlte, schrieb er an den Cardinal Fleury und empfahl seine Familie der Gnade des Königes. Dieses Schreiben eines sterbenden Helden rührte den Cardinal bis zum Weinen. Er las es dem König vor, der darüber nicht weniger bewegt war. Duguay-Trouin starb den 27 September 1736. Die Nation betrauerte ihn und die Feinde gestanden ein, daß er ein großer Mann gewesen.

Digitized by Google

ausgerüstet. Die Ehre, sie anzuführen, entflammt Duguay-Trouin, und giebt ihm die kochende Hitze des ersten Alters wieder. Diese Meere, die Zeugen so vieler Triumphe, erkennen noch nach zwanzig Jahren ihren Ueberwinder. Aber plötzlich beruhiget sich Europa, und Duguay-Trouin, der sich bereitet, seine Siege wieder anzufangen, frohlockt aus Menschenliebe, daß er seinen Ruhm nicht vermehren darf.

Es scheint, die Uebel, so ihn quälten, seyen nur durch seinen Eifer, zu dienen, zurückgehalten worden. Sobald er kein Gefecht mehr hoffen kann, wird sein Körper schwach, seine Kräfte erschöpfen sich, und Frankreich, welches erst Berwicken und Villars verlohren hatte, beweint den lezten Helden aus Ludwigs Zeitalter.

Mußte er uns sobald entrissen seyn! Mußte er durch Krankheiten erschöpft unterliegen, da er noch eine lange Bahne von Ruhm hätte antreten können! Ach! wenn der Himmel seine Tage verlängert hätte, so würde er noch in seinem Alter die Welt in Erstaunen gesetzt haben. So machte Duquesne Frankreich noch zur See fürchterlich, da er unter der Last der Jahre gekrümmt gieng; so ward Villars ein Eroberer in einem Alter, wo andere Menschen kaum noch leben. Möchte wenigstens sein Geist unter uns wandeln, und sein Beyspiel Helden erwecken!

In

In den tiefsinnigen Unterredungen, welche er mit Philippen hielt, redete er unaufhörlich von der Wichtigkeit und dem Nutzen des Seewesens. Ach! sollte er itzo wieder aufleben; sollte er sich in unsern Häfen und Zeughäusern umsehen, wie groß würde sein Leid seyn! Franzosen, würde er ausrufen, wo sind die Schiffe, denen ich geboth, wo die sieghaften Flotten, welche den Ocean beherrschten? Meine Augen suchen sie umsonst: ich werde nichts als Ruinen gewahr. Ein trauriges Stillschweigen herrscht in euren Seehäfen. Wie? seyd ihr das Volk nicht mehr? Habt ihr nicht eben die Feinde noch zu bekämpfen? Geht, vertrocknet die Quelle ihrer Schätze! Wißt ihr nicht, daß alle Kriege in Europa nichts als Handelskriege sind, daß man Heere und Siege erkauft, und daß das Blut für Gold vergossen wird? Die Schiffe sind itzo die Pfeiler der Thronen. Blickt jenseits der Meere: die Bewohner eurer Pflanzstädte recken die Arme nach euch. Seyd ihr Bürger? seht, das sind eure Brüder. Seyd ihr nach Reichthum begierig? in der neuen Welt werdet ihr sie finden. Ihr werdet noch ein herrlichers Gut finden, den Ruhm. Ihr habt so vieles Blut verschwendet um das Gleichgewicht in Europa zu erhalten; die Ehrsucht hat ein anders Object erwählt. Bringet dieses Gleichgewicht in die See. Dort, dort müßt ihr es handhaben. Wenn ein Volk allein daselbst herrscht, so wird es ein Tyrann,

und ihr seine Sclaven werden. Ihr müßt von ihm die Nahrung eurer Schwelgerey kaufen, von der euch eure Unglücksfälle niemals heilen werden. Franzosen, betrachtet diese Meere, die auf dreyen Seiten euer Land benetzen. Seht eure reiche Provinzen, die euch zum Schiffbau alles nöthige um die Wette anbiethen. Seht die Seehäfen, die zur Aufnahme eurer Schiffe gemacht sind. Der Ruhm, der Nutzen, die Nothwendigkeit, die Natur, alles ruft euch zu. Franzosen, seyd groß, wie eure Vorfahren. Herrschet auf der See, und mein Geist, welcher eure Triumphe über die Völker, so ich überwand, vernehmen wird, wird noch in seinem Grabe frohlocken.

Ode.

Ode

von der Zufriedenheit des Geiſtes.

Seelenruhe, du Wunſch beſſerer Sterblichen!
Du beſucheſt nicht Sklaven der Leidenſchaft,
Und gehſt an dem Pallaſt ſchwelgender Könige
Mit gleichgültigem Schritt vorbey.

In dem eiſernen Feld, wo der Eroberer
Deinen Schatten umarmt, zeichnet dich keine Spur!
Dir iſt blutiger Ruhm, und der Geharniſchten
Wilder Jubel, ein Donnerton.

Bey dem glänzenden Gold ſucht dich der Geiz umſonſt,
Denn ſein ſterbend Geſicht bleibt wie ſein blaſſes Gold.
Deiner Lieblinge Mund blüht, wie der junge Lenz,
Und ſein Purpur entfärbt ſich nie!

Von den Bechern berauſcht, und in Betäubungen
Ausgegoſſen, beredt ſich oft der Ueppige,
Dein Beſitzer zu ſeyn; aber du biſt es nicht,
Die um trunkne Pokäle ſchwebt!

Wo ein feindliches Heer ſchlafloſer Sorgen wacht,
Wo die ſanfte Vernunft noch nicht der Leidenſchaft
Ihren Stachel geraubt, und die Begierde noch
Die vielwünſchende Bruſt beſtürmt.

Allda wohnest du nicht. Wenige Edle nur
Hast du bey der Geburt zärtlicher angeblickt,
Und den göttlichen Hang zu der Zufriedenheit
In ihr wächsernes Herz geprägt!

Wer am meisten dich sucht, findt dich am wenigsten:
Komme, Göttinn, zu mir von dem Gestirn, wo du
In die fähige Brust stralender Seraphim
Gottes Frieden und Ruhe hauchst.

Trenne mich von dem Volk! öfne mir irgendwo
Ein einsiedlerisch Thal, wo das Getümmel schweigt,
Und ein heiliger Hain, den die Natur erschuf,
Mich in gastfreye Schatten hüllt!

Aus dem gelzigen Fluß laß ich den Kaufmann dann
Goldsand schöpfen, nach ihm reck ich die Hand nicht aus.
Glüklich, wenn nur den Rand meines vergnügten Thals
Ein geschwäziges Wasser nagt!

Dann verberg ich die Zeit in den Betrachtungen
Gottes und der Natur: wenn nur Euterpe nicht
Meiner Leyer entsteht, und Polyhymnie
Sie mit günstigerm Finger spannt.

Digitized by Google

Die Thorheit der Menschen,

an Herrn G*

O welch ein Gram, der meine Ruhe störet!
Welch tiefer Dorn erschöpft mein inners Mark!
Wie schlägt mein Herz, aus seinem Sitz empöret,
Die enge Brust so stark!

Wir sind zu Thoren auf die Welt gebohren;
Ein jeder Mensch vermehrt dieß weite Reich.
Freund, glaube mir, es ist die Zahl der Thoren
Der Zahl der Menschen gleich.

Die Weisheit floh, als wir gesündigt hatten,
Zu den Unsterblichen in ein Gestirn.
Drauf stiegen Schwindel aus den untern Schatten,
Und mischten unser Hirn.

Laß ab, der Sterblichen Vernunft zu preisen.
Verwunde nicht so sehr der Wahrheit Ohr!
Sokras war nicht der größeste der Weisen,
Er war der kleinste Thor.

Wir gehn mit schlüpferigem Fuß im Finstern,
Gleichwie bey blinder Nacht ein Wandersmann.
Wir weiden uns an unsern Hirngespinstern,
Und staunen Schatten an.

Bald lockt ein Irrwisch uns mit falschem Glanze;
Der Flüchtling strengt uns Fuß und Athem an.
Bald äffet uns im lächerlichen Tanze
Ein gaukelnder Sylvan.

Kein Sohn des Staubs wird zu dem Kerne reichen,
Die Schale ist zu hart und wir zu schwach.
Das Wesen flieht vor uns; wir, Arme, keichen
Demselben fruchtlos nach.

So führt die Knaben oft nach schönen Schatten,
Auf Fittigen des Winds, des Morpheus Kunst:
Ihr Ringen endiget sich im Ermatten,
Und ihr Gewinn ist Dunst.

Mir färbt die rothe Scham den Mund. Ich senke
Den scheuen Blick herab, in mich gekehrt,
Wenn ich den schmälichen Betrug bedenke,
Der mein Geschlecht bethört.

Wir schmeicheln uns, und sind noch stolz und eitel,
Wie sich der Aff im Flittergolde freut.
Wir gehn daher mit hocherhobner Scheitel,
Voll von Unsterblichkeit.

Zu stumpf ist unser Sinn: wir glaubens nimmer,
Daß uns die Thorheit, wie ein Kleid, umhüllt:
Dann ists gewiß mit einem Kranken schlimmer,
Wenn er die Aerzte schilt.

Oft wenn die Sternbewohner lachen wollen;
So stellen sie sich unsre Erde vor:
Ha, welch ein Schauplatz! Ha! welch seltne Rollen
Spielt hier ein jeder Thor!

Wol-

Wollüſtige, laßt die Begierde fahren,
In Kindern euch verewiget zu ſehn:
Bedenkt, es muß, wenn ſich zween Thoren paaren,
Ein größrer Thor entſtehn!

Gießt nur den Jubelton in krumme Hörner!
Begrüßt mit feſtlichem Geſang den Sohn.
Umwölket mit dem Dampf der Weihrauchkörner
Der Götter hohen Thron!

Schmückt euer feſtlich Haupt mit goldner Binde,
Speißt königlich und krönt den friſchen Wein:
Doch wißt, ihr weiht im neugebohrnen Kinde
Nur eure Thoren ein!

Führt mich, Unſterbliche, in eure Kreiſe,
Wo Seligkeit und reine Weisheit blüht:
Ich ärndte keine Frucht von meinem Schweiße,
Ich bin der Thorheit müd!

Das Lob der Weiber.

Der Collector Claus
Trug aus meinem Haus,
Wie um eine Wette,
Meinen Wein, mein Bette,
Meine Möbels aus.

Hör er doch, Herr Claus,
Sagt ich, bey dem Schwerde,
Womit hier auf Erde
Die Gerechtigkeit
Unbarmherzgen Menſchen dräut,
Bey dem Zevs beſchwör ich ihn:
Laß er mir doch dieſe Haabe,
Und nehm er die Gottesgabe,
Meine Ehfrau hin.

Er verſetzte,
Als ich alſo ſchwätzte:
Still, Gevatter, ſtill!
Was ihr da wollt geben,
Warlich taugt nicht viel.
Wißt, Gevatter Rühl,
Daß ein jeder ſeine Zinſe
Heuer mit ſo ſchlechter Münze
Zahlen will.

Carlsruher Beyträge

zu den

schönen Wissenschaften.

VIRGILIVS

Dritten Bandes II. Stück.

Frankfurt und Leipzig, 1763.
druckts und verlegts Michael Macklot.
Markgräfl. Baden-Durlachischer privil. Hofbuchhändler

Digitized by Google

Digitized by Google

Von der Trennung der Wissenschaften.

Eine patriotische Betrübniß überfällt mich, wenn ich sehe, wie sich die Wissenschaften entzweyen, und eine die andere mit feindseligen Augen anblickt. Sie sind Schwestern, die sich schwesterlich lieben sollten; sie sind Glieder eines Körpers, zu dessen Vollkommenheit und männlichen Größe eine jede das ihrige beyträgt; sie sind Provinzen einer ansehnlichen Republick, die eine jede von ihnen erhält und verschönert. So unnatürlich nun es ist, wenn sich Schwestern hassen; so ungereimt es ist, wenn der Fuß zur Hand sagte: ich bedarf dein nicht; und so großen Schaden es bringt, wenn sich ein Reich durch innerlichen Zwist selbst verzehrt: so sehr ist es der Natur, der Vernunft und der Klugheit zuwider, wenn die Wissenschaften sich von einander absondern, und aus der Verbindung treten, worein sie die Natur selbst gesetzet hat. Sie sind verschieden; allein diese Verschiedenheit ist keine Ursache der Trennung,

Digitized by Google

ſondern ſollte ſie deſto genauer verknüpfen, weil eben dieſe Verſchiedenheit, ſyſtematiſch betrachtet, die Vollkommenheit des Ganzen befördert. Alle Wiſſenſchaften arbeiten auf einen Zweck hin, und eine jede vereiniget ihre Kräfte mit den Kräften der übrigen; welche endlich in einem Zweck zuſammen fließen. Dieſer Zweck beſtehet in der Glückſeligkeit und in dem Vergnügen der Menſchen: denn ohne die Wiſſenſchaften würde das menſchliche Geſchlecht kaum beſtehen können, ein Volk würde roh, ungeſittet, unmenſchlich und nicht ſo glücklich und vergnügt ſeyn, als es bey dem Beſitze derſelbigen iſt, welches die barbariſchen Jahrhunderte genugſam beweiſen. Wann alſo das ganze Syſtem der Wiſſenſchaften ſeine verſchiedene Kräfte auf einen Zweck hinrichtet; ſo muß dadurch die Vollkommenheit des Ganzen entſtehen. Wenn aber einzele Glieder ſich ſelbſt im Wege ſtehn, und die Zwietracht ihre Kräfte, die zu etwas beſſerm beſtimmt waren, nicht nur aufhält und abnützt, ſondern auch wider ſie ſelbſt zu ihrem Verderben reitzet; ſo geht es, wie in einem Staate, wo die Bürger in ihre Eingeweide wüten und ſich ſelbſt aufreiben.

Forſche ich nach der Urſache, warum einige Wiſſenſchaften ſich nicht vertragen können; ſo finde ich ſie gar nicht in ihrer Natur und innerlichen Beſchaffenheit, ſondern in dem ſeltſamen Geſchmack einiger, die dieſe oder jene Wiſſenſchaft auf eine beſondere Art behandeln. In

Grie-

Griechenland, vornemlich zu Sokratis Zeiten, und hernach in Rom, ward die Weltweisheit nicht von den schönen Wissenschaften gesondert: und wenn wir die Philosophie selbiger Zeiten betrachten; so waren die Dichter die größten Weltweisen. * Dann nach dem damaligen Begrif, den wir im Cicero finden, war die Philosophie nichts anders, als eine Wissenschaft oder Erkenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge, welche man den Poeten vor andern beilegen muß. Die Weltweisheit und Dichtkunst sind also keine Widersacherinnen, sondern einige Köpfe, die zu sehr eingeschränkt sind, als daß sie mit beeden bekannt werden könnten, trennen sie, und deswegen verachtet oft ein Philosoph einen Poeten, und wird von diesem hinwiederum verachtet; denn viele Menschen haben den Fehler, der aber gewiß ein kleines Genie verräth, daß sie das, was sie nicht verstehen, verachten. Leibniz war der tiefsinnigste Weltweise, und doch dabey ein schöner Geist: ich will zwar seine neue Philosophie keine de-

* Sollte man nicht überhaupt von allen schönen Wissenschaften in Vergleichung der Dichtkunst sagen können, was Aristoteles von der Geschichtkunde ins besondere sagt: Die Poesie ist etwas weit philosophischers und künstlichers, als die Historie. Denn diese handelt nur von dem, was einzelne Menschen oder Völker angeht, jene aber von allem.

Φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστὶν, ἡ μὲν τὰ γὰρ ποίησις μᾶλλον καθόλου, ἡ δὲ ἱστορία τὰ καθ' ἕκαστον λέγει.

Poet. c. 9.

Digitized by Google

monstrirte Mythologie nennen; doch wird man mir zugestehen, daß er kein so großer Erfinder, oder kein Leibniz worden wäre, wenn ihm nicht die Natur einen dichterischen Geist gegeben, und er eine so schöne Anlage nicht weiter bearbeitet hätte. Kurz, Leibniz bewies, daß Weltweisheit und Dichtkunst, ja das ganze Chor der Wissenschaften in einem Geiste wohnen können, aber freilich nur in einem Geiste, der groß genug wäre, sie alle zu fassen!

Wessen Erkenntniß auf eine einzige Wissenschaft eingeschlossen ist; der sollte sich ja nicht über seine Grenzen hinaus wagen, und von andern Wissenschaften nicht einmal gut, geschweige übel urtheilen und sie verachten: denn er könnte die Einseitigkeit seiner Erkanntniß, und seinen geheimen Stolz nicht leichter und deutlicher offenbaren. Wenn ein Gottesgelehrter die Dichtkunst, die er nicht versteht, in seinem Urtheil herunter setzt; so muß er nothwendig falsch urtheilen, und also vor den Augen eines Mannes, der Geschmack hat und weiter sieht, seine Unwissenheit aufdecken. Wie viel klüger wäre es wenn er schwiege?

Die Quelle einer solchen Verachtung ist meistentheils ein geheimer Stolz, der alles, was er nicht hat, als eine Kleinigkeit ansieht, mit der man sich nicht viel abzugeben habe. Mancher finstrer Philosoph sieht die Dichtkunst, als ein Spielwerk an, das seiner Größe unanständig wäre — er mag nicht mit solchen geringfügi-

fügigen Sachen seine Zeit verderben — er will nicht ästhetisch, er will abstrackt denken. Wenn man ihm die feurigste Stelle in der Aeneis vorliest; so bleibt er kalt und unempfindlich, und verwundert sich, daß Leute einen so ausschweifenden und zügellosen Witz haben können.

Und so giebt es bey einer jeden Wissenschaft Leute, die eine andere verachten, weil sie dieselbige nicht verstehen, und die allein das Ihrige vor schön halten, oder, welches gleich viel ist, sich allein gefallen. Ich kenne flüchtige Köpfe, die zum Nachdenken nicht geboren zu seyn scheinen, die alle Wissenschaften verachten, welche eine Anstrengung der Seelenkräfte erfordern, und an eine sich hängen, die bey wenigem Nachsinnen sich lernen zu lassen scheinet. Ich sage mit Fleiß, sie scheine es nur; denn es ist ein Vorurtheil, wenn man sich gewiße Wissenschaften so vorstellt, als ob sie nur für flüchtige und leichtsinnige Köpfe da wären, indem man allezeit wahrnehmen wird, daß Leute, die nicht gründlich denken, auch in solchen Wissenschaften eine sehr mittelmäßige Kenntniß zu erlangen pflegen. Deswegen giebt sich ein Freund der schönen Wissenschaften, wenn er die sogenannte höhere Disciplinen verachtet, eben so blos, als ein Philosoph, dem ausser seinen scientifischen Beweisen nichts gefällt, und er verräth die Einförmigkeit seiner Erkenntniß und einen heimlichen Stolz eben so wohl, als ein solcher düsterer Demonstrirer.

Von dem Schaden, den dieser Fehler mit sich führt, habe ich schon etwas gesagt; er ist aber vielleicht größer und wichtiger, als man sich einbildet. Wem nichts gefällt, als die Wissenschaft, der er sich einmal gewidmet hat; der wird von der Erlernung mancher Wissenschaft abgehalten, die ihm nöthig und nützlich wäre, und er schneidet sich also selber den Weg ab, der ihn einmal zu irgend einem Glücke führen könnte. Er wird sich durch sein unzeitiges Urtheil bey Manchem, der eben diese Wissenschaft liebt, verhaßt machen; und verdient ein solcher unerträglicher Richter nicht unsern Unwillen und unsre Verachtung? Wie wenig Geschmack wird einer, der ganz Philosoph ist, an der Schreibart der heiligen Schrift finden? denn ein solcher sucht überall seine ihm zur Natur gewordene Gedenkungsart, und, wo er sie nicht antrift, das misfällt ihm: welche Forderung aber hier um so ungerechter wäre, je mehr sich die Ausdrücke der Religion von andern Schreibarten unterscheiden müßen.

Da dieser Fehler, der einige Leute so wol im Umgang als in den Schriften unerträglich macht, eine Satyre verdient; so wil ich dieser Abhandlung noch folgende Erdichtung anhängen, worinnen ich neben meinem Hauptzwecke noch andere Nebenabsichten zu erreichen gedenke, die meine Leser leicht errathen werden. Vorher aber muß ich erinnern, daß ich damit gar nicht die darinnen vorkommende Wissen-

schaften

schaften verkleinern; sondern nur zeigen will, wie lächerlich es seye, seine Wissenschaft als den Maasstab anzunehmen, womit sich alle übrige sollen messen lassen; alles, was einem vorkömmt, darauf reduciren zu wollen, und dasjenige, was sich weigert, vor nichts zu erklären und hinwegzuwerfen.

Kaum trat die Messiade auf den Schauplatz des Publici, und erwarb sich hie und da, insonderheit bey Kennern, ausserordentliche Bewunderung, als der Verderber des Geschmacks, ein böser Dämon, welcher wol sah, was dadurch sein Reich für einen Stoß bekommen könnte, den Anschlag faßte, dieses Werk gleichsam in seiner Geburt zu ersticken. Er flog in ganz Deutschland herum, nahm seine Zaubertrompete, und machte ein allgemeines Aufsehen. Er brachte fast von einer jeden Wissenschaft einen Gelehrten auf seine Seite, dann er hielt dafür, der Wehrt des Buchs müße nothwendig fallen, wenn die vornehmsten Wissenschaften es verachten würden. Endlich trieb er die Sache so weit, daß auf einen besondern Tag eine feierliche Versammlung beschlossen ward, worinnen über dieß Buch erkannt werden, und ein jeder sagen sollte, was er daran auszusetzen hätte. Ein jeder nun nahm seine Wissenschaft als den Gesichtspunkt an, aus welchem er diese Epopee betrachtete.

Pandite nunc helicona, deæ, cantusque movete,
Qui bello exciti reges?

Zuerst machte sich der Kritikus auf. Eine hyperbolische Perücke gab ihm ein ehrwürdiges Ansehen, und sein Degen, der ihn, wie ein Diameter durchschnitt, jagte Schrecken ein. Seine richterliche schiefe Blicke sprachen von seiner Scharfsinnigkeit. Die Natur selbst hatte ihn zu einem Kunstrichter bestimmt, dann schon im Flügelkleide war nichts für dem Anfall seiner Kritik sicher, und (dieß ist genug zu seinem Ruhm gesagt!) er konnte dem Homer und dem Virgil Fehler zeigen.

Nach ihm kam der Metaphysikus. Er besaß eine Fertigkeit, alles, was er behauptete, aus hinreichenden Gründen unwidersprechlich darzuthun. Seine Erkenntniß löste sich in die einfachste und subtilste Grundideen auf. Mit vieldenkender Mine und mit Heischesätzen schwanger, kam er an dem bestimmten Ort an, den er als einen Schauplatz seiner Weisheit betrachtete.

Itzo arbeitete sich ein junger Anfänger in der Theologie aus dem Gedränge gehäufter Kirchenväter hervor, in welchen er sich eingegraben hatte. Als er aufstand; warf er einen ganzen Berg von Folianten um sich, nicht unähnlich demjenigen, den dort in der Messiade Magog bey seinem Hervorgehen an das Gestade schmiß.

Auch den Meßkünstler nahm der Feind des Geschmacks ein, daß er Zirkel und Winkelhacken

hacken verließ, und, von der Neugierigkeit hingerissen, zu der feierlichen Versammlung eilete.

Ihm folgte Marull, ein Rabulist, der vom Mark der Klienten fett, und von ihrem Blute trunken war. Er gehörte zum Pöbel schwätzender Rechtsverkehrten, vor denen der feinere Geschmack schüchtern davon flieht. Er besaß die Kunst, eine Protase von drey Blättern zu machen, daß man sich keine Apodose mehr versprach.

Den Reihen beschloß ein artiger junger Anakreon, der mehr zu tanzen, als zu gehen schien. Nichts gefiel ihm, was die Mine des Ernstes trug; er wollte nur lustig seyn, und an Kleinigkeiten hatte er seine einzige Freude.

Jugendliche Triebe,
Scherz und Wein und Liebe,

waren sein Lebenslauf, der in diesen Zeilen sehr vollständig ausgedruckt ist. Alle lächelten, daß das Männchen mit so anakreontischen Wendungen herein trat.

Nunmehr war die ganze Gesellschaft an dem bestimmten Platz versammelt. Wenn man sich vorstellen will, wie so verschiedene Köpfe einander angesehen haben; so denke man an das Gleichniß, welches Swift von den Gesichtern der Poeten giebt, die der kranke Curll zu sich berufen hatte.

Der Widersacher des Geschmacks grüßte sie mit einer Mine, die etwas Menschlichkeit nach-

nachamen wollte; allein sie war so dämonisch, unnatürlich und verzerrt, daß sich alle entsetzten. Drauf hielt er an die ganze Zusammenkunft eine bittere Rede von der Messiade, und theilte durch den schädlichen Einfluß seiner Blicke und Worte einem jeden etwas von seinem Gift mit, und feuerte sie an, daß sie kühn und mit schamloser Stirne ihre Meinung sagten. Sie sagten alle, was sie daran auszusetzen hätten, aber ein jeder so, wie es seine Wissenschaft mit sich brachte. Lang schwieg die Versammlung, weil einigen das Vorrecht ihrer Wissenschaften, andern aber ihr großer Eifer zuerst zu reden gebot. Aber der Feind des Geschmacks hub an: eure Verzögerung ermüdet meine Geduld! Ergreife, o Kunstrichter! den ich schon in der Wiege mit kritischen Blicken angesehen, ergreife du das Wort! Du bist mir allezeit treu gewesen, und hast mein Reich tapfer beschützet. Wie manches Buch, das nicht aus meiner Eingebung entstand, hast du verachtet, und in übeln Ruf gebracht! von dir leben alle Scribenten, und, wenn du deine Feder emporhebst, so zittern sie, wie vor der herkulischen Keule.

Diese Rede des Dämons brachte sein kritisches Blut in eine Wallung, und er hub also an: aber was soll ich zuerst sagen, was zulezt, von diesem elenden Gedichte? Ich will von dem Sylbenmaß anheben. Was hat doch der Autor gedacht, daß er neues Sylbenmaß einführen will! Warum ist er nicht bey den Reimen geblieben, von denen man nicht ohne Noth abgehen

gehen soll, wie es die Neulinge in allen Stücken machen. Wir haben ja auch gereimte Heldengedichte, die dem Virgil die Spitze bieten können, wie es der deutsche Hermann genugsam beweiset. Wenn endlich nur die Hexameter gereimt wären; so könnte man den Verfasser einiger massen entschuldigen; allein die ungereimten Verse sind in der That ungereimt. Aber daß ich von seiner Schreibart rede; so erkenne ich kaum noch darinnen meine Muttersprache. Der Verfasser schmiedet neue unerhörte Wörter, daß man ihn billig unter die Pegnizschäfer rechnet: welche üble Gewonheit er von den Schweitzern, die eine besondre Sprache haben, angenommen. Griechische, lateinische, englische Solöcismos trift man genug darinnen an. Z. E. Heil mir! über welches ich oft gelacht habe. Ferner hat er Phöbus auf Phöbus gehäuft, dawider ich doch so sehr eifere: aber Milton, sein Vorgänger hat ihn verführt. Ich wolte, daß die schwülstigen Engländer ihre Bücher behielten. — Was soll ich von seinen Seraphim und Teufeln sagen, vor welchen einem ehrlichen Mann die Haut schauert? — Er scheint zu glauben, daß, so oft ers befehle, ein Engel herfliegen müße, den er misbrauchen dürfe, wie er wolle. Noch ein Wort von seinen Erdichtungen! Ich will jetzt nicht die Frage aufwerfen, ob sie in eine so heilige Geschichte taugen? das will ich Ihnen, Herr Theolog! überlassen: (hier lächelte der Theolog)

log) sondern ich will nur von ihrer Wahrscheinlichkeit reden. Wir haben vom Horaz die Regel, die ich auch in meiner kritischen Dichtkunst einschärfe, daß die Erdichtungen die Wahrscheinlichkeit nicht beleidigen sollen. Wider diese Regel hat der Autor sich gröblich verstossen, indem er sagt: in dem Mittelpunkt unsrer Erde stehe eine Sonne, die mit der himmlischen eine Correspondenz habe. Wer wird ihm dieses glauben? Ist das nicht eine ungeheure Fabel? Müßte nicht unser Erdkreis in Brand geraten? Ich ärgere mich fast zu todt, wenn ich dergleichen Zeug lese, noch mehr, wenn ich sehe, daß sich so viele Nachamer verführen lassen, eben so abentheurlich zu denken. Ach Deutschland, erwache, und lasse dir keinen blinden Dunst vor die Augen machen! Ich habe das Meinige gethan! —

Endlich ist auch dieß kein geringer Fehler, daß er philiosophische Grillen in sein Gedicht einmischt. (Hier machte der Metaphysikus Augen!) Von der ausfahrenden Seele des erhenkten Judas sagt er:

Leichtfließende Gelster,
Zogen sich schnell, wie Gedanken, um sie.

Wenn mir recht ist; so meynt er damit das subtile Körperchen, welches Leibniz als ein Hemd der Seele angezogen hat. Mein! was sollen diese Possen in der Poesie! Weg mit! — dergleichen Reden, fiel ihm der Metaphysikus

hizig

hizig ein, bitte ich mir ab, Herr Kunstrichter! Das Körperchen, das Körperchen ist ganz recht angebracht! Unsterblicher Leibniz! soll ein Kritikus deine große Erfindungen so entheiligen? Ein jeder endlicher Geist muß einen Gesichtspunkt haben, aus welchem er die Welt betrachten kan. — Ich will sehen — Nein! das Körperchen gehört nicht hieher, erwiderte der Kritikus zornig, und wollte dem Metaphysikus in die Hare fliegen und darinnen kritisiren. Als dieß der Dämon sahe, und wohl merkte, daß hiedurch seine ganze Absicht vereitelt werden könnte; so mahnte er sie durch eine nachdrückliche Rede von ihrem Vorhaben ab, und brachte sie beede wiederum zum Frieden, insonderheit dadurch, daß er den Metaphysikus sehr schmeichlerisch ansprach, er soll nun auch seine Meinung sagen.

Dieser konnte kaum vor Zorn reden, und hub endlich mit einer nachsinnenden Gebärde, runzlichter Stirne und tonvollen Stimme also an: Wer etwas behauptet, der muß es aus gewißen Sätzen methodisch beweisen. Aber der Verfasser der Messiade fordert, man soll ihm alle seine Erdichtungen ohne Beweisgründe glauben. — Es ist recht unverschämt, in den Tag hinein lügen: wir Weltweisen sagen nichts, was nicht die strengste Untersuchung aushält, aber die Poeten, die Schöndenker, schmieren hin, was ihnen einfällt, und fordern blinden Beifall. — Ha, mit solchen Er-

Erdichtungen wollte ich ganze Folianten anfüllen. Vor allem hätte der Verfasser durch eine Definition zeigen sollen, daß die Messiade keinen Widerspruch enthalte. Hernach hätte er auch sein Werk in Capitel und Paragraphen eintheilen, richtige Erklärungen und Erfahrungssätze vorausschicken, und corollaria nexu legitimo daraus herleiten sollen. Ach wenn ich nur Zeit hätte, mit dergleichen Sachen umzugehen! ich wollte eine andere Messiade geschrieben haben, allein ich schäme mich, mit solchen Kleinigkeiten mich einzulassen. Es sind aber noch andere Hauptfehler in diesem Gedichte. Der Poet läßt an einem Ort den Eloa sagen, er seye etlich Jahrhunderte vor der Welt erschaffen worden. Er muß meine Metaphysik nicht gelesen haben, in welcher ich beweise, daß GOtt alles auf einmal schaffe, und nicht das eine heute, das andere morgen. Alles vor der Welt ist ewig, also wäre Eloa ewig. — Dieses sind schröckliche Folgen, an die der Poet nicht gedacht hat, die aber ein Mann, der den Zusammenhang der Dinge einsieht, leicht herausziehen kan.

Ferner sagt er, die Hölle sey ausserhalb der Welt; worüber ich herzlich lachen muß, dann er glaubt die Welt seye mit Brettern verschlagen, und ausserhalb der Welt gebe es noch allerhand Raritäten. In meiner Metaphysik werden Sie, meine Herren! finden, daß die Welt keine Grenzen hat, und folglich unendlich ist, und daß man also nicht sagen kan, ausser-

halb

halb der Welt oder der Schöpfung sey die Hölle. Aber so gehts, wenn man keine metaphysischen Ideen hat. Ueberhaupt denkt der Verfasser sehr sinnlich, und man sieht wol, daß er mit abstrackten Begriffen nicht sonderlich bekannt ist. Im ganzen Gedicht gefällt mit nichts, als daß er der Seele des Judas einen subtilen organischen Körper giebt, daß er in die Gestirne Bewohner setzt, und daß er oft von Weisen, das ist, von uns Philosophen, und bisweilen von Wirklichkeit, Endlichkeit u. d. g. redet. So sprach der Metaphysikus, und endigte in einem triumphirenden Tone.

Ein gottloseres Buch, sprach itzt der junge Anfänger in der Gottesgelehrtheit, habe ich selten gelesen. Ich erzittere, wenn ich bedencke, in was für elende Fabeln die heilige Geschichte eingekleidet ist. Sie ist an sich selbst geistreich genug; was soll sich ein Poet erfrechen, sie mit Fabeln auszuschmücken? Denen, die zur heiligen Schrift etwas hinzu thun, ist der Fluch gedroht. — Der Verfasser dauert mich! Merken Sie, meine Herren! was ich noch sagen will: viele Leute lesen die heil. Schrift gar nicht, aber die Messiade lesen sie; wie leicht kan es nun geschehen, daß sie, weil die wahrhafte Geschichte ihnen nicht bekannt ist, diese Erdichtungen für wahr halten, welches dann endlich eine Mythologie geben kann, die in ihrer Art noch schlimmer ist, als die heidnische. Ferner scheint der Verfasser zu glauben, einige ab-

gefallene Geister werden wieder aus der Hölle befreit werden. Betrachten sie nur das Bezeugen des Abbadona: wie ist er so bußfertig! wie reut ihn sein Abfall! wie verflucht er den verführerischen Satan! wie strebt er, den gekreuzigten Heiland zu sehen! wie viel Erlaubniß giebt ihm Eloa! dieß ist eine grundschlimme Meinung, und verräth das kezerische Herz des Verfassers ganz deutlich. Es wäre besser, er hätte gar keine Messiade geschrieben, oder doch vorher mein Compendium theologicum durchgelesen, so würde er sich nicht so vergangen haben. Also sprach der Theolog.

Jetzo nahm der Meßkünstler, der sich besonders wol auf die Astronomie verstehen wollte, das Wort. Ich habe, sagte er, dieses Buch in einer müssigen Stunde nur flüchtig durchgeblättert, weil ich mit solchen Kleinigkeiten nicht lang umgehen mag. Nur das einzige will ich sagen, daß der Poet die totale Sonnenfinsterniß schlecht erklärt, indem er uns bereden will, ein Engel habe einen Stern genommen, und vor die Sonne hingeführt, wodurch dem Erdkreis der Sonnenschein benommen worden sey. Weis er dann nicht, daß die Sterne auch Sonnen sind, und nur wegen ihrer unendlichen Entfernung so klein scheinen? Wenn man nun eine Sonne vor eine Sonne hinstellt; kann wol eine Verfinsterung dadurch entstehen? Es weiß ja ein Kind, daß, wenn man zwey Lichter hinter einander stellt, die entgegen stehende Kör-

per

per dennoch erleuchtet werden, wiewol von dem vordern Lichte.

Hierauf fing Marull ſeinen Spruch an: er fing an, ſage ich, dann er endigte ihn nicht, weil er ins Unendliche geplaudert hätte, wäre er nicht unterbrochen worden. Ich will deswegen ſeine Rede, weil ſie ſo lang, ſo abgeſchmackt und ſo durchflochten iſt, um nicht die Gedult des Leſers auf die Probe zu ſetzen, hinweglaſſen, und kurz ſagen, was der Inhalt ſeines Geſchwätzes war: er beſchwerte ſich nemlich in den härteſten Ausdrücken über die kleine Perioden des Verfaſſers; er ſagte, der Poet ſtopfe ſo viele Gedanken in ſo wenige Worte, welches ſeine Armuth in der Sprache verriethe, und in dem ſiebenten Geſange ſey weder der peinliche Proceß noch die gerichtliche Schreibart beobachtet.

Endlich machte der junge Anakreon an dieſen richteriſchen Reden ein ſchlechtes Ende. Er hatte ſich, ſo lang die andere geſprochen, ſehr ungezogen und ungebärdig geſtellt, daß ihm der Kritikus oft eine Fauſt machte; dann bald pfif, bald ſang, bald tanzte er, daß der Redende kaum gehört wurde. Ha! fieng er an,

Anakreon, mein Lehrer!
Du ſangeſt keine Helden,
Du ſangeſt von den Mädchen,
Und von den vollen Bechern,
Und von den Roſenkränzen:
Die waren deine Helden!
Auch ich —

Hier fiel ihm der Kritikus ein, dem seine Raserey nicht gefiel, und sagte sehr ernsthaft, es sey itzt nicht Zeit zu anakreontischen Possen, er soll seine Meinung von der Messiade sagen. Lautlachend antwortete er: der Verfasser müsse ein melancholischer Mann seyn, und nicht viel Lebhaftigkeit besitzen — er wollte die Liebe des Semida und der Cidli (weiter hatte er nichts aus dem ganzen Gedichte vor sich behalten) besser, lebhafter und kühner geschildert haben.

Plötzlich erschien der Genius des guten Geschmacks mit einem so starken und reinen Lichte umgeben, daß der Dämon den großen Anblick nicht ertragen konnte und ängstlich davon floh. Die blödsinnigen Kunstrichter stunden bestürzt da, als der Genius mit einer ernsthaften Hoheit sie also anredete: Die menschliche Seele bestrebt sich, die Wahrheit zu erkennen und das Gute zu erlangen. Alle Wissenschaften helfen uns diesen großen Endzweck erreichen. Die Theologie lehret uns die erste und ewige Ursache aller Wirklichkeiten. Sie zeigt, wie liebreich sich GOtt uns mitgetheilt und geoffenbaret hat, und was er uns für unendliche Güter in der Seligkeit bestimmet. Die Rechtsgelehrsamkeit schützt die Menschen durch heilsame Gesetze und deren untadelhafte Anwendung, und die Arzneykunst beschirmt unsern Leib gegen die Uebel, so ihn bedrohen. Die Philosophie erleuchtet den Verstand oder bessert den

Willen,

Willen, jenen, um das Wahre zu erkennen, diesen, um das Gute zu erwählen. Wie vorzüglich muß also die Sittenlehre dieser Theil der Weltweisheit seyn, welcher uns unterrichtet, wie wir durch unsere eigenen Handlungen uns glücklich machen können. Allein wie ernsthaft, wie streng würde die Moral in ihrer natürlichen Gestalt unsern sinnlichen Herzen vorkommen, wenn sie nicht zwo holde Gehilfinnen hätte, die Wohlredenheit und die Geschichtkunde. Jene preiset und vertheidigt auf eine rührende Art die Tugenden und rühmliche Handlungen, oder sie tadelt und bekämpft die Laster und schlimmen Thaten der Menschen; diese legt uns in fremden Beyspielen die Belohnungen des Guten und die Strafen des Bösen vor Augen. Jede Wissenschaft hat eine ihr eigene Beschäftigung, ein für sie bestimmtes Amt. Die Dichtkunst allein besitzt den Vorzug, eine Nachahmerinn aller Wissenschaften und Künste zu seyn. Sie malet uns Weltveränderungen und Begebenheiten ab, um uns nützliche Schrecken und edle Empfindungen zu erwecken; Laster, um sie zu fliehen, Tugenden, um ihnen zu folgen, Sitten, um uns zu bessern, Gesetze, um rechtschaffene Patrioten zu werden; selbst die hohen Eigenschaften und Werke der Gottheit besingt sie voll eines heiligen Feuers. Was kömmt den erhabenen Gesängen eines Moses, eines Davids und der Propheten näher, als eben diese Messiade, die

euch so sehr misfällt? Verachtet ihr sie etwan überhaupt, weil es Posie ist, und weil man unter den Poeten so viele elende oder boshafte Geschöpfe antrifft? Giebt es nicht in der Kirche Schwärmer oder Kätzer, in den Gerichtshöfen Rabulisten und Zungendrescher, unter den Aerzten unwissende Empiriker und Marktschreyer, unter den Philosophen Sekten von Thoren, unter den Geschichtschreibern Lügner oder Erzähler von Mährchen, unter den Rednern schwülstige, magre, gähnenerweckende Schwätzer? Soll man deswegen die Wissenschaften verschmähen, weil Dummheit oder Bosheit sich ihres verehrenswürdigen Namens frevelhafter weise anmaßt? Solche Frevler seyd ihr, die ihr euch hier zu Richtern der Messiade aufwerfet. Richter! — Doch eure Strafe sey, sie nicht zu verstehn, sie nicht zu empfinden!

Die

Die Unendlichkeit GOttes.

Wie kann sich der Mensch höher schwingen und dem Himmel näher kommen, als wenn er GOtt — den Unendlichen — denkt! In diesem Zustande wird er über sich selbst erhoben, unter seinem Flug verschwindet die Erde, er wird in die Gesellschaft der höhern und vollkommnern Wesen entzückt, er steht auf dem Gipfel der Seligkeit, deren ein Bewohner der Erde fähig ist. GOtt ist unendlich, er hat alles, was er haben kann; alle mögliche Vollkommenheiten sind in ihm vereinigt, und zwar so, daß sich keine Stufen oder Schranken dabey denken lassen. Die Geschöpfe haben auch Vollkommenheiten, aber nicht alle, und nicht ohne Grenzen; sie gehen nicht ins Unendliche, und sind mit vielen Unvollkommenheiten vermischt. Weil also GOtt unendlich ist; so kann er von endlichen Geschöpfen nicht so begriffen werden, daß in seinem Wesen nichts mehr übrig wäre. Wir mögen unsre Seele noch so sehr erweitern, wir mögen alle unsere Kräffte in diesem Puncte sammeln; so werden wir doch nicht den Unendlichen fassen!

Und wenn es möglich wäre, alle die unzahlbaren Begriffe, die wir von dem Anfang

unſers Daſeyns empfangen haben, und die itzo in dem Abgrund der Seele verborgen liegen, hinaus zu verbannen, um den Unendlichen allein zu denken; ſo würde uns doch noch vieles zurückbleiben, und wir würden den Gedanken ſo wenig in ſeinem unendlichen Umfange faſſen, ſo wenig der Ocean von einer Grube erſchöpft werden kan. Selbſt der mit der Gottheit verwandteſte Engel, von dem es heißt:

Ganze Jahrhunderte werden dann erſt in die Ewigkeit eingehn,
Eh der erhabenſte Chriſt die großen Empfindungen fühlet,

iſt nicht fähig, die Tiefen der Gottheit zu erforſchen, und er wird auch, wenn wir ihm noch viele Jahrtauſende zulegen, immerdar unfähig bleiben. Nur der Unendliche begreift ſich ſelbſt — Nur der Geiſt GOttes weiß, was in GOtt iſt!

Dieſe Vorſtellung iſt erhaben und ſchauervoll, aber auch zugleich ungemein reizend. Schauervoll iſt ſie: Dann wie kann ein Sterblicher ohne Erſchütterung ſeiner Seele und ohne die tiefſte Verwunderung an die Unendlichkeit Gottes denken? Er müßte entweder ein ſehr flüchtiges Gemüth, oder ein Herz haben, das dergleichen edlen Empfindungen verſchloſſen wäre.

Aber noch mehr Reiz hat ſie vor ein Gemüth, welches überzeugt iſt, daß dasjenige Vergnügen, ſo aus GOtt ſeinen Urſprung hat, das

das reinſte und das beſtändigſte ſey. Iſt GOtt unendlich; ſo kann er nicht erſchöpft, oder, daß ich ſo rede, ausgenoſſen werden, es iſt denen, die in ſeiner Gemeinſchaft ſind, immer etwas vorbehalten, das ihre Glückſeligkeit und ihr Vergnügen mit neuen Zuſätzen vermehren kan. Wir klagen in unſerm jetzigen Zuſtand oft, daß die Quellen unſers Vergnügens ſo bald verſiegen, daß unſre Ergezlichkeiten neu zu ſeyn aufhören, und daß wir, wie Young ſagt, immerdar kaltaufgetiſchte Speiſen eſſen müſſen. Jener König verſprach dem Erfinder einer neuen Wolluſt eine ſtattliche Belohnung. Und ſo bemerken wir in uns faſt überall einen gewißen Hang zur Neuheit, der aber freilich, wie viele andere an ſich ſelbſt unſchuldige Neigungen, nicht ſelten in einen Fehler ausartet. Alle Dinge nun kann unſer Genuß endlich erſchöpfen, alles hört auf, uns ungemein zu ſeyn, nur GOTT nicht, nur nicht der Unendliche! Dieſer enthält immer neue Güter, neue Vollkommenheiten vor die, denen er ſich zu genieſſen giebt: über welchen Zuſtand nichts erhabeneres gedacht werden kann.

Wie weidet ſich ein Kenner an einem gedankenvollen Gedichte, darinnen er immer neue Schönheiten entdekt! Wie entzückt uns die Meſſiade, die wir nicht genug leſen können! Wir leſen ſie das zweytemal, und es bieten ſich uns neue Schönheiten dar; wir leſen ſie das drittemal und öfter, und doch hatten uns die

vorigen Lesungen noch etwas übrig gelassen, das wir itzt mit Vergnügen entdecken, und unserer Neubegierde geben können.

Wie angenehm ist einem tugendhaften Jüngling der Umgang eines Mannes, an dem er immerdar neue Vollkommenheiten wahrnimmt, der ihn bald durch seine lehrreiche Worte, dergleichen er noch nie erhört hat, unterrichtet und in Verwunderung setzt, bald durch erhabne Thaten in seiner Seele neue Bewegungen hervorbringt, und ihn zu eben so edlen Handlungen aufruft. Die Stunden, die ihm in einem solchen Umgang verfließen, werden ihm zu Minuten, und er beklagt sich über die Geschwindigkeit der Zeit, indessen daß er in der Tugend und Weisheit zunimmt, und nach seinem nachahmungswürdigen Muster gebildet wird.

Allein dieß sind nur Schattenbilder gegen der Unendlichkeit GOttes, welche ich darum anführe, daß wir vom Geringern zu dem Grössern aufsteigen, wiewol wir nie auf den Gipfel kommen werden.

Durch eine aufmerksame Betrachtung der Welt oder der Geschöpfe, vornemlich aber durch Hülfe der Religion können wir es schon auf der Erde weit bringen. Der Schöpfer hat seinen Charakter diesem unermeßlichen Weltgebäude, wie einem Spiegel eingedrükt, und es ist keine

Voll-

Digitized by Google

Vollkommenheit in GOtt, die wir nicht auch in den Geschöpfen anträfen, aber überall mit einer Einschränkung; von den Geschöpfen können wir die Vollkommenheiten des Schöpfers gleichsam herunterlesen. Inzwischen weil wir theils noch zu eingeschränkt sind, als daß wir eine tiefere Einsicht in die Werke GOttes haben könnten, theils weil die wenigste Menschen bedenken, warum sie auf den Schauplatz der Welt gesetzt sind; so kömmt uns die Offenbarung zu Hülfe, und sagt uns, ohne daß wir lang forschen und Vernunftschlüsse machen dürfen, was für ein Reichthum von Vollkommenheiten in der Gottheit verborgen liege. Da erst lernen wir, was wir durch unser eigenes Bemühen aus dem vernünftigen Anschauen der Welt niemals würden gelernt haben.

Allein weil wir in dieser Einschränkung und in der Beschaffenheit dieses Lebens noch nicht alles fassen können, und selbst die Schrift sich nach dieser unserer engen Fähigkeit richten muß; so haben wir Ursache zu glauben, daß uns die höheren Ideen von GOtt auf eine andere Zeit vorbehalten seyen, und daß selbst diejenige erhabene Begriffe, die wir jetzt in ihrer Größe noch nicht fassen können, alsdenn sich in einem hellern Lichte zeigen werden.

In dem Tod entwickelt sich unsre Seele der groben Hülle, die sie beschwert hatte: und

sie

sie mag nun einen feinern ätherischen Leib annehmen, oder blos bleiben; so ist gewiß, daß sie viel reiner und subtiler denken wird, als in dieser Sterblichkeit. Sie betrit eine neue Scene; sie ist nimmer so eingeschränkt; das ganze Weltsystem steht ihrer Untersuchung und Betrachtung offen; das Buch des Schicksals wird ihr aufgethan; sie vergleicht ihren jetzigen Zustand mit dem vorigen; sie erkennt, warum die Vorsehung in diesen Fällen sich so und nicht anderst geäussert — Welch Erstaunen! Welche neue Begriffe von GOtt! Wie viel besser wird sie einsehen, was die Unendlichkeit GOttes sey! Wenn sie dann vielleicht in die Gesellschaft anderer Geschöpfe kömmt, von denen wir itzo nichts wissen; wenn sie vielleicht ihre Unterredung mit dem Unterrichte der Engel mischet; so wird sie eine noch tiefere und weitläuftigere Einsicht in die Vollkommenheiten GOttes erlangen, und seine Unerschöpflichkeit noch mehr bewundern.

Aber itzt erwäge man, wie groß und erhaben von GOtt diejenige denken müssen, denen vergönnt ist, der Gottheit näher, und von ihrem Glanz erfüllt zu seyn. Sie nehmen immerdar zu, indem sich der Unendliche in sie gleichsam ergießet: ihre Vollkommenheit steigt von einer Stufe zur andern, ihre Fähigkeit erweitert sich je mehr und mehr, und ihre Seligkeit, die in der Erkenntniß und Empfin-

pfindung der Gottheit beſteht, bekömmt ohne Aufhören neuen Zuwachs: und doch bleibt GOTT noch eben ſo unendlich, ſo unerſchöpflich, als in der Ewigkeit, da noch keine Geſchöpfe waren, in welche ſich ſeine Fülle ergießen konte! Alles dieß iſt über den Schwung der Einbildungskraft weit hinaufgeſezt, und ſelbſt die Vernunft hat eine in Dämmerung eingehüllte Ausſicht! Doch muß man es für keine übertriebne Spitzfündigkeiten halten, ſondern bedenken, daß wir von dem Unendlichen zwar zu niedrig, aber niemals zu erhaben denken können.

Von der Zärtlichkeit.

Die Zärtlichkeit oder die Feinheit des Gemühts ist ein so schöner Charakter, daß wir denjenigen, den die freygebige Natur damit beglückt hat, durch eine sympathetische Neigung zu lieben gezwungen werden. Durch sie wird der Mensch erst recht ein Mensch. Sie nimmt uns schon ein, wenn wir sie nur in den Gesichtszügen erblicken, ohne ihre Ausdrücke in den Handlungen eines Menschen zu erwarten. Sie führt den Höhern von seiner Höhe herunter, aber nur so, daß neben der Ehrfurcht unsere Liebe ihn desto eher erreichen kan: sie erhöhet zugleich den Stand des Niedrigen, und setzt ihn bey uns in einige Hochachtung. Man lasse den Helden Tropäen auf Tropäen thürmen, man lasse ihn mit dem Glück einen Bund haben, man lasse ihn die Welt erobern; sein Herz aber sey seinern Empfindungen verschlossen, und von aller Zärtlichkeit entfernt: so wird er eine Geissel der Nationen und ein Zerstörer der Länder seyn, und sein Ohr vor der Stimme der Wehklagenden verstopfen. Ein Regent, der ein hartes fühlloses Herz hat, wird ein Tyrann seyn, unter seinem schweren Scepter werden die Unterthanen seufzen, und jeder edle Trieb wird in ihnen ersticken. Er

wird

wird zwar gefürchtet, aber nicht geliebt werden. Die Nothleidende werden vergebens zu ihm schreyen, und die Gerechtigkeit wird aus seinem Lande fliehen. Wie schön hingegen ist es, wenn der zärtliche Held auf dem Schlachtfelde seine Thränen mit dem Blute der Erschlagenen mischt, und wenn ein gutherziger Titus denjenigen Tag, an welchem er niemand wohlgethan, unter die verlohrne rechnet! Kurz, alle unsere Vorzüge und Vollkommenheiten, sie mögen äusserlich oder innerlich seyn, werden erst durch diesen liebenswürdigen Character verschönert, welcher seinen Glanz über sie alle ausbreitet.

Es giebt Leute, die ein starres unlenksames Herz haben, und keiner Rührung fähig zu seyn scheinen. In ihrem ganzen Betragen herrscht etwas steifes, das sie im Umgang und in ihren Schriften abgeschmackt macht. Die menschliche Gesellschaft müßte zu Grunde gehen, wenn sie aus lauter dergleichen fühllosen Leuten bestünde. Ein jeder würde vor dem andern sein Herz verschließen; keiner würde sich durch des andern Noth bewegen lassen, ihm beyzuspringen; man würde ohne Mitleiden an dem Wasser vorbeygehen, worein ein Unglücklicher gefallen war, und seine klägliche Stimme würde keinen Helfer bekommen. Wie unmenschlich war also diejenige Philosophie, welche lehrte, man soll sein Herz so abhärten, daß äusserliche Sachen keinen Eindruck mehr darauf machen können.

können. Würde nicht ein solcher, der aller Empfindung beraubt ist, einem Klotz, oder höchstens einer Maschine, ähnlicher seyn, als einem Menschen? Ich kann mir deswegen kaum einen unglückseligern Menschen vorstellen, als einen Unempfindlichen; denn ihn rühret keiner von allen den Gegenständen, die die gütige Natur zu unserm Vergnügen aufgestellt hat. Der Frühling hat für ihn so wenig Reitze, als der Winter; ihm ist ein Eden, wo alle seine Sinne eingeladen werden, Wollust zu schöpfen, wie eine unfruchtbare feindselige Wüste: ja er kann beym Anblick des reizendsten Gesichts ohne alle Bewegung bleiben: kurz die Natur und Kunst bemühen sich vergebens, ihm Zärtlichkeit einzuflößen, er weiß nicht, was Schönheit ist, er ist mit sich selbst gestraft: da hingegen ein Zärtlicher aus allem Vergnügen zu ziehen weiß, weil sein Herz angenehmen Eindrücken offen stehet.

Aus der Beugsamkeit oder Fühlbarkeit des Gemüths entspringen zwar keine erhabene heldenmüthige Tugenden, aber doch viele andere schöne Eigenschaften. Ein Zärtlicher enthält schon in sich den Stoff zu einem Menschenfreunde, der geneigt ist, aus der Glückseligkeit anderer Vergnügen zu schöpfen, und es für eine Aufnahme seiner eignen Glückseligkeit hält, wenn er andere glücklicher gemacht hat: und weil er schon so viel, als Menschenfreund, thut; was haben wir nicht von ihm, als einem

Pri-

Privatfreunde, zu erwarten? Ein fühlendes Herz wird durch des Elenden Noth durchdrungen, und sucht ihn auf alle mögliche Art seinem Elende zu entreißen, oder es wenigstens zu erleichtern. Die Zärtlichkeit ist eine Quelle der Großmuth, oder der Liebe der Feinde: denn der Haß kann sich nicht zu lang in einem solchen Gemüthe behaupten, und man wird finden, daß niemand zum Verzeyhen geneigter ist, als derjenige, der ein beugsames Herz hat. Ferner ist ein Zärtlicher ungemein gesellig; er kann über eine ganze Gesellschaft Heiterkeiten ausbreiten: denn seine Gespräche sind fein, wie sein Herz, seine Minen sind angenehm und natürlich, ja selbst alle Bewegungen seines Leibes sind so viele Zeugen seines gelenksamen Herzens, und stehen mit allen seinen Worten und Gebärden in der ungezwungensten Harmonie. Endlich ist mir die Zärtlichkeit auch deswegen liebenswürdig, weil sie die Grundanlage eines Dichters ist: denn man kann von der Poesie im weitläuftigern Verstande sagen, sie sey eine Fertigkeit, fein oder ästhetisch zu denken. Ja wenn wir die Natur der Poesie genau betrachten; so ist die Zärtlichkeit wirklich der vornehmste Charakter eines Dichters, ohne welchen er nicht Dichter seyn kann. In einem jeden Gedichte soll Empfindung und Feinheit herrschen, und der Poet soll immerdar die zärtlichsten Saiten in der Seele seiner Zuhörer oder Leser zu treffen wissen, welches er nicht thun könnte, wenn er nicht

ſelbſt ein gefühlvolles Herz und eine feine Gedenkungs-Art hätte. Aus dieſem Grunde verdient derjenige den Namen eines Poeten nicht, bey deſſen Gedicht ich kalt bleibe, der meine Affecten nicht rühren kann, der nicht im Stand iſt, bald eine außerordentliche Freude in mir zu erregen, bald mir Seufzer, ja bisweilen Thränen, abzuzwingen, bald mich mit Schauern zu überſchütten — kurz, der mein Herz nicht zärtlich bewegen kann.

Bisher habe ich die Zärtlichkeit betrachtet, in ſo fern ſie mit Unvollkommenheiten noch unvermengt iſt, und ſchon durch eine glückliche Verbindung mit andern Eigenſchaften, und künſtliche Bearbeitung zugenommen hat. Jezo will ich zeigen, was ſie für Unbequemlichkeiten mit ſich führe.

So glücklich diejenige ſind, welche eine natürliche Zärtlichkeit haben; ſo eine große Sorgfalt müßen ſie anwenden, daß dieſe Eigenſchaft nicht aus der Art ſchlage, daß ſie nicht allzuſtark werde und von andern nicht ununterſtüzt bleibe.

Wer ein fühlbares Gemüth hat, der wird von allen auch den geringſten Eindrücken bewegt; jede Veränderung bringt auch in ihm eine Veränderung hervor, und ſo kann, wenn er nicht Vorſicht gebrauchet, die Beugſamkeit des Gemüths in eine Unbeſtändigkeit und Flüchtigkeit ausarten. Mich dünkt, das ſchöne Geſchlecht beſtättiget meine Meinung. Es hat unſtreit-

ſtreitig eine große Zärtlichkeit, ſo daß ich ihm hierinnen unter dem männlichen Geſchlechte niemand, als die Dichter, vorſetzen möchte. Aber wie oft artet nicht dieſer reizende Charakter in eine Flüchtigkeit oder Veränderlichkeit aus? Wie oft hat nicht Selinde — allein ich ſchweige, um dem Verdacht einer Rachbegierde zu entrinnen, da ich doch blos moraliſire.

Wer eine allzugroße Zärtlichkeit hat, wer ganz Gefühl iſt; dem iſt es ſchlechterdings unmöglich, zur Starkmuth zu gelangen: und wie wollen wir bey der jetzigen Beſchaffenheit unſers Lebens glückſelig ſeyn, wenn wir nicht ſtarkmüthig ſind? Ich wollte deswegen niemand rathen, daß er ſich der Zärtlichkeit ganz überlaſſen ſoll. Ein ſolcher Menſch iſt gleichſam nicht Meiſter über ſich ſelbſt; ſeine Glückſeligkeit hängt ganz von äußerlichen Begebenheiten und Perſonen ab; ein einziger widriger Zufall kann ihn zu Boden ſchlagen und in die äußerſte Betrübniß ſtürzen, da hinwiederum eine fröliche Begebenheit ihn entzücken kann, ſo daß ſein Gemüth im Glück und Unglück kein Gleichgewicht hält, weil es gar zuviel Empfindungen hat. Eben deswegen iſt ein ſolcher, der ganz Gefühl iſt, der Liebe allzuſehr ausgeſetzt. Eine jede Schönheit wird ihn bezaubern, und zu Abentheuern verleiten. Sein Tod und ſein Leben ſtehen in der Gewalt ſeiner Göttinn, in deren Beſitz er ſeine ganze Glückſeligkeit ſetzet. Sein Herz kann zuletzt ein Tummelplatz aller

Affecten werden, und immerdar voll von stürmischen Bewegungen seyn.

Aus diesem Gesichtspuncte pflege ich Günthers Charakter zu betrachten. Dieser Dichter hatte von Natur eine ungemeine Zärtlichkeit: da er sich aber derselben ganz überließ, da er sie mit nichts milderte, da er sich von jeglichem Eindrucke bewegen ließ, und seinen Schicksalen, die freilich besonder waren, einen zu großen Einfluß in sich gestattete; so stürmte bald dieser, bald jener Affect auf ihn los, bis er von dem Wirbel derselben verschlungen war. Man wird auch bey solchen Menschen ein so seltsames Gemisch von Tugend und Laster antreffen, daß man nicht weiß, was man aus solchen zweydeutigen Geschöpfen machen soll.

Aus allem diesem nun erhellet, daß eine allzugroße Weichherzigkeit, die mit keinen andern Eigenschaften verbunden ist, dem Menschen keine wahre Glückseligkeit verstatte, als welche mit der Ruhe des Gemüths unzertrennlich verbunden ist. Ein allzufühlendes Herz ist wie ein Blatt, das vom mindesten Hauche bewegt wird, oder wie ein Schiff, das auf der mißlichen See herum irret: die Glückseligkeit aber erfordert eine Ruhe und eine Stille des Geistes. Dieses sahn die Stoiker wol ein, und wollten sich daher eine völlige Unempfindlichkeit angewöhnen, und ihr Herz gleichsam versteinern, damit nichts einige Unruhe darinnen verursache: allein sie spannten die Saiten

zu

zu hoch, und wollten die Natur zwingen, und die Menschlichkeit verbannen, welches unmöglich ist.

Welch ein glückliches Mittel weiß hier Sophron zu treffen! Sein Gemüth ist sehr fein, aber er mildert diese Feinheit, und läßt sie nicht allzugroß werden. Er kann fühlen, er kann im innersten Grunde seiner Seele gerührt werden; aber er ist zugleich im Stande, diese Bewegungen durch die dazwischen kommende Vernunft zu bezähmen, daß sie nicht zu stürmisch werden, noch sich allzulang in ihrem Sitze behaupten. Sein Verstand ist immerdar bereit, neue Begriffe zu entwickeln, die entweder die anwesende verdringen, oder ihnen eine andere Wendung geben, oder sie stumpf und kraftlos machen können. Neulich starb ihm sein Freund: Sophron fühlte und beweinte diesen Tod, dann ihm starb sein Freund! Aber die Traurigkeit nagte ihm nicht sein Herz ab, sie übermeisterte ihn nicht, und er entriß sich bald ihrer Gewalt, und zwar nicht durch eine Flüchtigkeit, womit sich kleine Seelen behelfen, sondern durch erhabne Begriffe, die er aus seinem Schatz hervornahm, und die eine Gegenarzney seines Schmerzens waren. Sophron genießt alle unschuldige Ergezlichkeiten dieses Lebens, aber mit der größten Mäßigung, daß man nicht sagen kann, sie besitzen ihn, sondern, er besitze sie. Es ist wahr, wenn ihn ein unvermutheter Zufall trifft; so bekömmt sein zärtliches Herz

einen Stoß, allein er wird nicht betäubt, und weiß ſich aus der kleinen Beſtürzung zu erholen. Seine Neigung zur Liebe iſt nicht ungeſchlacht, und durch ſeine Geliebte wird er zwar glücklicher, aber man würde ihn doch nicht unglücklich nennen können, wenn er ſie nicht beſäße. Kurz, Sophron hat ein fühlbares Herz, welches die Eindrücke leicht in ſich faßt, allein es ſteht in ſeiner Macht, ob er ſie behalten, wie er ſie ordnen, und zu welcher Gröſſe er ſie laſſen will.

Allein welch eine Seltenheit iſt ein Sophron! Ich wollte faſt ſagen, nur dem mittlern oder reifern Alter ſey dieſe hohe Kunſt möglich: denn gemeiniglich iſt der Jüngling zu fühlend, und der Greis zu unempfindlich. Nur ein groſſes Genie kan es hierinnen zu einer Vollkommenheit bringen, und zwar durch keinen andern Weg, als eine tägliche Uebung. Und deswegen will ich denjenigen, in deſſen freyem Willen es ſteht, ob er zärtlich und äſthetiſch, oder ſtoiſch und abſtrackt denken will, oder der dieſe beede Stücke weislich zu vermiſchen weiß, für den erhabenſten Weltweiſen halten.

Ein-

Einladung auf einen Caffee
an Herrn G *

Besuche mich, mein Freund, und koste den Nektar
arabischer Bohnen,
Und schwelle die männlichen Adern mit mir.
Komm bald; verlaß dein Geschäft; schenk diese Stunde
der Freundschaft:
Der Caffee sprudelt und wartet auf dich.

Ich habe das feindliche Heer der Sorgen dem
Sturmwind gegeben,
Der sie in die Flut der Vergessenheit taucht:
Hingegen den menschlichen Scherz aus seiner cypri-
schen Laube
In mein vertrauliches Zimmer gelockt.

Er fließt (du kennest ihn wol!) sanft, wie ein Bach
der dem Wandrer
Mit leiserer Stimme, durch süßen Betrug,
Den noch zu messenden Weg aus dem Gedächtniße
lispelt,
Und in sein Ohr Harmonien ergießt.

Digitized by Google

Frey seyen unsre Gespräche, so weit von der steifen Methode,
Als von der Frechheit des Pöbels entfernt:
Indeß daß der braune Caffee stets in die Schale sich stürzet,
Und Zung und Gaumen mit Reiz überströmt.

Und willst du deinen Geschmack mit dem Geruche verbinden;
So wird von selbst ein balsamischer Kranz,
Den ich dem Sommer entwand, nachamend dein Schälchen umschlingen,
So bald er unsre Umarmung erblickt.

Dann schaue sie auf uns herab, die himmlisch-lächelnde Freundschaft,
Und segn' uns, und spreche mit heiterer Stirn:
Scherzt, Kinder, scherzet so fort: ich will euch glücklicher machen,
Als sorgenbelastete Könige sind.

Vielleicht verwunderst du dich, daß ich von Scherzen und Freundschaft
Den kleinen geflügelten Amor getrennt;
Nein, weg mit dem Amor! ich traue dir nicht; du würdest es machen,
Wie es der tejische Dichter gemacht.

O boshafter Freund! wär er da; du tauchteſt ihn
auch in den Caffee,
Und dann --- ich kenne den Grauſamen ſchon!
Nein, Amor, fliege vielmehr ins Zimmer der ſprö-
den Selinde,
Und ſtürze dich ſelber in ihren Caffee.

Nun, Freund, iſt alles bereit: die Schale ſcheinet
zu lechzen,
Der Caffee wünſchet getrunken zu ſeyn.
Befürchte niemand; mein Schloß und patriotiſcher
Riegel
Läßt keinen ſchwätzenden Thoren zu mir.

Anakreon nahm den Knaben, den er in den Roſen
gefunden,
Stieß ihn in den Becher, und trank ihn hinab.
Allein er kützelte ihn, und tobt im innerſten Marke,
Und ritzte ſein brennendes Eingeweid auf!

Ein Geſicht.

Ich habe ſolche Dinge geſehen, die man mir kaum glauben wird: allein dieß ſoll mich nicht abſchrecken, daß ich nicht der Welt mein Geſicht offenbaren ſollte, indem ich verſichert bin, daß mir viel merkwürdiges gezeiget worden. Es iſt ein Fehler unſers Jahrhunderts, daß man keine Entzückungen mehr glaubt, und die Erſcheinungen für Geburten eines enthuſiaſtiſchen Kopfes anſieht. Hat nicht ein glaubwürdiger Horaz den Bacchus und die lernenden Nymphen, und die ſpitzigen Ohren der Satyre geſehen? Ich will nicht hoffen, daß man ihn einer Lüge beſchuldigen wird, da es unter den Gelehrten noch eine Streitfrage iſt, ob Horaz nicht auch unter die Kirchenväter zu zählen ſey? Mehrere Beyſpiele will ich nicht anführen; denn man mag meine folgende Erzählung für ein wirkliches Geſicht oder für einen Traum, oder nur für ein Geſchöpf meiner Einbildungskraft halten; ſo werde ich mich wenig darum bekümmern, denn was ich geſehen habe, das habe ich geſehen. Nur dieß einzige will ich noch erinnern, daß es den Leſer nicht befremden möge, wenn er dunkle Stellen antrift, dann dieß erfordert die Natur eines Geſichts, und der Schauer weiß ſie oft ſelbſt

nicht

nicht recht zu erklären; doch werde ich mich der möglichſten Deutlichkeit befleißigen.

Entzückt und von meinem Schutzgeiſt begleitet, konnte ich ganz Deutſchland mit einem Blick überſehen. Aus ſeiner Mitte erhob ſich ein Berg, welchen ich für keinen andern als den Parnaß halten konnte, denn er hatte zween Gipfel, war mit Lorbeerbäumen bewachſen, und ein Gott ſaß in dem glänzenden Chor von neun Mädchen, welche man die Muſen nennet. Sie waren ſchön, wie du, Selinde, und in ihren Blicken ſaß die Weisheit: vor Begierde wollte ich hinfliegen, als mich mein Genius am Aermel zurück hielt. Ueber dem Berge ſah ich das Gerücht in einer Wolke, welches ſtark in ein holes Erz ſtieß, daß der Schall ganz Deutſchland durchdrang. Ich fragte meinen Genius, was dieſes zu bedeuten hätte? worauf er mir zur Antwort gab, alle Dichter Germaniens werden vor dieſem Berge erſcheinen, um Zeugniße ihrer Kunſt abzulegen. Man kann ſich leicht vorſtellen, was mich für eine Neugier ergriff, dieſe Scene anzuſehen: ich wollte aber auch ſelbſt gern in der Verſammlung dieſer Dichter ſeyn, und ſagte deswegen zu meinem Führer: ich kann auch Verſe machen! ich will auch mein Glück verſuchen! und war eben im Begriff, fortzueilen, und mich herunter zu laſſen, (dann wir ſchwebten, in einiger Entfernung von dem Berg, in der Höhe:) allein mein Schutzgeiſt, der es redlich mit mir meynte,

fragte

fragte mich mit einer ernsten und vielsagenden Mine, ob ich ein Poet wäre? welche Frage schon hinlänglich war, mich abzuhalten, daß ich mich begnügte, ein bloser Zuschauer zu seyn.

Und nun fingen die Dichter an, da sie das Zeichen höreten, herbey zu kommen. Es war, als wenn ein gewaltiger Fluß daher strömte, oder ein ganzes Kriegsheer anrückte. Ein langer Strich Feldes ward von dieser ungeheuren Menge bedeckt, daß ich mir eine so große Fruchtbarkeit an Dichtern, die alle wirklich in Deutschland leben, vorher niemals eingebildet hätte. Man sagt deswegen, es sey selbigen Tags eine so große Einsamkeit in den Städten und Dörfern Deutschlands gewesen, daß der Sultan, wenn er den Zeitpunkt in Acht genommen hätte, und plötzlich eingefallen wäre, wenig Widerstand würde gefunden haben.

Apollo bezeichnete gleich den Anfang dieser Zusammenkunft mit einem erstaunlichen Wunder, denn er verwandelte die Leibesgröße eines jeden in diejenige, die der Größe seines Geistes gemäß war. Himmel, welch ein Anblick! viele, die als Riesen gekommen waren, setzten sich in kleine Zwerge nieder, und hinwiederum Personen von kleiner Größe wurden so ansehnlich und erhaben, daß sie aller Augen auf sich zogen. Ich habe einen bemerkt, der in einer Riesengestalt, mit gemeßnen Schritten und troziger Stirne daherging, nach seiner Ankunft aber so klein

wurde

wurde, daß ich mein Fernglas heraus ziehen mußte, um ihn zu entdecken. Ja einige verschwanden gar, daß weder die Vergrößerung des besten Sehers noch Diogenes Laterne hinlänglich waren, sie ausfündig zu machen. Man sah sie auch nimmer, bis sie sich aus dem Gesichte des Apollo verlohren hatten und weggegangen waren, welches ihnen viele andere Pygmäen, um dem lauten Gelächter der Zuschauer zu entgehen, nachmachten, indem sie sich vom Berge wegschlichen, und so ihre vorige Größe wieder erhielten. Auf diese Art war die große Menge um viel verringert, wiewol einige Zwerge, weil sie meynten, ihrer Kunst gewiß zu seyn, und diese Verwandlung nur für einen optischen Betrug hielten, dablieben, um einer größern Schande vorbehalten zu seyn.

Und nun stiegen die Musen und Gratien mit dem Apollo in feierlichem Glanze herab, und setzten sich nah am Fuße des Berges nieder. Eine jede hatte ein musikalisches Instrument in der Hand, und um sie her lagen frische Kränze zerstreut, welche demjenigen zugedacht waren, dessen Spiel ihrem Ohr eine Genüge leisten würde.

Zu erst trat ein ansehnlicher Dichter hervor, welchem diese seine Größe zugleich natürlich war. Er kam aus den Alpengebirgen zu dieser Versammlung, nicht so wol um die Unsterblichkeit der Dichter zu erlangen, als vielmehr sich von wichtigern Geschäften zu erholen, und

aus

aus der Gesellschaft der Musen Vergnügen zu schöpfen. Er trat mit vieler Schüchternheit zur Uranie hin, und nahm eine Harfe von ihr, worauf er so erhaben spielte, daß ihm alle Musen Beyfall zulächelten. Es waren zwar einige Pygmäen da, die entsetzlich schryen, seine Töne seyen so rauh und ungeschlacht, daß man nicht wisse, was er wolle: allein er sang für sie zu erhaben, und die Musen, ob sie schon auch bisweilen etwas hartes entdeckten, kehrten sich nicht an dieses Urtheil, indem sie wohl sahen, daß dieser Dichter sich von der gemeinen Art zu (*) singen entferne, und würdig sey, nachgeahmt zu werden. Er war so bescheiden, daß er seinen Fehler gestand, und den Kranz von Cedernlaub, den ihm Uranie um die Schläfe flocht, schien er kaum annehmen zu wollen.

Nach ihm drängte sich einer hervor, der durch die Verwandlung zimlich klein geworden war. Seine Wissenschaft war sehr weitläuftig; darin aber bestand, wie er glaubte, seine gröste Stärke, daß er die Töne von andern wol zu beurtheilen wüßte. Er maßte sich deswegen ein Recht an, alle Sänger zu tadeln, nur die nicht, die seine Notenbücher gekauft, und ihre Stücklein daraus gelernt hatten. Er gieng

(*) Weil hier von Instrumenten die Rede ist; so muß ich dem Leser sagen, daß ich das Wort singen in eben dem weitläuftigen Verstande nehme, wie die Lateiner ihr *canere*.

ging mit vieler Zuversicht zur Euterpe, nahm von ihr eine Leyer, und versicherte, daß er auf diesem Instrument ein Meister wäre. Allein es war nichts als ein elendes Trillern, ohne Geist, und ich sah niemand, der ihm Beifall gab, als einige Bauren, welche voll Freude ausriefen: das ist ein rechter Leyermann! den sollten wir bey unsern Hochzeiten haben! Am lächerlichsten lautete es, wenn er verliebte Töne machen, und überhaupt den Affect rühren wollte, denn da war ein erbärmliches Geheul auf seinen Saiten. Man rieth ihm oft, er sollte aufhören, allein er trillerte seine Liederchen beständig fort, wovon die meiste Hochzeiten, Leichen, Nahmenstage, Geburtstage u. s. f. angiengen. Zu jedermanns Verwunderung gieng er gar zu Kalliope, und ries ihr die Trompete aus der Hand, welche er aber nicht einmal anblasen konnte. Man gab ihm darauf eine Posaune, aus welcher er so fürchterliche Töne blies, daß die Musen die Ohren zuhielten, und ihm alsbald ein Stillschweigen auferlegten. Nun ermahnten ihn seine Freunde, er sollte fortgehen; allein er wollte schlechterdings einen Kranz haben. Als Apollo sah, daß er nur auf diesen wartete; winkte er einigen Satyren, die ihn gleich ergriffen, mit Disteln kränzten, und so ins weite Feld springen ließen. Ach! sagte er unterm Fortgehen: sind dann die Musen selbst undankbar?

Tantaene animis coelestibus irae?

Sind

Sind dann alle meine Bemühungen umsonst? Ich habe doch die besten Dichter nachgeahmt. Du Simon Dach! Du Gryphius! Du Flemming und ihr andere Helden in der Poesie, ihr seyd mein Muster gewesen! allein ich habe dieses Schicksal mit vielen andern großen Männern gemein! — Als ich diese traurige Begebenheit sah; fragte ich meinen Genius, wie dieser Unglückliche hieße? welcher mir aber weiter nichts von ihm sagte, als, er habe dieses Schicksal verdient, indem er den Geschmack unterdrückt, und in dem unbilligen Tadel der größten Dichter sein Vergnügen gefunden.

Nun kam einer mit einer etwas finstern Mine, welche ihm die Natur nur deswegen gegeben zu haben scheint, daß uns hernach sein aufgeklärter Witz und zärtliches Herz in eine desto größere Verwunderung setzen sollten. Alles an ihm war Natur, deren Liebling er war; alles an ihm gefiel und reizte, und selbst seine geringste Bewungen schienen von der Natur hervorgebracht zu seyn. Er ging mit vielem Anstande zu den Gratien hin, und das sanfte Lächeln derselben zertheilte das Dunkle seines Gesichts. Dann nahm er eine Leyer von ihnen, und lockte so einnehmende, zärtliche und feine Töne aus ihr hervor, daß ich eine Gratie zu hören glaubte. Der ganze Umstand klopfte in die Hände, und die Mädchen zerflossen fast in Entzückung, da sie seinen Saiten zuhörten. Die Huldgöttinnen umarmten und führten ihn,

mit

mit Roſen bekränzt, zu den andern unſterblichen Dichtern auf den Gipfel des Bergs. Sonſt ſagt man auch diß noch zu ſeinem Ruhme, daß er ſich nicht zu hohen Tönen verſtiegen, noch über ſeine Sphäre hinaus gewagt habe.

Aber itzo trat einer in prächtiger Geſtalt daher, und zog die Blicke und die Erwartung aller Zuſchauer auf ſich. In ſeiner Geſichtsbildung ſchien der Ernſt ſich mit dem holdſeligen Lächeln zu vermiſchen, um deſto mehr zu gefallen. Er nahm die Trompete aus der Hand der Kalliope, und blies ſo neue und unerwartete Töne daraus, daß viele der Zuhörer von einer Art Enthuſiasmus hingeriſſen wurden. Er wußte, wie die menſchliche Seele müßte angegriffen werden, wenn ſie etwas ſtark empfinden ſollte. Er kannte das furchtbare Schöne vollkommen. Bald floß ein zarter Ton von ſeinem ſeufzenden Mund, und ſchmelzte die weichere Herzen; bald rauſchte ſein Geſang gewaltig, und erſchütterte mit treffendem Schlage das Ohr: je nachdem es die Umſtände erforderten. Weil ſeine Töne in Deutſchland unbekannt und unerhört waren; ſo entſtand ein groß Gemurmel unter dem gemeinen Haufen, der alles, was er nicht verſteht (und wie viel verſteht er?) zu tadlen pflegt. Alſo haben, ſchrie man, unſere Väter, die alten Deutſchen, nicht geſungen! diß ſind fremde und unerhörte Töne! — allein, in ſeine Größe eingehüllt,

ſchien er dieſes Geſchrey nicht zu hören, und vollendete ſeinen göttlichen Geſang. Virgil, der auf dem Gipfel des Berges ſaß, kam aus ſeinem Lorbeerhayn herunter, und freute ſich, daß auch ſein Tonmaas in Deutſchland ſo künſtlich nachgeahmt würde, ja man will bemerkt haben, er ſey etliche male roth geworden. Weil er ſeinen Geſang der Gottheit geweyht hatte; ſo überließ die Kalliope ſeine Umkränzung einer heiligern Muſe, der Sionitinn, welche vom Himmel herab flog, und mit einem künſtlich geflochtnen Lorbeer ſeine Schläfe ſchmückte. Seine Art zu ſingen ward in Deutſchland immer bekannter, und ſein Werth ſtieg von Tag zu Tag, daß die Stimme richteriſcher Schreyer vom Lobe der Kenner überſtimmt wurde.

Es befand ſich einer unter den verſammelten Dichtern, den der Nächſtvorhergehende in eine edle Eiferſucht ſchien gebracht zu haben, daß er gleich nach ihm mit eilfertigen Schritten zur Kalliope hintrat, und gleichfalls die Trompete von ihr nahm. Seine Töne waren männlich, kühn und geſetzt, und da Homer hörte, daß ſie den ſeinigen ſo ähnlich waren; kam er herab, und bezeugte eine große Freude. Es iſt wahr, ſein Entſchluß, in die Fußtapfen ſeines Vorgängers zu treten, war ein wenig zu ſchnell, und ſein Ton nicht ſelten rauh, weil er mit der neuen Singart ſeines Vorgängers noch nicht recht bekannt war. Ueberdieß bemerkte ich, daß er ganze Stücke vom vorigen in ſeinen Geſang

ein-

einflocht, welches man eine übertriebene Nachahmung nannte. Der Gott des Geſchmacks hätte es lieber geſehen, wenn er nicht ſo viel und ſo lang geſungen, und ſich zu wenigern Geſängen mehr vorbereitet hätte. Inzwiſchen klangen doch ſeine Töne überaus männlich, und wurden nach und nach harmoniſcher. Man muß ihn auch unter diejenige rechnen, die den elenden Geſchmack verbeſſert, und der Kritik ein neues Licht aufgeſteckt haben. Die Muſen gaben ihm einen Kranz von heiligem Eichenlaube, und Homer führte ihn mit ſich in ſeinen Hayn, den die wilde Natur über ihn ausgebreitet hatte.

Indem dieſer Dichter ſang; geſellte ſich zu ihm ein edler Jüngling, der die Weltweisheit und Dichtkunſt künſtlich mit einander zu verbinden wußte. Er begehrte von der Erato eine Leyer, und ſagte, er wolle ſeinem Mädchen ein Lied ſingen: welches er auch mit ſo vielem Beyfalle that, daß den Ernſthafteſten ſeine jugendliche Töne, die ſo viel männliches hatten, gefallen mußten. Er nahm hernach auch von der Kalliope die Trompete und ſang mit dem vorhergehenden wechſelsweiſe darauf, aber anfänglich noch harmoniſcher als jener, deſſen Töne eben hiedurch ihre Rauhigkeit verlohren. Vielleicht ſang er auch anfänglich zu viel, wie er dann ſelbſt nicht mit allem zufrieden war; und begann deswegen, nachdem er ein wenig geſchwiegen hatte, einen neuen Geſang, deſſen

Anfang schon sehr viel versprach. Er bekam von den Musen einen mit Blumen und Cedernlaube durchflochtenen Kranz.

Die drey vorhergehende Sänger hörte einer, der aus dem Felde des Kriegs mit einem langen Ritterspeere hieher gekommen war: allein sie gefielen ihm gar nicht. Er nahm die Trompete aus der Hand der Kalliope, und sagte, er wolle einen alten deutschen Helden besingen. Alles war aufmerksam, und den Musen gefiel sein Vornehmen. Allein sein Gesang war nicht so, wie sie ihn erwartet und gewünschet hatten, ob er wol einen so genannten Kunstrichter fand, der ihn über alle dergleichen Sänger hinauf setzte. Sein Hauptfehler war, daß er die steife und frostige Singart der Gothen und alten Deutschen behielt, von welchen bekannt ist, daß sie keine große Tonkünstler gewesen. Als ihm die Musen dieses vorhielten; so sagte er, er glaube ganz recht daran gethan zu haben, daß er die alte Singart der Deutschen beybehalten und die römische verworfen habe, indem sein Held ein Deutscher gewesen. Worauf ihm die Musen den kurzen Bescheid gaben, sein Held sey zwar ein Deutscher gewesen, aber er habe auch römisch gefochten: und so ließen sie ihn unbekränzt fortgehen.

Itzo kam einer, dem die Natur eine besondre Gelenkigkeit des Genies gegeben hatte, daß es ungewiß war, ob man ihn auf der Leyer oder Trompete, in scherzhaften oder ernsthaften

Ges-

Geſängen für einen größern Meiſter halten ſollte. Auf der Leyer ſang er erhaben, und erflog mit horaziſchem Schwunge die Lyriſche Höhe. Er iſt unter denen, die zuerſt eingeſehen haben, welch ein Geiſt zur Regierung der Leyer erfordert würde, und wie viel es den Horaz gekoſtet, bis er Horaz geworden iſt. Vielleicht wäre dieſer römiſche Dichter zu ihm herab gekommen, wenn er gehört hätte, daß auch ſein künſtliches Tonmaas nachgeahmt würde. Er nahm hernach auch die kleine ſatyriſche Trompete, womit Homer vormals die Batrachomyomachie geſungen hatte, und blies damit in den Schwarm unartiger und zügelloſer Stutzer, und zerſtreuete ihn. Gleichwie ſich vormals Orpheus in die öden Wüſten wagte, und die wilden Thiere durch den ſanften Klang ſeiner Saiten bezwang; ſo bändigte dieſer Sänger die moraliſche Ungeheuer in der galanten Welt, gab den Renommiſten ihre Menſchheit wieder, lehrte die artige Herren über ſich ſelbſt lachen, und zeigte den Mädchen, daß ſie ohne Witz den Nahmen der Schönen nicht verdienten. Die Muſen bezeugten ein beſonders Wohlgefallen über ſeine Lieder, und man ſah die Faunen mit ungewöhnlichen Sprüngen herum tanzen. Er bekam einen mit Roſen durchſchlungnen Lorbeer.

Nun trat ein junger Sänger mit reizenden Minen hervor, bat ſich von der Euterpe eine Flöte aus, und ſang Schäfergedichte. Voll

Natur, voll eder Einfalt waren seine Gesänge, und man kann nicht sagen, daß die Kunst viel Antheil daran habe. Er band sich an kein gewißes Tonmaas: desto freyer und ungezwungener waren seine Lieder. Er führte zuerst die sicilianische Musen nach Deutschland, Theokrit kam zu ihm herab, und freute sich, daß er sich in einem Deutschen erblickte. Die Schäfer konnten nach seinen Tönen tanzen, denn sie waren ungekünstelt, und nach ihrer Gemüthsbeschaffenheit eingerichtet. Ja sie glaubten, er habe seine Flöte von einem Waldgotte geschenkt bekommen, und den Pan selbst zum Lehrmeister gehabt. Nach diesem versuchte er auch die Trompete, und sang den Tod eines Frommen aus der heiligen Geschichte mit einer sehr reizenden und beweglichen Stimme. Kalliope und Euterpe flochten ihm aus Lorbeern und Narcissen einen Kranz, und Theokrit führte ihn mit sich hinauf zu den andern Dichtern.

Itzo taumelte ein ganzer Schwarm anakreontischer Sänger heran, und alle riefen: Evohe! Vater Bacchus! von dir begeistert wollen wir den Wein, die Freundschaft und die Liebe singen! Sie bekamen hernach von den Musen Zithern, allein die wenigsten konnten, weil sie berauscht waren, einen schicklichen Ton hervor bringen, ja einige waren so unzüchtig und unverschämt, daß sie sich an den Musen vergreifen wollten, worauf sie fortgejagt wurden, nachdem man ihnen zum Spott kleine

Pfeif-

Pfeifgen gegeben hatte, dergleichen man den Kindern zu kaufen pflegt; denn ihre Töne waren überaus kindiſch. Nur drey ſchien ich bemerkt zu haben, die die anakreontiſche Zither zu ſpielen vermochten, und dieſe Saiten, die feiner ſind, als man insgemein glaubt, zu beleben wußten. Sie wurden mit Epheu und Myrten bekränzt, und von dem tejiſchen Dichter in ſeinen düftenden Frühlingshain geführt.

Ich könnte noch viel merkwürdiges von meinem Geſichte ſagen, z. E. wie ſich einige Dichter öffentlich geſcholten und gerauft, und jungen Leuten ein Aergerniß gegeben, indem ſie um Buchſtaben zankten; was die Schulmeiſter aus dem Würtembergiſchen für ein Aufſehen gemacht, und wie ein Proviſor, der den erſten Buben geſchlagen hatte, ſich einbildete, er ſey der vornehmſte Poet, und überhaupt ein Mann, ohne welchen die Welt untergehen würde; ferner wie ſich ein gewißer ſchwäbiſcher Dichter feyerlich bey dem Apollo beſchwerte, daß man ihn wegen der reimloſen Verſe in ſeinem Lande verkezert habe, und daß es deswegen kein Wunder ſey, wenn ſo wenig rechtſchafne Dichter aus ſeinem Vaterland erſchienen; endlich wie einige Poeten den Parnaß mit Gewalt haben erobern wollen, und deswegen ein ſtarkes Kanonenfeuer gemacht, welches aber auſſer dem Schalle weiter keine Wirkung hatte — Allein wenn ich alle die närriſchen Dinge erzählen ſollte, die ich geſehen; ſo würde mir die Zeit zu

kurz werden: ich will deswegen zum Beſchluß eilen. Apollo bezeugte ſeine Zufriedenheit mit dem Zuſtand der Dichtkunſt in Deutſchland, und ermahnte diejenige, die zwar itzo zum Lorbeer noch nicht reif waren, aber es doch einmal werden könnten, beſtändig nach den erhabnen Dichtern aufzuſehen, die vom Gipfel des Pindus herabſchauten. Den Feinden des Geſchmacks aber und den Dunzen verſprach er ein Tollhaus durch die Satyre aufführen zu laſſen, wo ſie nach rühmlichen der Dummheit geleiſteten Dienſten, als Invaliden, ihr Leben beſchließen könnten. Endlich nahmen Horaz und Ovidius ihre römiſche Leyern, jener ſang eine Ode und dieſer eine Elegie: beede ſchienen eiferſüchtig zu ſeyn, daß Virgils Tonmaas allein ſo glücklich ſeyn ſollte, auch in Deutſchland nachgeahmt zu werden, eine horaziſche Ode aber und eine ovidiſche Elegie noch ſo fremde Namen im Deutſchen wären.

Den Beſchluß machte ein gemeinſchaftlicher Geſang der Muſen, womit ſie den Gott des Geſchmacks auf die Höhe des Berges begleiteten. Mein Genius ſchied von mir; ich kam aus meiner Entzückung zu mir ſelber, und achtete mich verbunden, dem Publico von meinem Geſichte eine kurze Nachricht zu geben.

Ab-

Abschiedsode an Daphne.

Er schwebt, dem ich schon lang entgegen weinte,
Der finstre Tag schwebt über meinem Haupt,
Der mir auf einmal so viel Freunde,
Und meine Daphne raubt.

Mein Herze brauſt — Mein Mund erstarrt — Ich fühle
Die Zärtlichkeit in ihrer ganzen Krafft —
Ich bin betäubt von dem Gewühle,
Der strengen Leidenschaft!

Indeß enteilt die Zeit, die Stunden laufen,
Und rufen mich hinweg — hinweg von ihr!
O könnt ich die Minuten kaufen;
Ich gäb ein Jahr dafür!

Schenk, Himmel, uns noch eine halbe Stunde,
Und reiße mich nicht so gewaltig hin,
Laß mich vorher aus Daphnens Munde
Den lezten Nektar ziehn!

Laß mich das leztemal die Hand ihr drücken,
Das leztemal die Bruſt ſich thürmen ſehn,
Und alsdann, trunken vom Entzücken,
Mein ſchwimmend Auge drehn!

Wie werden mir die Tage meines Lebens
So kummervoll, ſo leer von Freude ſeyn!
Wie werd ich überall vergebens
Um meine Daphne ſchreyn!

Ich werde mein Gemüt zuſammen falten,
Dem Freund entfliehn, ders redlich mit mir meynt,
Und mit dem Wald Geſpräche halten,
Als wie mit meinem Freund!

Wie oft werd ich im Traum den Nektar trinken
Von deinem Roſenmund! Wie oft wird mir
Dein großes blaues Auge winken,
Und ich bin fern von dir!

Wie oft wirſt du, gehüllt in leichte Düfte,
An deines Freunds, an meiner Seite ſtehn,
Und mir, wie ſanfte Frühlingslüfte,
Den Schlaf vom Auge wehn.

Digitized by Google

Wie werd ich dann, durch deinen Ruf erwecket,
Wenn Schlaf und Bild und Hofnungen entfliehn,
Die Hände, die ich ausgerecket,
Betrübt zurücke ziehn!

O wäre mir dein Bild niemals erschienen,
Dein blondes Haar, dein Mund der schweigend spricht,
Dein blaues Aug, der Witz der Minen,
Dein wächsernes Gesicht!

Wer weiß, wenn ich von langer Sehnsucht müde,
Die Gegend seh, wo ich an deiner Hand
Im zärtlichsten Vergnügen glühte,
Das je mein Herz empfand!

Wer weiß, wenn ich den Garten wieder grüße,
Wo niemand uns, als unser Freund belauscht,
Wo wir die Erstlinge der Küße
Einander zugerauscht.

Der Himmel sahs; sein Antliz wurde heller:
Der Bach, der sonst das krumme Thal durchschlich,
Empfand mit uns, und rollte schneller,
Und strebte über sich!

Da trank mein Herz den Strom der Luſt — da wehte
Die Liebe mich im warmen Zephyr an,
Indeß daß eine milde Röthe
Durch meine Wangen rann.

Nun iſts vorbey! — Itzt wird ſich unſrer Füße
Kein Feld mehr freun! — Itzt rauſcht nicht mehr der Bach
Dem ſchmeichelnden Geräuſch der Küße
Mit holden Schwätzen nach.

Itzt werden wir nicht mehr in hellen Nächten
Samt deinen Freundinnen und unſerm Freund
Einander in die Arme flechten,
Vom hohen Mond beſcheint!

Nun iſts, als wenn es nie geweſen wäre,
Die Tage ſind, wie von dem Sturm zerſtreut,
Und liegen unbekant im Meere
Der räuberiſchen Zeit!

Werd ich dich aber jetzt vergessen können,
Wenn uns der Raum entzweyt? -- Nein Daphne,
nein,
Und wenn uns ganze Welten trennen;
So bin ich dannoch dein!

Nimm diesen Kuß, du tugendhafte Schöne,
Den dir die Zärtlichkeit beym Abschied giebt,
Nimm ihn, und schließ aus dieser Thräne,
Wie sehr ich dich geliebt!

Einige

Digitized by Google

Einige Probleme samt ihren Auflösungen.

Man stellt sich viele Sachen als schwer vor, die doch in der That sehr leicht sind, wenn man ihre innerliche Beschaffenheit recht einsieht. Wir würden viel größere Gelehrte unter uns haben, wenn dieses Vorurtheil nicht wäre, denn die Schwürigkeit einer Sache pflegt junge Leute gleich beym ersten Anblick abzuschrecken. Ein Lehrmeister soll also seinem Schüler die zu lernende Sache als etwas leichtes vorstellen, und dadurch in seinem Gemüth eine Begierde erwecken, sie mit frischem und getrostem Muth anzugreifen. In dieser Absicht habe ich folgende Probleme aufgelöset, von deren Schwierigkeit man so viel Wesens macht, die mich aber nicht sonderlich viel Mühe gekostet haben, und auch dem Leser leicht verständlich seyn werden.

I. Aufgabe.

Mit leichter Mühe ein Poet zu werden.

Auflösung.

1.) Kaufe dir alle deutsche Poeten zusammen, und lies sie flüchtig durch, denn es muß alles geschwind gehen.

2.) Die-

2.) Diejenige Stellen, die dir am besten gefallen, oder von denen du dir einen Gebrauch versprechen kanst, lerne auswendig, oder schreibe sie in einen besondern Fascikel.

3.) Merke insonderheit die schönen und neuen Wörter und Redensarten, ja mache selbst dergleichen Wörter, denn es ist nicht so gar schwer.

4.) Wenn du nun ein Gedicht machen sollst; so bilde dir um mehreren Behufs willen ein, du müßest eine Armee anführen, und eine Schlacht liefern. Diese Vorstellung hat einen großen Nutzen, wie du gleich sehen wirst.

5.) Zähle also deine (nach reg. 2. u. 3.) geworbene Soldaten, theile sie in Truppen ein, und gieb jedem Trupp ein vorzüglich schönes Wort zu, welches als der Officier von der Compagnie angesehen werden kann.

6.) Halte dir ein Corps de Reserve, welches, wenn die Noth an den Mann geht, hervorbrechen und die Lücken büssen kann.

7.) Vor dieser poetischen Schlacht aber trinke eine gute Portion Wein. Denn die Gedichte, die nicht aus einem von Wein erhitzten Kopf herkommen, pflegen kalt und frostig zu seyn.

7.) Nun-

Digitized by Google

7.) Nunmehr gieb das Zeichen zum Angrif; hebe deine Feder wie einen Marschallstab empor; reite in deinem ganzen Heer wie rasend herum; bringe deine Soldaten in eine Hitze, und ermahne sie, vor deine Ehre ritterlich zu kämpfen.

8.) Wenn einige nicht fechten oder gar davon laufen wollen; so ziehe sie an den Haren wieder zurück, sie mögen wollen oder nicht.

9.) Laß es dich nicht anfechten, wenn auf solche Art dein System ein wenig verrückt wird; denn jedermann wird glauben, du habest einen furorem poëticum gehabt.

10.) Wenn nun die Schlacht geliefert ist; so rathe ich dir, die Körper der gebliebenen Soldaten zu begraben, weil sonst zu befürchten ist, es möchte eine Pest entstehen.

II. Aufgabe.

In Gesellschaften ein witziger Geist zu seyn.

Auflösung.

1.) Sammle dir Sprüchwörter und Gleichniße so viel du kanst, und mache sie dir so geläufig, daß ein jedes bereit ist, bey Gelegenheit hervorzubrechen. Z. E. der Caffee wird mir heut bekommen, wie dem Hund das Grasfressen.

2.) Lez

2.) Lerne dich künſtlich vernennen, oder verändre einige Buchſtaben in den Wörtern, daß ein anderer Verſtand herauskomme. Z. E. Hochgeöhrter Herr, Frauenziefer, Hocheſelgeboren, und was dergleichen Floſculi mehr ſind.

3.) Mache Wortſpiele und bediene dich der zweydeutigen Wörter. Z. E. anſtatt: ſind Sie ſchon aufgeſtanden? fragſt du viel ſinnreicher: haben Sie ſchon Pfulbendorf verlaſſen? Wenn man zu dir ſagt: ich will mich an Ihnen rächen; ſo antworte flugs: ey! Rechen braucht man zu dem Heu. Ich verſpreche dir vor eine jede ſolcher zierlichen Reden das Lachen der Compagnie, und von deu Frauenzimmer einen gewiſſen Fächerſchlag: das Frauenzimmer aber muß ſeyn, wie es der Brauch iſt.

4.) Bringe ganz ungereimte Sätze mit der ernſthafteſten Mine herfür; und wenn man ſich darüber verwundert, oder gar über dich bös wird; ſo mußt du ſie ſo geſchickt auszulegen wißen, daß ſie zum Vortheil desjenigen ausfallen, den ſie beleidiget zu haben ſchienen. Z. E. behaupte, daß das Frauenzimmer nicht unter die Menſchen gehöre: und wenn dann eine hitzige Schöne über dich bös wird; ſo ſage mit einem liebreichen Geſicht: Nein Mademoiſelle! Sie gehören nicht unter die Menſchen, ſondern

unter die Engel! Wie tief muß ein solches feines Lob einem Mädchen zu Herzen gehn!

5.) Wenn du nun glaubst, was sinnreiches gesagt zu haben; so lache zuerst! darüber, dann das, was man von andern haben will, muß man zuerst thun.

6.) Bey diesem allen mußt du das Singen nicht vergeßen, aus Günthers Hochzeitscherz, und andern dergleichen Gedichten, über deren Mangel wir nicht zu klagen haben, Strophen hersagen, pfeifen, herum tanzen, schwören u. s. f.

7.) Der feinste Witz aber besteht ohne Zweifel in den Gesichtsminen und der Stimme. Hieher gehören alle Fratzengesichter und Verziehungen des Munds, alle Modificationen der Stimme, alle Nachahmungen anderer Personen u. s. f. Kurz, je närrischer du dich stellen kanst; für desto witziger wird man dich halten, denn die höchste Stufe des Witzes gränzt an die unterste Stufe der Narrheit, wie man dir solches aus der Philosophie beweisen kann.

III.

Digitized by Google

III. Aufgabe.

Mit leichter Mühe ein starker Geist zu werden.

Auflösung.

1) Verschaffe dir eine Fertigkeit, dich um niemand in der ganzen Welt zu bekümmern, frey zu denken, und blos nach deiner Vernunft zu handeln: die Vernunft aber mußt du in keinem so engen Verstande nehmen.

2.) Wenn du das Glück hast, einen starken Geist zu sehen; so bemerke sorgfältig seine Gesichtsbildung und seine Gebärden. Setze dich hernach vor den Spiegel, und verziehe deine Minen so lang, bis du glaubst, sie seyen über die Mineu der gemeinen Geister erhaben. Lerne absonderlich die Nase künstlich rümpfen.

3.) Leugne alle Religionen: denn es ist der Würde eines starken Geistes unanständig, das zu glauben, was der gemeine Mann glaubt, und überdieß ist die Religion heut zu Tag nimmer Mode.

4.) Wenn du es so weit bringen kannst, daß du ein Atheist wirst; so darfst du dir erst schmeicheln, die völlige Größe eines starken Geistes erreicht zu haben. Du hast diesen Hauptvortheil hievon, daß du niemand über

Digitized by Google

dir haſt, dich ſelbſt zu einem Gott machen, und alſo den leeren Platz ausfüllen kanſt, welches ſchon viele ſtarke Geiſter gethan haben.

5.) Schreibſt du Bücher, welches du allerdings thun ſollſt; ſo rede nur fleißig von der Tugend. Hüte dich aber von den bürgerlichen und niedrigklingenden Wörtern: Gottesfurcht, Frömmigkeit, ꝛc. ꝛc. Stelle dir auch die Tugend nicht ſo vor, wie die gemeinen Leute, ſondern betrachte ſie als ein Wort, das aus ſechs Buchſtaben beſteht, und von dem man viel ſchöne Dinge ſagen kann. Aber ſiehe zu, daß dein Herz nicht das mindeſte davon empfindet.

6) Willſt du eine Meinung, die dir nicht anſtändig iſt, widerlegen; ſo haſt du eben nicht nöthig, ſcharfe methaphyſiſche Beweiſe zu gebrauchen; dieſe gehören für finſtre Scholaſticos, aber für keine ſtarken Geiſter: ſondern es iſt genug, wenn du mit vielen und glänzenden Worten ſagen kanſt: das iſt abgeſchmackt — ich kann mir es nicht vorſtellen — Wie können ſich doch die Leute vergehen! — Will ſich dieſes noch nicht recht ſchicken; ſo ergreife ein anderes Mittel: mache dich luſtig über die Meinung deines Gegners, ſpotte ſie und ihn in lächerlichen Redensarten aus; ſo wirſt du von den meiſten Beifall erhalten, und um die

übrige

übrige haſt du dich, kraft der erſten Regel, gar nicht zu bekümmern. Dieſe Art, einen Gegner zu überwinden, hat dieſe Hauptbequemlichkeit, daß ſie univerſell iſt, und ſich in allen möglichen Fällen gebrauchen läßt, denn ich verſichere dich, daß nichts in der ganzen Welt iſt, worüber man nicht ſpotten könnte.

7.) Weil auch die ſtarken Geiſter ihre beſondere Kunſtwörter haben; ſo mußt du dir dieſe wohl bekannt machen. Dergleichen ſind, Natur, Prieſter, Thoren, Enthuſiaſten, Betüger, das Weſen der Weſen, Tugend, getaufte Eſel in *us* u. ſ. f.

8) Ob wol dieſe ſieben Regeln allein hinlänglich ſind, dir zu deinem Entzweck zu verhelfen; ſo kannſt du doch zum Ueberfluß dir die Schriften der ſtarken Geiſter anſchaffen. Sie ſind größtentheils in engliſcher und franzöſiſcher Sprache geſchrieben, aber es haben ſich ſchon Leute in Deutſchland gefunden, die ſie überſetzt haben: wie ungefehr unſere Schneider die Kleider, die ſie aus Paris bekommen, zu überſetzen pflegen; der Franzos lacht oft heimlich darüber, aber der deutſche Schneider erſtaunt, daß der franzöſiſche Witz ſo hoch geſtiegen iſt!

Digitized by Google

IV. Aufgabe.

In der gelehrten Welt ein Aufsehen zu machen.

Auflösung.

1) Schreibe Bücher und behaupte darinnen, es mag dir im Herzen Ernst seyn oder nicht, die allerabentheuerlichsten Säze, die wider die gesunde Vernunft laufen, und alle Ordnung in der Welt umstoßen. Die übrigen Gelehrten werden hernach wider dich zu Feld ziehen, und wo eine Schrift heraus kommt; wird man dir herunter machen. Vielleicht wird deine Schrift gar confiscirt, welches eben so gut oder noch besser ist, als wenn sie in einer gelehrten Zeitung von dem gewissenhaftesten Journalisten auf das beste wäre anbefohlen worden. Es scheint zwar, diese Regel könne von einem ehrlichen Mann nicht wol beobachtet werden: allein laß dich dieses nicht abschrecken; beym Bücherschreiben zieht man den ehrlichen Mann aus, und legt ihn bey Seite, indem man eben bekannt werden will. Ueberdieß scheinen viele Gelehrte die Meinung zu haben, ein gelehrter und ehrlicher Mann sey ein viereckigter Zirkel.

2) Nimm dir vor, einen Mann zu widerlegen der einen großen Anhang hat, und von jeder-

dermann fast angebetet wird. Wenn du gleich fühlst, daß du keine hinreichende Kräfte hast, sein Gebäude niederzureißen; so stelle dich wenigstens an, als wenn du wolltest. Wir wundern uns ja auch, wenn sich ein muthwilliger Bub an den Waden eines langen baumstarken Mannes anhängt, und ihn nieder zu werfen droht. Plözlich wird sich der angegrifne Gelehrte oder doch seine Anhänger wider dich aufmachen; es wird mit Schriften auf dich regnen; man wird dich auf allen Seiten anpacken; kurz, es wird seyn, als hättest du in ein Wespennest gestochen. Ich bin dir zwar nicht gut dafür, daß nicht einige grob sind, und dich schelten, und dir die gelehrten Hare zerzausen: allein das ist eben, was du zu wünschen hast, dann hernach gibst du wieder Schriften heraus, und machst es ihm noch gröber, und so kanst du das Spiel eine Zeit lang treiben. Indessen werden so viele Schriften heraus kommen, daß es in der gelehrten Welt nothwendig ein Aufsehen geben muß, und man wird deinen Namen überall nennen. Auf diese Art wirst du berühmt, denn der Ruhm bestehet in nichts anders, als daß viele Leute an vielen Orten deinen Namen nennen, und deswegen ist ein mancher Spitzbub der berühmteste Mann seines Vaterlands.

Die Empfindungen
bey Lesung der Macht der Religion.

Nein, es faßt ihn nicht mehr, mein überschwemmtes Herz
Diesen Strom des Gefühls! Immer gewaltiger
Und allmächtiger schlagen
Mich die Wogen der Leidenschaft!

Höre, höre nun auf! Laß mich ein wenig ruhn!
Schone, grausamer Young! oder du tödtest mich!
Meine Seele zerfließet,
In Empfindungen aufgelößt!

Ich bin matt von Gefühl. Dichter, du hast zu tief
Mich verwundet! du hast mich überwältiget,
Und die zärtlichsten Saiten
Meiner Seele zumal gerührt!

Itzo schaur ich, und Eis läuft mir durch Mark und Bein:
Itzo führest du mich wieder durch Blumen hin:
Ach! wohin — zu dem Kusse,
Zur Umarmung der Sterbenden!

Unterdessen will ich einsam und traurig seyn,
Meinem Schmerze getreu: bis meine Brust nicht mehr
Seufzer athmet, bis Thränen
Meinem Dichter genug gethan!

Die Verwünschung der Liebe.

Auf! mein Zorn! und rausche gewaltig durch eiserne Saiten!
Lerne den weichern Ton
In die Stimme des Unmuths, der wilden Verzweiflung verwandeln,
Und der vernunftlosen Wut.
Dir will ich fluchen, o Tag! da zuerst die grausame Liebe
In mich Empfindungen goß.
Da sie zu mir mit überredendem Angesicht hintrat,
Und mich den Jüngling gelehrt.
Sey nicht mehr, du fataler Tag! aus der Reyhe der Tage
Seyest du ewig gelöscht!
Und wenn du wieder erscheinst; so müßen drohende Wetter
Deine Vorboten seyn.

An

An dir höre man nicht der Braut und des Bräutigams Stimme,
Sondern ein dummes Geheul.
An dir fahre das blutige Schwert zween rasender Freunde
In ihr zappelndes Herz!
Auch euch fluch ich, Gefilde, wo mit dem Oden der Blumen
In mich die Zärtlichkeit schlich.
Die Verwüstung tret über euch hin! Der Finger des Frühlings
Schaffe vergebens an euch.
Euer Thau sey das Blut von zwey entsetzlichen Heeren,
Welche der Gott des Gefechts
Beede dem Pluto versprach, wovon kein keichender Bote
Wartenden Völkern erzählt!
Und ihr Wälder, die ihr mit dem Rauschen zitternder Blätter
Mir die Liebe zu erst
Eingespielet, und meine Lippen zu Seufzern verwöhnt habt,
Seyd mir auf ewig verwünscht!

Euch

Euch entreiße dem mütterlichen Boden ein wilder
Tausendstimmiger Sturm!
Ueber euch müße mit wichtigerm Schritt der Wolkenversamler
Wandeln, und auf euer Haupt
Seinen Köcher von Blitzen herunter schütten! Dann lispelt
Mir die Zärtlichkeit zu!
Frölich will ich es sehn, wie eure Wipfel sich neigen
Unter des Schrecklichen Fuß!
Frölich vernehme mein Ohr den Seufzer der fallenden Eiche,
Wen sie sich meilenlang streckt!
Schweige du Herz! und brause nicht so! du tobest vergebens!
Werde von nun an ein Fels,
Und so kalt, wie nordisches Eis auf himmlischen Bergen,
Das kein Sommer zerschmelzt.
Gönnet mir, Freunde, den Ruhm, daß ich der erste Poet bin,
Welcher kein Mädchen geliebt.

Digitized by Google

Ode

an die Durchlauchtigste

Markgräfinn

nach der höchstglücklichen Geburth

des Durchl.

dritten Prinzen

Ludwig Wilhelm Augusts

von

Baden-Durlach.

Tuq. dum procedis, io triumphe!
Non semel dicemus, io triumphe;
Ciuitas omnis, dabimusq. divis
Thura benignis.

Hor.

Der Krieg, verjagt von blutbespritzten Bühnen,
Entfleucht und schnaubt.
Germanien hebt zweifelnd aus Ruinen
Ihr wundes Haupt.

Was

Was Grimm und Mord und Raub ihr abgewonnen,
Durchirrt ihr Blick.
So staunt der Blick deß, der dem Meer entronnen,
Aufs Meer zurück.

Wo bist du, Freund, der du von mir geschieden,
Rief sie betrübt?
Hier komm ich schon, ruft ihr der holde Frieden,
Ich, der dich liebt.

Des Donnerers erzürnte Blicke, jeder
Ein Schicksal, sind
Besänftiget. Heb dich, gleich einer Ceder,
Aus Blitz und Wind!

Denn mich erbat, zum Heil von so viel Reichen,
Jüngst Durlachs Thron.
Carl Friedrichen gab GOtt zum Gnadenzeichen
Den dritten Sohn.

So

So schimmerte nach den verjagten Fluten
Der ersten Welt
Ein Licht des Bunds: Sturm und Gewässer ruhten
Ins Aethers Feld.

O Fürstinn, hörs! Erlöste Völker melden
Ihr Wohlergehn.
Laß itzt Dein Volk, Du Mutter künftger Helden,
Dein Antlitz sehn.

Komm im Triumph, und unter den Päanen
Der Treu und Pflicht
Mit Dir Dein Prinz = = Er sey dem Glanz der Ahnen
Ein neues Licht!

Von Tugenden und zepterreicher Würde
Erhabnes Bild!
Wie sieht sich unsre Zeit mit Pomp und Zierde
Durch Dich erfüllt!

Wenn

Digitized by Google

Wenn nun Dein Geist den Flug, der Ihn erhöhte,
Den Söhnen weist,
So strahlet, gleich der jungen Morgenröthe,
Ihr schöner Geist.

Dann nimmt das Feur, das die Hermanne* hatten,
Ihr Herz ganz ein.
Dann lernen Sie, selbst Deinem großen Gatten
Einst gleich zu seyn.

* Ahnherren drr Durchlauchtigsten Markgrafen von Baden.

Carlsruher Beyträge

zu den

schönen Wissenschaften.

Dritten Bandes III. Stück.

Frankfurt und Leipzig, 1764.
druckts und verlegts Michael Macklot.
Markgräfl. Baden-Durlachischer privil. Hofbuchhändler

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrn Thomas Lobrede
auf
Maximilian von Bethune,
Herzogen von Sully.

Eine traurige und schaamerweckende Erfahrung bezeugt allen Zeitaltern und allen Ländern, daß das menschliche Geschlecht gegen die großen Männer ungerecht ist, welche es vor Augen hat. Wir verzeyhen denenjenigen nicht gern, die uns demüthigen. Alles was groß ist, belastet unsre Schwäche. Die Nachwelt ist gerechter und legt diesen Charakter ab. Das Grab setzt einen unermeßlichen Raum zwischen den Menschen, welcher richtet, und denjenigen, welcher gerichtet wird. Hier, hier schweigt der Neid; hier hören die Verfolgungen auf;

Digitized by Google

hier verschwinden die kleinen Absichten. Die Leidenschaften setzen sich unvermerkt, wie ein grober Morast zu Boden, indem sie über Jahrhunderte hinrollen und die Wahrheit schwimmt empor. Je mehr Fußtapfen die Nachkommenschaft in der Asche eines Sully eingedrückt hat, desto mehr ist der Ruhm dieses großen Mannes erkannt worden. Man hat das Gute, so er gethan, besser eingesehen, nachdem man aufgehört, solches zu genießen: man hat seine Staatsmittel mehr bewundert, da man gleiche Bedürfniße gehabt. Sein Ruhm ist anfangs schwach und ungewiß gewesen, bis er das geworden, was er seyn sollte, gleich jenen gewaltigen Bäumen, welche mitten in Wettern entstehen, langsam empor wachsen, durch Erschütterungen stark und durch die Zeit fest werden. Um also diesen großen Mann zu loben, darf ich nur dem Gerüchte Gehör geben. Die Stimme der Jahrhunderte und ganzer Nationen wird mir sagen, was ich schreiben soll.

Wehe dem Schriftsteller, der mit der Kunst zu denken ein schändliches Gewerb der Schmeicheley treibt! Dieses ist nicht sowohl eine Lobschrift auf einen Menschen, als eine Unterweisung für die Staaten und für die ganze Menschheit. Aber, wenn es auf Erden ein Land gäbe, wo die Unordnungen und Unglücksfälle gleich wären, wo die Mißbräuche in Gesetze verwandelt, die Sitten durch die Erniedrigung

der

der Seelen verderbt, die Triebfedern des Staates durch die Weichlichkeit schlaff geworden wären; so würde dieses vornämlich das Land seyn, für welches ich schriebe. Indem ich die Talente eines Sully entwickelte, würde ich große Staatsmittel anzeigen; indem ich seine Tugenden schilderte, würde ich ein großes Beyspiel vor Augen stellen.

Ich weis wohl, daß es unglückliche Zeiten giebt, wo das heilige Bild der Tugend der Welt nicht anderst vorkömmt, als ein drohendes Phantom, und wo derjenige, der es wagt, sie zu loben, für einen Feind seines Zeitalters angesehen wird: allein ich würde unwürdig seyn, von Sully zu sprechen, wenn diese niederträchtige Furcht mich zurückhalten könnte. Laßt uns wenigstens den Muth besitzen, in einem Jahrhunderte wohl zu reden, wo so wenige Menschen den Muth besitzen, wohl zu handeln. Tugendhafte Leute werden mir es Dank wissen; und der Grimm des Lasters wird für mich eine neue Lobschrift werden.

Du wirst bey diesem Lob nicht getrennt bleiben, o du, unsers Sully zärtlichster Freund, du Größter der Könige, du Beßter unter den Gebiethern, du, dessen Namen kein Bürger ohne Rührung aussprechen kann. Ach! wenn deine Asche wieder aufleben könnte, du würdest selbst deinen Sully mit jener ungekünstelten

kriegerischen Beredtsamkeit malen, welche dir eigen war, und Sully würde weit besser gerühmet werden, als durch die größten Redner.

Erster Theil.

Der geringste von Sullys Vorzügen war seine erhabne Geburth (1). Auf einer Seite war er mit dem österreichischen, auf der andern mit dem französischen Hause verwandt. Dieß wäre hinreichend gewesen, eine schwache Seele zu verwöhnen: allein die seinige fand in diesem glücklichen Ohngefähr nichts als Bewegegründe zu großen Dingen. Er schöpfte aus dieser Quelle jenen edelmüthigen Stolz, welcher sich über Niederträchtigkeiten entrüstet, und sich durch die Tugend zum Ruhm erhebt. Das Glück gestattete ihm einen neuen Vortheil, um groß zu werden: denn er war arm. Da er zu Rosni in aller Strenge alter Sitten auferzogen wurde, wuchs bereits in den Gebirgen und zwischen den Felsen von Bearn das andere Kind heran, welches bestimmt war, Frankreich zu erobern und zu beherrschen (2). Der Himmel sollte beide einst zum Wohl des Staates vereinigen: inzwischen waren sie noch schwach und das Blut floß um sie her. Vier Schlachten, wo die Franzosen sich erwürgten, diente der Kindheit unsers Sully zu einer Zeitrechnung (3). Es bereiteten sich noch größere

Uebel.

Uebel. O welche Hand wird aus dem Andenken der Nachwelt jenen Tag vertilgen, auf welchen 26. Jahre von Blutvergießen und Gräuel foloten, jenen Tag, wo die Wildheit der Schwärmerey ein sanftmüthiges Volk in ein Volk von Mördern verwandelte, und wo die Altäre von einem Ende Frankreichs bis ans andere mit dem Blute der Menschen überschwemmt wurden! Ich danke dir, Himmel, daß Heinrich und Sully diesen Tag nicht umgekommen sind! Der Tod dieser zweene Menschen würde allein schon dem Staate schädlicher gewesen seyn, als der Tod der 70000. Menschen, welche damals erwürgt wurden.

Die Erziehung unsers Sully ward durch diese schrecklichen Umsturze unterbrochen. Er sah sich gezwungen, den Sprachwissenschaften zu entsagen: aber die Geschichte legte ihm das Leben großer Männer vor Augen, und machte es ihm empfindbar, daß er gebohren wäre, ihnen nachzuahmen. Die Mathematik gewöhnte seinen Geist zu jenen richtigen und schnellen Verbindungen der Begriffe an, welche den Krieger und den Staatsmann bilden. Sein Jahrhundert selbst belehrte ihn. Die Religionswuth, wovon er ein Zeuge und fast ein Schlachtopfer war, flößten ihm gegen alle Schwärmerey und allen falschen Glaubenseifer einen Abscheu ein. Die Einäscherung der Städte und der Felder belebte in seinem Her-

zen die Menschlichkeit. Der Hunger, der Durst, die Gefahren und die Kriegsarbeiten, bildeten seinen Muth. Wie? sollte wohl der Redner bey Erblickung der schwachen und verderbten Sitten seiner Zeit jene unglücklichen Zeiten bürgerlicher Kriege beneiden müssen, wo die Staaten Erschütterungen leiden, aber wo zugleich die Seelen durch Prüfungen stark werden? Sully ist noch nicht älter, als sechszehn Jahre, und fängt schon an, sich hervorzuthun. Die ersten Geschicklichkeiten, so er von sich sehen ließ, waren die Kriegskünste.

Karl der Neunte war gestorben, ein wilder und schwacher Prinz, Sclav seiner Mutter, vom Blut seiner Unterthanen bespritzt. Heinrich der Dritte eilte aus dem Herzen von Polen herbey. Die wohllüstige und grausame Katharine, diese barbarische Königinn und abergläubische Frau, schüttelte die blutenden Zügel des Staates. Die Protestanten, so durch ihre Verluste schrecklicher geworden, stürzten daher, die Morde von St. Bartholomäus zu rächen. Heinrich hatte seine Fessel zerbrochen: der junge brennende und heftige Prinz flog aus dem Gefängniße zur Schlacht. Rosni folgt ihm (4). Ungeduldig zu siegen, dient er ohne andern Titel, als unter dem Namen eines Freywilligen. Die Ebenen von Tours waren der erste Schauplatz seiner Tapferkeit. Er beunruhigt schon das fühlende Herz des Königes von

Na-

Navarra: dieser junge Prinz lobt seinen Muth und tadelt seine Verwägenheit. Eine Fahne wird ihm anvertraut: in seinen Händen mußte dieses die Standarte des Sieges werden. Er opfert seinem Herrn die Frucht seiner Wirthschaftlichkeit und das Gold auf, welches der Preiß seines Blutes war. Viele Edle, so in seinem Solde stunden, legen den Eid ab, mit ihm zu fechten und zu sterben (5). Seit dem Augenblicke hing er allein der Person des Königes an. Das hieß, sich den Gefahren widmen, und von der Ehre sich fesseln lassen. Heinrich mit einigen Kriegern ist in einer feindlichen Stadt eingeschlossen und von seinem Heere getrennt. Sully kämpft an seiner Seite wie ein ganzes Volk (6), und der neue Parmenio genoß des Ruhmes, auch seinen Alexander zu retten. Die Gefahren stehen mit den Gefechten wieder auf. Hier ist er umringt und erblickt nichts weiter vor sich, als die Ehre des Todes; dort beuth er einem ganzen Heere mit dem Schwert in der Faust Hohn (7). Heinrich verweist ihm umsonst diese Ausschweifungen der Tapferkeit. Was er durch seine Rede vertheidigte, bewährte er durch seine Beyspiele, und Sully war im Treffen mehr bedacht, seinem Herrn nachzuahmen, als ihm zu gehorchen.

Das zerrissene blutende Frankreich schien endlich auszuruhen. Man sah die zween Höfe

plötzlich vom Krieg zum Vergnügen hinüberschreiten. Welch ein Contraſt von Grimm und Wohlluſt! Die Krieger vom Blut noch triefend, beſchäftigten ſich mit Liebeshändeln, Feſten und Tänzen. Der Eigennutz brach in kurzem einen übelbeobachteten Frieden. Der König von Navarra, greift mit 1500. Mann einen wichtigen und wohl bewehrten Platz an. Das Beil haut die Thore auf: aber in dem Innern der Stadt erheben ſich hundert Vormauern und halten die Ueberwinder auf (8). Es iſt das Amt der Geſchichtkunde, unſern Sully abzuſchildern, wie er an der Seite ſeines Königes ficht, bey jedem Schritt neue Schlachten liefert, neue Stürme wagt, dem Geſchütz, dem Hagel der Musketten, den von den Häuſern herabſtürzenden Steinen ausgeſetzt iſt, und in dieſer Geſtalt fünf Tage und fünf Nächte verharret, ohne die Waffen abzulegen. Kaum hat er ſo viele Zeit, auf dem Schlachtfelde und in der Eile eine mit Blut beſpritzte Nahrung zu ſich zu nehmen, und aufrecht ſtehend oder an die erſchütterten und mit ihrem Fall drohenden Häuſer gelehnt, einige Ruhe zu genießen. In dieſer Stellung wird er verwundet, trieft von Blut, kämpft fort, greift mit einer Fauſt die Feinde an, und verficht mit der andern ſeinen König!

Der Krieg damaliger Zeit war der itzigen Art zu kriegen nicht ähnlich, da hundert tauſend

ſend Menſchen eben ſo vielen Tauſenden entgegen geſtellt werden, welche furchtbare ungeheure Haufen formiren, die ſich auslernen, ſich beobachten, alle ihre Bewegungen mit einer vorſichtigen Langſamkeit verbinden, und das Schickſal der Staaten mit einer ſchrecklichen und tiefſinnigen Kunſt im Gleichgewicht zu halten ſtreben. Die Heere waren weniger zahlreich, und ihre Wendungen deſto ſchneller. Der Enthuſiasmus bürgerlicher Kriege theilte ſich allen Seelen mit, und verbreitete in ihnen ein Feuer, das alles wagte und allem Trutz both. Man ſah mehr Scharmützel, als geſchloſſene Treffen, mehr Angriffe, als Schlachten. Das Gefecht war häufiger und öfter, und hatte einen deſto mindern Einfluß. Die Kühnheit erſetzte, was an den Mitteln abgieng. Man nahm Städte weg, und gab ſie wechſelsweiſe wieder her. Man trieb Unterhandlungen und focht zu gleicher Zeit, und überall miſchte ſich die Liſt in den Krieg.

Ich will unſerm Sully nicht in alle Feldzüge folgen, wo er Heinrich den Vierten begleitet oder ihm gedient hat. Man würde überall eben dieſelben Gemälde ſehen, Belagerungen, Schlachten, Gefahren, Wunden (9). Ich eile ſchnell über dieſe Gegenſtände hinweg, um zu wichtigern Epochen zu ſchreiten. Heinrich der Dritte war nicht mehr. Dieſer unglückliche Prinz fiel von einem Dolche durchbort, den ſeine eigene

gene Schwäche geschärft hatte. Frankreichs Thron, durch einen Meuchelmord erledigt, wurde durch Empörungen und Ränke streitig gemacht. Mayenne hatte für sich das Geblüt von Lothringen, seine Talente und die Gunst eines schwärmenden Volkes: der Cardinal von Bourbon einen Titel und ein Phantom der Gewalt: Philipp der Zweyte, das Gold von Mexiko, die Bannblitze Roms, und den Geist eines Herzogs von Parma: Heinrich der Vierte sein Recht, seine Tugenden, sein Schwert und Sully.

Schon hat Sully ihn zum Herrn von Meulan, einem wichtigen Platz, gemacht. Mayenne kömmt an der Spitze von 30000. Mann. Heinrich hat deren nicht mehr als 3000, und erkühnt sich, zu schlagen. (10) Er vertraut unserm Sully einen von denjenigen Posten, welche die Kräfte eines Heeres vervielfältigen und die Siege entscheiden. Sully ficht und ordnet an. Er giebt zugleich Befehl und Beyspiel. Seine Schaaren werden durchbrochen; er stellt sie her. Neue Feinde folgen auf die, so er zu Boden geworfen, und seine Soldaten erschöpfen sich. Er fliegt zu Heinrichen hin, um eine Verstärkung zu begehren. Mein lieber Sully, sagt der König, ich kann dir keine geben: aber man muß den Muth nicht verlieren. Sully fliegt zu seinem Volke zurück; er verkündigt ihnen eine baldige Hilfe. Er hintergieng sie nicht:

nicht: seine Tapferkeit, seine Unerschrockenheit, sein Eifer für den Staat, seine Verachtung des Todes, sein Enthusiasmus für den König, alle seine Tugenden, durch Heinrichs Gefahr entflammt und vergrößert; das war die Hilfe, so er ihnen mitbrachte. Diese Empfindungen gehen aus seiner Seele in alle Herzen hinüber; die Verwundete sehen ihr Blut nicht mehr, welches dahin strömt; die Sterbende beleben sich wieder; die Arme vermehren sich; die Natur hat ihre Kräfte verdoppelt, und der überwindende Sully versichert Heinrichen den Sieg.

Paris wird belagert. Sully nimmt eine dasiger Vorstädte ein, und wird bald das Schrecken bis in das Eingeweid der Stadt pflanzen. Er zwingt den Feind, die Belagerung von Meulan aufzuheben. Er vertheidigt gegen eine Armee einen Ort, der keine Mauern hat. Indessen haben sich die Spanier mit den Kriegsleuten der Ligue vereinigt. Mayenne und Egmont rücken gegen Heinrichen an. Eine Schlacht wird Frankreichs Schicksal entscheiden (11). Ihr Plänen von Ivri, die ihr ein Schauplatz von Ruhm und Blutvergießen waret, ihr saht, wie unerschrocken Sully focht. Allein er stürzt, und liegt von den Rossen getreten, mit sechs Wunden durchbort, ohne Helm, ohne Waffen, ohnmächtig und verlassen auf der Wahlstatt. Nach Endigung der

Schlacht

Schlacht neigt sich Heinrich auf seine Wunden herab, und vor den hörenden Kriegsschaaren nennt er seinen Sully einen wackern und mannhaften Ritter. Dieser Titel war keiner von denen, welche die Eitelkeit zieren; es war der Titel der Helden. Edle Franzosen, es war der Titel eurer Vorfahren: solltet ihr ihn vergessen haben? Man erkaufte ihn durch sein Blut, man behauptete ihn durch Tugenden; er kündigte die Ehre an, aber er vertrat nicht ihre Stelle. Sully verdiente ihn warlich. Er hört, sein König habe eine zweyte Belagerung von Paris unternommen; er läßt sich dahin tragen. Seine wankenden Schritte können ihn noch nicht in den Schlachten tragen; sein in der Binde liegender Arm kann das Schwert nicht schwingen: allein sein Kopf kann seinem Prinzen dienen, seine Stimme die Heerschaaren anfeuern. Selbst der Anblick seiner Wunden wird das Zeichen des Angriffes und das Beyspiel des Muthes seyn. Bald hilft sein Arm der Tapferkeit (12). Er nimmt Gisors ein; er fliegt zur Belagerung von Chartres und beinahe kömmt er daselbst um. Er faßt einen Anschlag, Mayennen gefangen zu nehmen: allein Heinrichs unwiderstehliche Hitze rettet das Haupt der Ligue. Bey der Belagerung von Rouen (13) bewirbt er sich um die Ehre, eine Batterie zu richten; allein der Neid macht ihm bereits den Ruhm streitig, dem Staat zu dienen. Wenigstens wird man ihm

diesen

dieſen Ruhm nicht nehmen, an der Seite ſeines Gebiethers ſein Blut zu vergießen. Der Herzog von Parma war zum andernmal in Frankreich eingedrungen (14). Der König, der niemals die Kriegsſchaaren zählt, geht ihm entgegen. Mit hundert Mann erkühnt er ſich, gegen 30,000 zu ſtehen; eine erſtaunliche Unternehmung, die Heinrichs Namen vonnöthen hat, wenn man ſie glauben ſoll. Sully ſieht, wie die Spartaner bey Thermopyl. Sechszig ſeiner Mitkrieger fallen an ſeiner Seite, und ſein Arm unterſtützt mit vierzig Mann das Schickſal Frankreichs wider ein großes Heer.

Die Natur, welche durch unendliche Verbindungen die Fähigkeiten des Verſtandes eines Menſchen, ſo wie die Eigenſchaften phyſiſcher Weſen, abwechſelt, hatte unſerm Sully die Neigung zu Belagerungen und die Geſchicklichkeit zum Angriff und zur Vertheidigung der Feſtungen mitgetheilt. Durch dieſen Naturtrieb fortgeriſſen, hatte er die Ingenieurkunſt ergründet, eine nützliche und entſetzliche Kunſt, welche erhält und zerſtört, welche bewundert und gefürchtet wird. Dieſe Kunſt war noch weit von ihrer Vollkommenheit entfernt; Europa erwartete einen Vauban (15): allein Sully hatte auch in dieſer Wiſſenſchaft den Ruhm, welcher die großen Männer am meiſten charakteriſiret, den Ruhm, ſeinem Zeitalter vorgeeilet zu haben. Bey der Belage-

rung

rnng von Dreux unterstehen sich seine Feinde, seinen Maaßregeln Hohn zu sprechen: der Erfolg rächet ihn. (16). Er trägt zur Eroberung von Laon ein großes bey. Da kämpfte er zum letztenmale wider Franzosen. Bey dem Einzug in diesem Orte, hätte er gerne sein Schwert, dieses unglückliche Werkzeug bürgerlicher Kriege, zerbrochen: aber er hoffte, solches mit feindlichem Blute zu waschen, das ihm weniger Thränen kostete. Heinrich hat den Spaniern den Krieg angekündiget. Sully wird zur Belagerung von Fere beruffen. Er richtet sie mit Klugheit ein; er sorgt für den Unterhalt des Volkes. Vor Amiens ist er seinem Könige nicht minder nützlich, vor Amiens, dessen Verlust bey nahe den Thron Heinrichs des Vierten erschüttert hatte. Der Friede zu Vervins macht so vielen Erschütterungen ein Ende: aber bald entzündet sich der Krieg von neuem an dem Fuße der Alpen. Der Herzog von Savoyen, welcher alle List einer schwachen Macht besaß, zieht sich die Waffen des Ueberwinders der Ligue auf den Hals (17). Alles ist fertig; Heinrich dringt heran, und Sully wird auf einmal die Feinde von Frankreich und Heinrichen zu Boden werfen. Er erkühnt sich, zween Plätze, so auf einem steilen und unzugänglichen Felsen liegen, anzugreifen. Ein enger, mit Abaründen begrenzter Pfad war der einzige Weg, durch welchen man das Geschütz bringen konnte. Man mußte es hernach durch die

Ge-

Gewalt der Arme auf die schauernde Höhe eines Berges heben; man mußte um Batterien zu pflanzen, die Spitzen der Felsen abhauen und eben machen; man mußte in der Citadelle einen weniger festen Ort suchen, wo das Geschütz sich einen Weg öffnen konnte. Nach so vielen Schwierigkeiten blieb noch eine der unübersteiglichsten zurück; das war die Eifersucht der Höflinge: Sully triumphirte über alles. Die Feinde Frankreichs lernten ihn fürchten, Heinrich ihn noch höher achten, und die Höflinge bekamen dadurch ein neues Recht, ihn zu hassen.

Ich halte mich sehr wenig bey den Kriegshandlungen unsers Sully auf. Was zum Lob eines andern zureichen würde, ist kaum der Anfang seines Lobes, und ich begegne diesem großen Mann, wie die Nachkommenschaft gethan hat, indem sie fast den Kriegsmann vergessen, um sich nur des Staatsmannes zu erinnern. Laßt uns einen schnellen Blick auf seine Staatsunterhandlungen, so wie auf seine Gefechte werfen, und hierauf das große Schauspiel betrachten, das sein Ministeram uns darstellt.

Zweyter Theil.

Als der Tod des letzten Valois Heinrich dem Vierten die Schranken des Thrones geöffnet, so schaute dieser Prinz in- und außer-

halb Frankreich umher, um wahrzunehmen, was er zu hoffen oder zu fürchten hätte. England, welches durch den tyrannischen Eigensinn Heinrichs des Achten wankend, unter Eduard dem Sechsten schwach, unter Marien mit Blut überschwemmt, unter Elisabethen blühend und ruhig war, legte damals den Grundstein zu seiner Hoheit, und schien geneigt zu seyn, einen protestantischen König in Frankreich zu unterstützen. Holland mit den Trümmern seiner Fessel stritt wider seine Wüthriche, und sah in ihrem Feinde einen nöthigen Bundsgenossen. Deutschland, das unter Rudolphen feig und verzagt geworden, befürchtete alles von den Ottomanen, und hatte einen sehr geringen Einfluß auf seine Nachbarn. Die freye kriegerische Schweiz ward durch ihre Armuth genöthigt, die Bürger und ihr Blut zu verkaufen. Spanien, durch eine neue Welt vergrößert, hatte Portugall verschlungen, drohte England und verheerte Frankreich. Savoien beobachtete das brennende Frankreich und blieb an dem Rande der Flammen stehn, um die Gelegenheit auszuspähen, etwas davon zu plündern. Rom hatte seine Blitze geschleudert. Schweden und Dänemark waren mit den südlichen Geschäften noch nicht vermengt. Polen war nur ein Aufenhalt von Barbaren. Rußland hatte seine Wirklichkeit noch nicht. In dem Königreiche selbst befand sich die Ligue, welche von Spanien geschützt, durch die Päpste

gehei-

geheiligt war, und im Namen Gottes gegen ihre Könige ſtritt. Man ſah auf der einen Seite einen Mayenne, der in Rathſchlägen weiſe, in der Ausführung langſam, ein treffliches Haupt für Rotten, ein nicht ſowohl glücklicher, als geſchickter Kriegsmann war; man ſah d'Aumale, hitzig, ungeſtüm, der Könige und Tod verhöhnte; einen Nemours, der groß gnug war, um Mayennens Eiferſucht zu erwecken; Mercoeur, einen Philoſophen in dem Schooße der Empörung, einen Menſchenfreund in bürgerlichen Kriegen; Briſſac, einen romanhaften und ſonderbaren Geiſt, der das alte Rom aus den Trümmern Frankreichs wieder erſchaffen wollte; den Cardinal Bourbon, der durch ſeine Schwachheit gezwungen worden, König zu werden; Guiſe, durch ſeinen Namen allein ſchon furchtbar; d'Eſpernon, der nichts als Hochmuth beſaß und nichts als Furcht einflößte; Villars, ſtolz und rauſchend, voll Freymüthigkeit und Muths; Joyeuſe, aus Eigenſinn andächtig, aus fanatiſchem Trieb kriegeriſch; Villeroi, einen ehrlichen Staatsmann; endlich einen Präſident Jeannin, der für einen Rebellen allzutugendhaft, ein Freund ſeines Vaterlandes, Spaniens Feind, von den Seize gehaſſet, die Seele der Partey wider ihren Willen, und der Bändiger ihrer Wuth und Leidenſchaften war. Auf der andern Seite ſtand d'Aumont, ein treuer Unterthan, und unerſchrockener Soldat; Biron, der als Feldherr

sieben Schlachten angeführt; sein Sohn, dem nichts fehlte, um groß zu seyn, als daß er immer tugendhaft bliebe; Givri, in Wissenschaften, wie im Kriege, stark; Crillon, dessen Namen der Namen der Tapferkeit war; Lesdiguieres, der zu einer Zeit, da die Menschen durch ihr eigenes Gewicht sich in ihre Stelle setzten, aus einem schlechten Soldaten Connetable geworden; Montmorency, würdig, einen so großen Namen zu führen; Mornai, der vielleicht unter allen allein in der Religion zu weit gieng, ohne fanatisch zu seyn; Sanci, eine obrigkeitliche Person, ein Kriegsmann, ein Negociateur, und Minister; Harlai, der die Ehre hatte, für seinen König zu leiden; Bouillon, ein unruhiges feuriges Genie, das alle Thätigkeit der Ehrsucht mit allem Kaltsinne der Politik verknüpfte; der Graf von Auvergne, nach Ränken und Lustbarkeiten begierig; der Graf von Soissons, tapfer, aber unbeständig, seinem Herrn weniger ergeben, als der Ehrsucht, blind in seinen Begierden, der immer nöthig hatte, erregt zu werden, und sich ohne Object quälte. So waren von aussen und innen die Verfassungen, die Talente, die Laster und die Tugenden derjenigen, welche Heinrichen dienten oder ihn bekämpften. Um soviele Angelegenheiten zu vereinigen, soviele Leidenschaften zu besänftigen, soviele Verbitterungen zu zähmen, war es nicht anug, zu überwinden; man mußte auch negociiren. Sully, ein Soldat und

Staats-

Staatsmann, ſtund ſeinem König mit ſeinen Talenten, wie mit ſeiner Tapferkeit bey.

Kaum fing die Ligue an, ſich zu formiren, ſo hatte ihn Heinrich an den franzöſiſchen Hof geſandt, um alle deſſen Bewegungen zu beobachten. (18) Er hatte dieſen Augenblick geſehen, welcher der Vorläufer der großen Unruhen war, wo Jeder ſich reget, beobachtet, Maaßregeln nimmt, wo die Freundſchaften ſich in Rotten verwandeln, wo der Haß in Feindſeligkeit ausſchlägt, wo alle beſondere Abſichten dem gemeinen Weſen zur Laſt fallen, wo die Kleinen aufhören, über das Gewicht der herrſchenden Gewalt erſtaunt zu ſeyn, und wo die Großen anfangen, mit ihrer Treue ein Gewerb zu treiben, und ihre Ehrlichkeit auf einen gewiſſen Preiß zu ſetzen. Er war allen Veränderungen des Hofes, und allen Schritten ſeiner verſchiedenen Syſteme nachgegangen. Er hatte mit Gefahr ſeines Lebens den Verteag vermittelt, der die zweene Könige verband; gleich denenjenigen Kanälen, welche mitten durch Abgründe und Gebirge zween Flüſſe oder Seen vereinigen. (19) Der Tod des Valois eröffnet ihm eine weitere Bahne. Ich ſehe ihn mit allen Liguiſten Unterhandlung pflegen, welche durch ihre Macht über die Kräfte des Staates walteten, oder durch ihren Namen auf die Treue der Völker wirkten. Villars, der einer wichtigen Feſtung Meiſter war, ſetzt ihm eine

hochmüthige Tapferkeit und blinden Zorn entgegen (20). Sully triumphirte über eine so stolze Seele durch Kaltsinn, durch Mäßigung und Aufrichtigkeit, und verschafft dem Staat einen Bürger wieder. Du Schatten der Guisen, der Erbe deines Namens kömmt und ficht, um eben diesen Thron zu stützen, der von deinen Händen erschüttert, und mit deinem Blute befleckt ward (21). Die Stimme dieses Blutes, das soviele Liguisten zur Rache bewaffnet, wird nicht mehr gehört. Die Stimme eines Sully ist stärker, gebiethrischer, und bringt sie zu den Füssen ihres Herrn zurück. Er benutzte ihre Eifersucht, um sie zu entzweyen, ihren wechselsweisen Haß, um ihnen die Liebe zu ihren Pflichten einzuflößen; er schmeichelte dem Ehrgeitz durch Würden, dem Eigennutz durch Reichthümer, der Eitelkeit durch Lobsprüche; er wog nach der Art und Heftigkeit der Leidenschaften allen Werth ab, den jeder auf seinen Haß oder seine Rache setzte; er berechnete, was Jeder seinem neuen Herrn gelten könnte, und was für einen Theil er mit sich ziehen würde, wenn er sich von dem Gebäude absonderte; er schmeichelte den Mächtigen mit dem Ruhme, das Schicksal des Staates zu entscheiden, den Geringern mit der Ehre, den Großen zuvorzukommen; er brachte einem jeden bey, daß man auf ihn das meiste Vertrauen setzte, und trieb sie zu eilen, damit ihnen Niemand den Ruhm dessen abjagen könnte, was

sie

Digitized by Google

ſie ſelbſt hätten verrichten können. Dieſes war die Kunſt unſers Sully, die er bey den dunkeln Aufrührern brauchte, welche den Pöbel der Parteyen ausmachen, und keine Politik ſonſt beſitzen, als die ihnen die Leidenſchaften an die Hand geben: allein mit Männern höherer Art war ſeine Unterhandlungskunſt dieſe, daß er ihnen die Gerechtigkeit mit aller ihrer Stärke bewaffnet vorſtellte. Er wog Frankreichs Vortheile und Rechte ab, zeigte ſtückweiſe deſſen Kräfte, beurtheilte die Zukunft, ſchilderte die gegenwärtigen Uebel, zeichnete die Schauer des Krieges, die Nothwendigkeit eines Oberhaupts, die Tugenden eines Königes. Er ließ tief in den Herzen der Menſchen die Stimme des ächzenden Vaterlandes widerſchallen, welches ſeine Mitbürger zuruckforderte, und ließ mit aller ſtrengen Hoheit der Tugend dieſe männliche Beredtſamkeit hören, welche nicht ſowohl von den Einſichten des Geiſtes, als von der Stärke der Empfindungen entſtammt.

In jenen beweinenswürdigen Zeiten war die Treue ſelbſt zwieſpältig. Wenn man ſich Mühe geben wollte, die Liguiſten zu bekehren, ſo mußte man die Partey Heinrichs des Vierten in ihrer Schuldigkeit befeſtigen. Der Gehorſam ſchien eine Wohlthat und nicht eine Pflicht zu ſeyn. Die Katholiken, über die Proteſtanten eiferſüchtig, durch Spanien beſtochen, ſponnen Verſchwörungen an, die ſie für heilig hielten,

weil sie den Namen der Religion darein mischten. Der Unabhänglichkeit gewohnt, fürchteten die Großen einen König zu machen, unter welchem sie aufhören müßten, Tyrannen zu seyn. Die Protestanten waren durch einen republikanischen Geist beseelt, welchem die einheimischen Fehden, Hollands Beyspiel, und die Verfolgung selbst Nahrung ertheilten. Sie unterstützten Anfangs Heinrichen, als Zusammenverschworne, nicht als Unterthanen; ärgerten sich hierauf, daß sie mit den Katholiken die Ehre theilen sollten, für Heinrichen zu fechten, ergrimmten in kurzem, da sie ihn auf dem Sprunge sahn, ihnen zu entgehen, suchten überall der herannahenden königlichen Gewalt, so sie zu zerschmettern drohte, Schranken zu setzen, sahn in dem Edikt von Nantes alle Zulassungen für Befugniße, alle Verweigerungen für Ungerechtigkeit an, und wurden immer gegen einen Glauben unversöhnlicher, der über sie gesiegt hatte. Sie formirten in dem Herzen des Staates ein furchtbares Volk, das aus Gewohnheit unabhängend und durch seine Gemüthsart zwiespältig war, das durch die höhere Gewalt immer unterdrückt wurde, gegen welche es doch immer stritt. Heinrich setzte allen diesen Rotten das Genie eines Sully entgegen (22). Dieser große Mann wachte unaufhörlich um diese vereinigten oder zerstreuten Volcane her, welche bald eine taube Gärung hatten, bald in gewaltsame Erdbeben ausbrachen.

chen. Oft verkündigte er von ferne die Feuersbrunst, welche weniger schreckt, wenn man sie voraus sieht; oft wandte er sie ab, indem er theils ihre Flammen erstickte, theils ihnen eine fremde Materie darboth, die ihre Wirksamkeit verschlang, und sie verhinderte, den Thron zu verzehren.

Welche sind die Versammlungen, wo Unterthanen vielfältige von dem Staate ganz unterschiedene Angelegenheiten zu haben scheinen? Ich erkenne das Corps der Protestanten; fürchterliche Versammlungen, weil sie weit besser ihre Kräfte sehen, wenn sie vereinigt sind, weil aller Haß, alle Eifersucht, alle Wuth, untereinander gemischt, eine entsetzliche Masse bilden, weil alle diese Leidenschaften in einen engen Raum, wie in einen Mittelpunct gebracht, viel thätiger werden, und durch ihre Verbindung in Gärung gerathen. Es würde Zweifelsohne nützlicher gewesen seyn, wenn man diese Versammlungen geächtet hätte: allein der noch wankenden obersten Macht blieb nur dieses Mittel übrig, solche zuzulassen, um die Welt zu überreden, daß man sie hätte verbiethen können (23). Um allen traurigen Wirkungen vorzubeugen, mußte ein Mann da seyn, der im Namen des Königes den Vorsitz darinn nahm, und alle Bewegungen lenkte, ungeachtet er nur ihnen zu folgen schien; ein Mann, der so standhaft war, die Ehre des Thrones daselbst zu be-

haupten, so weise, die aufgebrachten und aufs Aeußerste verfallende Geister nicht zu weit zu treiben, so gewandsam, die Gemüther an sich zu ziehen; ein Mann, der Würde besaß, um sich zur Ueberlegenheit zu schwingen, der in dem Tumult der Streitigkeiten kalt, in Verfolgung der Verschwörungen feurig, geschickt, sie von einander zu trennen, beredt, um sie zu vereinigen, und fähig war, alles zu ergründen, ohne selbst ergründet zu werden. Dieser Mann war Sully. Er wußte, alles Mistrauen zu stillen, alle Gerüchte zu zerstreuen, welche die Feindseligkeit verbreitete, die Schritte, so nicht allzugefährlich waren, öffentlich zu hemmen, den gefährlichen hingegen heimlich und stillschweigend zuvorzukommen, Einige durch die Furcht, Andere durch Vortheile, Viele durch die Schaam oder durch die Ehre zurückzuhalten. Es war keine Leidenschaft, kein Laster, keine Tugend möglich, die er nicht benutzte, um die allgemeine Ruhe wieder herzustellen. Also ist vielleicht in der unermeßlichen Sammlung der Wesen, woraus das Ganze zusammengesetzt ist, kein Stäubchen zu finden, welches der Ewige nicht zum Gleichgewichte der Welt brauchen sollte.

Diese Kunst, den Seelen zu befehlen, war nicht in Frankreichs Grenzen bezirkt. Ueberall, wo Heinrich etwas auszumachen hatte, führte Sully eine gleiche Herrschaft. Ich überlasse

andern

andern die Sorge, dieſen großen Mann abzuſchildern, wie er mit der Schweiz, mit Savoien, mit Rom und Florenz negociiret. Mein Gegenſtand reißt mich fort, und ich bleibe bey der berühmten Geſandtſchaft in England ſtehn (24). Eliſabeth war nicht mehr; der Sohn der Marie Stuard nahm ihren Thron ein. Heinrich der Vierte hatte den Entwurf gemacht, das Haus Oeſterreich zu erniedrigen. Sein hohes feuriges Genie, vom Stolze Carls des Fünften aufgebracht, über die hochmüthigen Verſchwörungen Philipps des Zweyten erzürnt, fühlte das ganze Gewicht von dem Unglück Franz des Erſten, und von ſeinem eigenen erlittenen Unrecht, und fuhr itzo daher, um Frankreich, Europa und ſich ſelbſt zu rächen. Man mußte England zu einem Project anfeſſeln, welches eine Hälfte der Welt gegen die andere bewaffnen ſollte. Dieſe große Abſicht wird Sully anvertraut. Er reiſt mit dem Unterrichte ſeines Königes fort. Bey ſeiner Ankunft zu London ſieht er nichts, als Hinderniſſe; eine ſtolze, edelmüthige Nation, die der weiteſten Entwürfe fähig, aber auch einem rivalen Volke gehäſſig war, und die ihre Projecte, wie ihre Kräfte, in ihrer eigenen Größe concentrirte; einen zwieſpältigen gewittervollen Hof, wo die Anhänger Frankreichs die Anhänger Spaniens beſtritten, wo andere über dieſe beiden Mächte gleich eiferſüchtig, Einige aufrühriſch, gierig nach Neuerungen, keinem Theile ergeben, ſondern

dern nur dahin bedacht waren, ob sie nichts erschüttern könnten; Minister, die für ihr eigenes Glück besorgt, mit der Wohlfahrt des Staates sehr wenig beschäftigt und einem Project zuwider waren, das sie nicht angegeben hatten; eine kühne, unternehmende Königinn, die der katholischen Partey äußerst gewogen, aus fanatischem Eifer und aus Hochmuth das Ansehen eines Gemahls und eines Herrn trutzte; ein gerechtigkeitliebender Prinz, der aber schwach und unentschlossen, mehr ein Theolog, als ein König, inwendig ohne Standhaftigkeit, auswärts ohne Politik war, und an statt zu fechten Bücher schrieb. Das Genie eines Sully erhebt sich mitten in diesen Schwierigkeiten. Wie ein Feldherr, der eine große Schlacht liefern soll, von der das Schicksal vieler Staaten abhängt, und welcher zum Schlagen nichts als ein ungleiches, nachtheiliges Erdreich hat, auf alle Seiten seine Blicke hinwirft und um sich herschaut, was für Standörter ihn am besten unterstützen, welche Wälder ihn bedecken, von was für Anhöhen er auf die Feinde den Donner des Kriegs schläudern könne. So machte es Sully, da er an dem Hofe zu London angelangt; er beobachtet alles, was seine Negociation verhindern oder befördern kann; er lernt den Ministern mistrauen; er bekämpft die Ränke der Spanier; er erweckt in den Abgeordneten von Holland den Haß gegen ihre Tyrannen aufs neue; er erregt Schweden und

Däne-

Dänemark, ihre Politik gegen Süden auszubreiten; er entflammt Venedig durch die Hoffnung, seine alte Hoheit wieder zu erlangen. Mit diesen vereinten Kräften bewaffnet, setzt er wieder dem Könige zu; er greift ihn an; er dringt in ihn; er stellt ihm die großen Absichten Heinrichs des Vierten vor, welche Elisabeth bereits gebilliget; er zeigt ihm Europa, in zwo Parteyen abgetheilt; von einer Seite den Kaiser, der nichts, als Titel und Schwäche hat, den Papst als einen ehrwürdigen Knecht von Oesterreich, Spanien von Amerika verzehrt, das spanische Flandern von den Stößen erschüttert, so es unter Philipp dem Zweyten erlitten, Savoien zwischen zerschmetternden Mächten eingeschlossen, die Staaten von Italien, welche gemacht sind, von einem Jeden abzuhangen, der sie erobern oder erkaufen will. Von der andern Seite weiset er ihm Frankreich, voll von großen Hilfsmitteln, und mitten aus seiner Asche weit furchtbarer als zuvor heraufsteigend, England durch seine Flotten und noch mehr durch sein Genie mächtig, Schweden an Eisen und Helden fruchtbar, Dänemark stolz, Europa einst verheert zu haben, Venedig, das wie ein Tyrus Handlung führt und wie Karthago Eroberungen macht, Holland durch vierzig Jahre von Siegen berühmt, die protestantischen Staaten Deutschlandes und der Schweiz von ihrer Freyheit, wie von ihrer Religion, begeistert. Er schreitet auf

alle

alle einzelne Stücke der Projecte hinüber; er erkläret die Mittel; endlich macht er die Eitelkeit Jakobs rege, indem er ihm die Könige von England und Frankreich an der Spitze dieser weiten Unternehmung zeigt, wie sie die Welt bewegen, die Schicksale der Könige anordnen, und über das Verhängniß der Reiche gebiethen. So malt der Vater der erhabensten Erdichtungen das alles beherrschende Wesen ab, wie es in der einen Hand eine goldene Kette hält, an welcher alle Götter hangen und mit welcher es das ganze Weltgebäude zu sich zieht. Aber o Schwäche großer Männer! unvermeidlicher, alles hinreißender Strom der Fatalität! Was hilft es Sully, über so viele Hinderniſſe zu triumphiren, und mit feyerlichen Banden England mit Frankreich gegen Oesterreich zu verknüpfen? Heinrichs Tod sollte alle diese Bemühungen fruchtlos machen. Ein Theil dieses grenzenlosen Plans war einem Richelieu aufbehalten; der andere sollte niemals vollstreckt, und fast alles, was gethan worden, durch neue Begebenheiten umgeworfen werden. So hat in der unermeßlichen Folge der Jahrhunderte die politische Welt mehr Umkehrungen erfahren, als die Oberfläche des Globen.

So große Talente Sully in den Staatsunterhandlungen gehabt; so konnte doch vielleicht ein Präsident Jeannin und ein Cardinal d'Os-

d'Oſſat ihm den Vorzug hierin ſtreitig machen: allein es giebt einen Vorzug, worin er keine Rivalen hatte; das iſt das Miniſteramt; hierin verdunkelte er alles was bis dahin erſchienen, und er verdiente, zu einem Muſter der Nachwelt zu dienen.

Dritter Theil.

Schwache Redner, die wir durch die heutige Staatsverfaſſung in den Schatten der Kabinete verwieſen ſind, gebührt es uns, ſo erhabene Dinge abzuhandeln, welche das ganze politiſche Syſtem der Staaten umfangen? Es ſollten die Redner der alten Republiken da ſeyn; oder vielmehr fände ſich ein Menſch, der ſich über die Erde hinauf erheben, über den Reichen ſchweben, von einer Adlershöhe auf alle Oerter und alle Zeiten herab ſchauen, dem Urſprung, der Erweiterung, dem Verfall und dem Sturz aller Königreiche folgen, und alle Urſachen, alle Wirkungen einſehen könnte; ſo wäre dieſer der Menſch, der von einem Miniſter, von einem Staatsmann zu reden befugt iſt. Wer wird ſich unterſtehn, ihn zu malen? Alle Eigenſchaften, welche nöthig ſind, um ihn zu bilden, ſtellen ſich haufenweiſe dar, und drängen ſich unter meinen Pinſeln. Lege ich ihm Weisheit und Thätigkeit, eine weite und tiefe Einſicht, und ein Genie bey, das ſowohl

das

das Kleine als das Groſe umfaßt; ſage ich, er müſſe einzelne Staaten, ſo wie GOtt die ganze Welt, nach unveränderlichen und einfachen Grundſätzen einrichten, alles zuſammen alſo organiſiren, damit die Details von ſich ſelbſt laufen, die ganze Maſchine betrachten, um über eine jede Triebfeder zu urtheilen, den Einfluß aller Theile in einander und eines jeden Theiles in das Ganze ausrechnen, die Menge der Verhältniße zwiſchen entfernt ſcheinenden Angelegenheiten faſſen, woher alles kommt und wohin alles geht, ergründen, die beſondern Abſichten mit der allgemeinen verbinden, ſie wieder mit einander vereinigen, indem man die eine durch die andere hält, und eine jede derſelben durch die umherliegenden Gewichter meiſtert, die Zwietrachten ſelbſt zur Harmonie des Ganzen anwenden, durch die Macht die phyſiſchen Güter und die moraliſchen durch die Meynung zum beßten Zweck abrichten, die Kräfte durch Tugenden vervielfältigen, aus dem Nationalcharakter den größten Vortheil ziehn, aus der für die Reiche bezeichneten Veränderung ſchließen, bis auf welchen Punct des Zirkels der Staat gekommen iſt, den man beherrſchet, dieſen Punct befeſtigen, wenn er glücklich iſt, ihn wieder zurückſetzen, wenn er im Verfall iſt; ſage ich, ein Miniſter müſſe ſo wenig Gewalt, als möglich iſt, bei ſeinen Unternehmungen brauchen, die halben Mittel in großen Uebeln beynahe ſo ſehr vermeiden, als das Uebel ſelbſt,

zum

zum Ziele schreiten, ohne auf die Hindernisse ein allzugenaues Augenmerk zu haben, die Dinge in ihrem Grund und in ihrer Wirkung ansehen, diejenigen, welche das ganze Gewicht des Ansehens nöthig haben, von denen unterscheiden, welche niemals besser verwaltet werden, als wenn sie ganz und gar nicht verwaltet werden, den erzwungenen Zustand eines Landes nicht für einen natürlichen halten, von den allgemeinen Grundsätzen wegen einiger Ungelegenheiten des Details nicht abweichen, nicht glauben, daß man alle Misbräuche ausrotten könne, welches unter allen das schlimmste wäre, das Unglück eines Staats nicht wegen des Nutzens einer Stadt, noch das Unheil eines Jahrhunderts zum Vortheile eines Augenblickes veranlassen; setze ich hinzu, ein Minister müsse die Grenzen des Guten so weit, als möglich ist, ausdehnen, und von der unvermeidlichen Summe der Uebel immer etwas abziehen, der Uebel, welche die Verwirrung eines jeden Tages, die Quaal der Geschäfte, die Herrschaft der Gewohnheiten, die Nothwendigkeiten eines Augenblickes, die Weichlichkeit oder das Verderbniß der Untergeordneten, der Kampf und der ewige Contrast des physisch Möglichen und des moralisch Unmöglichen, in einer Regierung zu verursachen pflegen; sage ich alles dieses, so werde ich doch nur ein unvollkommenes Bild von den Pflichten und den Eigenschaften eines Staatsmannes ge-

zeichnet haben. Die Thaten eines Sully werden ihn beſſer ſchildern, als alle Reden. Wir wollen ihn in ſeinen Verrichtungen ſehn, und aus ſolchen die Größe ſeiner Seele abmeſſen.

Er war noch nicht Surintendant, als ihn ſein König beſtimmte, Frankreichs Uebel zu heilen. Sein erſtes Verdienſt war es, daß er dieſe Uebel kannte. Er durchwandelt mit ſeinen Blicken den ganzen Umfang des Königreiches; er ſieht einen Staat, den vierzig Jahre bürgerlicher Kriege zerrüttet hatten, und der allen Unglücksfällen zum Raub ausgeſetzt war, welche eine ſchwache und feige Herrſchaft jemals veranlaſſen kann. Er fängt damit an, daß er die Schulden des Staates berechnet. Er findet denſelben mit England, der Schweiz und Holland verhaftet, welche Heinrichen Volk, Schiffe, Eiſen und Gold geliefert, um über die Ligue zu triumphiren; mit dem Kriegsvolk, deſſen Dienſt und Blut noch nicht bezahlt war; mit den Traitans, welche den Staat zwangen, ſeinen eigenen Untergang zu bezahlen; mit allen Vorgeſetzten der verſchiedenen Orden und Stände des Königreichs, welche um ihre Beſoldungen und Gehalte ſeit mehr als zwanzig Jahren ſchrien; mit den alten Sclaven der Günſtlinge, denen die Verſchwendung Heinrichs des Dritten das Blut des Volkes aufgeopfert hatte; mit den Gläubigern der Einkünfte, welche den Staat mit ungemeſſenen Kapitalen belaſteten,

ſteten, und im Müſſiggange die Frucht der Arbeiten und des Schweißes der ganzen Nation verſchlangen; mit den Häuptern der Ligue ſelbſt, welche ihre Treue ihrem neuen Herrn verkauft hatten. O Schande! o Unehre! Man hatte jede Stelle erkaufen, jeden Tractat bezahlen, nach dem Goldgewicht den Vortheil ſchätzen müſſen, den jeder in der Empörung fand, als ob die unſchätzbare Ehre, wieder tugenhaft zu werden, nicht die beßte Belohnung geweſen wäre. Alle dieſe Schulden zuſammen gerechnet machten 330 Millionen aus. (*) Sully ſchreitet zur Unterſuchung der Einkünfte; er zeigt dabey die Erleuchtung eines geſchickten und die Thätigkeit eines geſchäftigen Geiſtes. Ich wünſchte, daß unſere Zeit erſtaunte, wenn ſie höret, daß der König nicht mehr als 30 Millionen einnahm, ungeachtet die Nation deren 150 entrichtete. Was hatte dieſe unglaubliche Unordnung für Quellen? Die Schwachheit der Könige, die Raubbegierde der Unterthanen. Außer den Geldhülfen, welche zur Nothdurft des Staates auferlegt wurden, erhob jeder Bedienter des Krieges- Juſtiz- oder Finanz-Weſens gewiſſe Gebühren von dem Volk, welches verbunden war, ſo viele Tyrannen zu ernähren. Alle Gläubiger des

(*) Das Geld ſtund damals zu 22. Liv. die Mark. Alſo beliefen ſich die Staatsſchulden auf 810 Millionen unſerer wirklichen Münze.

Staates, fremde und einheimiſche, bezahlten ſich eigenhändig, und hatten ſogar in den königlichen Pachten abſonderliche Pachten zu ihrem Genuß, und hielten gewiſſe Räuber, unter dem Namen der Schreiber, welche den Rechnungsbedienten des Prinzen das Recht ſtreitig machten, das Königreich zu verzehren. Die Generalpachter errichteten Unterpachtämter, und da dieſe wieder in andere abgetheilt waren, welche ebenfalls in verſchiedene Aeſte ſich ausbreiteten; ſo erſchöpften ſich die Einkünfte des Staates, indem ſie durch ſo viele Hände giengen, gleich jenen Waſſerſtrömen, die von einer ungeheuren Höhe herabſtürzen, von Caſcade zu Caſcade, von Fels zu Fels rollen, in einen naſſen Staub verfliegen, von den Winden auf entlegene Ebenen verweht werden, und das Baſſin hintergehen, welches unten in dem Thal auf ſie wartete, um ſie zu empfangen. Hundert Millionen von Domanien waren faſt ohne Titel veräußert worden. Ein großer Theil der königlichen Einkünfte war entweder von den Großen uſurpiret, oder um einen ſchimpflichen Preiß durch dieſe ſelbſten verkauft worden, welche zu deren Berichtigung beſtellt waren. Aber die größte Quelle der Unordnung waren die Raubereyen der Finanzdiener. Wer kann alle dieſe abſcheulichen Geheimniße vor Augen legen? Wer vermag alle die Kunſtgriffe zu beſchreiben, ſo die Gewinnſucht erfunden, um ſich die Einkünfte des Staates zuzueignen?

Man

Man verminderte die Einnahmen; man vermehrte die Ausgaben; man vervielfältigte die Kosten; man schwellte die Benutzungen der Aemter; man machte doppelte, dreyfache Bedienungen; man verfälschte Artickel; man hob andere auf. Sully trug die Fackel in alle diese blinden und tiefen Schächte, woraus die Einnehmer Frankreichs Gold schöpften. Er durchläuft alle Verzeichniße, vergleicht alle Etats, berichtiget alle Rechnungen. Ich scheue mich nicht, es zu sagen, diese dunkle Arbeit ist vielleicht eine der rühmlichsten unsers Sully. Die Seele eines großen Mannes fühlt ein geheimes Vergnügen, wenn es darauf ankommt, in einer Rathsversammluug zur Ehre der Tugend und zum Beßten des Vaterlandes einem Heer von Feinden Trutz zu biethen; sein Genie erhebt sich alsdenn mit einer Art von Entzückung, wenn er in dem Kabinete diese mächtigen Schlüsse macht, welche in das System der Welt einen Einfluß haben sollen: allein sich in den Details zu begraben, welche immer den Aufflug des Geistes niederdrücken und alle kleine Bemühungen eines arbeitsamen Instincts erfordern; in langen Nächten eine Faust, welche gewaffnete Schaaren anzuführen und den Blitz des Krieges zu schläudern gewohnt war, zu mühsamen und trocknen Ausrechnungen zu widmen; alle diese Arbeit, deren Schwierigkeiten unzählig, der Nutzen ungewiß ist, und wo die Einbildungskraft durch die Idee des

des Ruhmes nicht unterstützt wird, erfordert eine weit stärkere und lebhaftere Seele, als die prächtigsten Verrichtungen in dem Ministeramt.

Sully fährt in der Untersuchung Frankreichs fort. Er bemerkt die Wirkungen dieser Misbräuche in dem ganzen Königreiche. Er sieht die Industrie erstickt, den Kreislauf des Geldes gehemmt, die liegenden Gründe vernachlässiget oder ohne Werth, das Volk im Elend versenkt, den Credit vernichtet, keine Hülfsmittel für itzo, einen fast unvermeidlichen Untergang für das Künftige. Unterdessen war Frankreich, gleich einem Unglückseligen, der sich unter dem Staal, so ihn erwürgt, hin und her wirft, sich wehrt und stirbt, unruhig, gequält, und wälzte sich in seinen siechen Bewegungen hin und her, um ein Mittel für sein Uebel zu finden. Man hatte eine Finanzkammer aufgerichtet, eine Art von Hydre, die dem Staate noch schädlicher war, als die Surintendantenstelle, statt deren sie aufgerichtet worden (25). Die Mitglieder dieser Kammer, von dem allgemeinen Verderben hingerissen, vermehrten die Uebel, die sie verbessern sollten. Man sah sie unter geborgten Namen alle Pachte des Königreichs verwalten, alle Verleihungen großer Unternehmungen um einen schimpflichen Preis zuschreiben, durch unerlaubte Verzögerungen die Glaubiger des Staates zwingen, selbst ihre

Sum-

Summen einzuziehen, die sie hernach ganz in Rechnung brachten. Man sah sie eben die Schätze, so sie aus Schwelgerey verthaten, der Kriegsnothdurft versagen, und die Dürftigkeit des Königs, das Elend des Volkes nnd die Unordnung des Staates genießen. So hat unser Zeitalter in einer brennenden und vom Erdbeben umgeworfenen Stadt Schaaren von Plünderern gesehn, welche mitten unter Leichen und Ruinen Gold suchten, und dem Himmel für die Verwüstung des Vaterlandes dankten. Es war um Frankreich geschehn, ohne das Genie eines Sully. Während daß alle Hände sich verbanden, es in den Abgrund fort zu stoßen, ist Sully da, der es aufhält und seinen Sturz verhindert. Um sich völlig zu unterrichten, durchreist er selbst einen großen Theil der Provinzen. O ihr, die ihr die Uebel eines Staates kennen und solche heilen wollt, geht aus euern Pallästen hervor. An euern wohllüstigen Tafeln wißt ihr nicht, daß es Tausende giebt, die vom Hunger umkommen. An Höfen und um den Thron her ist das Volk immer glücklich, ein Reich immer blühend. Wenn man die Furchen der Felder verlassen, die Pflüge zerbrochen, die Hütten einsam oder verfallen sieht; wenn man auf dem Gras einher tritt, welches die verödeten Gassen der Städte bedeckt; wenn man auf den Landstraßen Väter, Mütter, junge Kinder antrift, welche von dem werthen Boden ihres Vaterlandes fliehen, um

unter einem glücklichern Himmel Nahrung zu ſuchen; alsdenn, alsdenn erwachet die Menſchlichkeit; das Herz drängt ſich; die Thränen fließen: alsdenn beginnt man zu begreifen, daß der Hof nicht der Staat iſt, und daß der Pracht einiger Menſchen das Glück von zwanzig Millionen Bürger nicht ausmacht.

Dieß war das Schauſpiel, welches eines Sully Blicke rührte: aber mit der Seele des Bürgers hatte er das Aug eines Philoſophen (26). Da er die Uebel beobachtete, ſann er auf Geneſungsmittel. Der Nachwelt darf es nicht verborgen bleiben, daß Sully in ſeinen Nachforſchungen auf Seiten der Finanzmänner faſt eben ſo viele Schwierigkeiten und Hinderniſſe fand, als ſein König von Seiten der Liguiſten erfahren hatte, da er eine jede Stadt erobern mußte (27.) Der rechtſchaffene Mann triumphirte endlich; er durchwandelte mit gleich erleuchteten und wohlthätigen Abſichten das ganze verheerte Königreich; gleich dem Geiſte der erſten Befruchtung, welcher mitten durch Verwirrung und Nacht auf den Abgründen des Chaos wandelte, und in den Saamen der Welt Gedeyhen und Wachsthum goß.

Die Zeit der Erſchaffung iſt da. Alle Elemente ſind bereit, und es wird Licht in Frankreich. Sully wird mit königlicher Gewalt und mit allem Nachdruck einer Seele bewaffnet,

die

die Gutes thun will; er fängt damit an, daß er die Misbräuche abschafft. Die Beamten und die Großen haben nicht mehr das Recht, von den Provinzen Steuern zu erheben; und das Volk, von seinen Tyrannen befreyt, frohlocket, zu keinem andern Beytrag mehr verbunden zu seyn, als den sein König foderte. Hochmüthiger ungestümer Epernon (28), umsonst wagst du es in dem Staatsrath, die Sache der schrecklichen Erpresser zu vertheidigen; Sully zittert nicht. Als Minister, zerschmettert er die Unbilligkeit, als Kriegsmann, verhöhnt er die Drohungen. Er verfolgt seinen Lauf mitten durch die Gewitter. Er verbeuth den Glaubigern, von den Pachten die geringsten Gebühren mehr zu nehmen. Durch diese Verordnung wurden die Einkünfte des Staates England, Deutschland, der Schweiz, Florenz, Venedig und den Mächtigsten des Königreiches aus den Händen gerissen. Heinrich der Vierte erschrickt selbst über das neue Wetter, das wider Sully aufsteht. Der große Mann bleibt unerschüttert. Er hebt in den Pachten die Menge der Unterbelehnungen auf, welche die Kosten unendlich vermehrten, und einen Haufen unnützer Leute mit dem Marke des Landes mästeten. Er setzt einen General-Finanzstand auf, der allen schädlichen Mitteln sich zu bereichern begegnet. Er schreibt den Einnehmern neue Rechnungsformeln vor. Die unterirdischen tiefen Gänge, die der Geiz gegraben hatte, sind

an den Tag gebracht, und die Tiger, welche sich dahinein verschlichen, um heimlich das Eingeweid des Volkes zu verzehren, haben nun kein Lager mehr. Ungerechte Reichthümer werden vor Gerichte gefodert; die Gewinnsucht soll von ihren Plünderungen Rechenschaft geben (29); das Gold, so aus den öffentlichen Kanälen entfremdet worden, kommt wieder und befruchtet das Vaterland. Wenn das gemeine Wesen aus diesen strengen Einrichtungen nicht allen den Nutzen zieht, den es hoffen konnte; wenn viele von den hohen Verbrechern der Rache der Gesetze entflohn, so laßt uns deßwegen Sully nicht anklagen. Laßt uns die Streiche des Hofes, die Feilheit der Gemüther, die Schwachheit der Natur gegen das Gute, und das Uebermaaß des Bösen anklagen: denn es giebt Augenblicke, da das Gold, diese Quelle der Uebelthaten, selbst dazu dient, sie zu bedecken, und da man unschuldig wird, weil man allzusträflich gewesen.

Alles gewinnt eine neue Gestalt. Die Pachte werden verdoppelt; die Fremden davon ausgeschlossen: die Höflinge haben keine Gewalt mehr, und hören auf, ihren Schutz zu verkaufen. Sogleich geschahn bessere Wahlen: denn, ich muß es sagen, was Schutz findet, ist fast niemals das, was Schutz verdient. Ueber dieses ist derjenige schon bestochen, der besticht; und was kann man auf Einen für einen Werth

setzen,

ſetzen, der andere erkauft? Die Zeit der Tyranney und der Erſchleichungen iſt nicht mehr. Achtzig Millionen Domanien fallen dem Beherrſcher wieder in die Hände. Sully ſchreitet zu einem noch verwickeltern Geſchäfte. Man bringt die auf den Staat geſetzten Renten in Richtigkeit. Man unterſucht ihre Quelle, ihre Hypothek, ihr Kapital, die Zeit ihrer verſchiedenen Errichtungen. Jede Verbindung wird durchforſchet; jeder Grad der Ungerechtigkeit oder des Betruges wird ausgerechnet. Man tilgt die einen, man vergütet die andern, man zieht die ein, welche es verdienten. Die ſtrenge Billigkeit hatte bey allen dieſen Gerichten den Vorſitz, und ein Geſchäft, das das Vermögen ſo vieler Privatleute erſchütterte, diente zur Erhebung des öffentlichen Credits. Man giebt Geſetze, um die unzählichen Summen aufzuhalten, die zu den benachbarten Nationen hinüber giengen: aber Geſetze reichen nicht zu; man muß den Menſchen den Antheil benehmen, den ſie haben, um ſolche zu verletzen. Sully nahm ſeine Zuflucht zu verſchiedenen Mitteln, die aber alle nicht hinlänglich waren (30). Laßt uns an dem großen Mann alles das Gute loben, was er thun wollte, und ſeinen Zeiten alle Schuld geben, was er nicht gethan hat. Die in den Zahlungen wieder hergeſtellte Ordnung erleichtert ſie. Man wies jeder Ausgabe gewiſſe Einkünfte an, woraus ſie beſtritten werden ſollte. Die Gelder werden nicht mehr von

Jahr

Jahr zu Jahr voraus gepfändet; denn die Anweisungen überstiegen niemals die Kräfte der Einnahme. Ein scharfes Edict verbeuth allen Aufschub der Zahlung, und kömmt den schändlichen Verhandlungen zuvor, wo der Glaubiger gezwungen ist, einen Theil seiner Schuldforderung aufzugeben, um den andern Theil damit zu erkaufen. Sollte Jemand über dergleichen Details ermüdet seyn, so wisse er, daß die am kleinsten scheinende Dinge in die ökonomische Reichsverwaltung einen großen Einfluß haben, uud daß sie den dunklen Zasern gleichen, welche in dem Eingeweide der Erde verborgen liegen, um dieser vornehmsten Zierde des Erdkreises, den majestätischen Wäldern und Forsten, Nahrung und Haltung zu geben. In allen Verbesserungen, die Sully im Staat vornimmt, zielte alles dahin ab, dem Volke aufzuhelfen. Städte und Provinzen sind von ihrer erdrückenden Schuldenlast befreyet. Die geheimen Bedrückungen, die verhaßten Formalitäten, die Hilfsmittel, so grausamer geworden waren, als die Uebel selbst, hören alle auf. Die oftmals ungerechten und allezeit gefährlichen Privilegien, sind auf eine Anzahl gesetzt, und da die Austheilung gleicher geworden, so sind auch die Erwerbuugen leichter gemacht.

Hier ist der Auaenblick, die ökonomischen Grundsätze unsers Sully zu entwickeln, in welchen er von der Menschenliebe und dem Genie Hein-

Heinrichs des Vierten unterstützt worden. Wie fanden sich zween Männer, die einen großen Theil ihrer Lebenszeit auf Schlachtfeldern zugebracht, auf einmal so sehr in der Herrschkunst geübt? Ist es die Gewohnheit großer Gefahren, welche uns geschickt macht, auch große Rettungsmittel auszufinden? oder erheben glänzende Beweggründe, der Ruhm, die Arbeiten, die großen Schauspiele, das Verhängniß der Nationen, so in unsern Händen liegt, erheben diese Dinge die Menschheit, und vergrößern die Seele durch eine starke Anwendung aller ihrer Triebfedern?

Laßt uns die Staatswirthschaft nicht mit der bloßen Finanzverwaltung vermengen. Diese ist nichts als ein Mechanismus von Ordnung und Aufsicht: die andere ist die wahre Wissenschaft des Staates. Sie dringt bis auf die Quelle der Reichthümer; sie vermehret sie; sie giebt ihnen die gehörige Einrichtung; sie theilet sie aus. Die Verzeichniße der Eitelkeit sind mit Namen von Surintendanten der Finanzen belastet; die Jahrbücher des Vaterlandes weisen nur einen Sully auf.

Durch welch trauriges Schicksal! ist das System der Auflagen den Staaten verderblicher geworden als der Krieg, die Theurung und die Pest? Wenn die Länder entvölkert sind; wenn ein Theil der Feldgüter braach liegt; wenn

der

der Landmann zagt; wenn Frankreich die Hälfte seiner Einkünfte verlohren hat; wenn alle Triebräder geschwächt und kraftlos sind, was ist die Ursache hiervon? Diese ist es; man reißt dem Ackermann die Reichthümer aus den Händen, welche bestimmt sind, Reichthümer wieder hervorzubringen, und die Einkünfte, welche in ihrer Quelle erschöpft werden, können nicht mehr in den Schooß der Erde kommen, um neue Einkünfte aufkeimend zu machen. Daher war es eine der ersten Bemühungen unsers Sully, den Provinzen 20 Millionen von Rückständen nachzulassen, und hierauf verminderte er von Jahr zu Jahr diese Auflage um 2 Millionen. Dieser große Minister betrachtete die Schatzung als eine ihrer Natur nach sehr fehlerhafte Auflage, besonders diese willkührliche Schatzung, welche die Besitzthümer ungewiß macht, und das Eigenthum dem Eigensinn der Tyrannen überläßt (31). Es kommt einem Redner nicht zu, in ökonomische Untersuchungen sich einzulassen, die seinem Stoffe fremd sind. Aber man kehre die Augen auf die Felder; man wird den Landmann gezwungen sehn, seinen Fleiß selbst zu ersticken; man wird sehn, wie er zittert und sich scheut, sein Gut zu bessern, wie er dem Himmel mörderische Wünsche zuschickt, daß seine Aernte nicht reicher werden möge, wie er sich nicht untersteht, seine Ausgabe zu vermehren, aus Furcht, sein Reichthum möchte für ein Verbrechen angesehen werden. Man wird

sehn,

Digitized by Google

ſehn, wie der Arme unter der Laſt ſeiner Arbeit erdrückt und noch mit der Bürde des Reichen beſchwert wird; wie die Befreyungen dem einen verkauft, und für den andern Quellen des Schreckens werden; wie die Fruchtbarkeit eines Feldes mit der Unfruchtbarkeit der benachbarten Felder beſtraft wird. Man wird ſehn, wie oft barbariſche Erpreſſer aus einer troſtloſen Hütte die ſchlechten Hausgeräthe wegnehmen, ſo die Dürftigkeit der Noth gelaſſen; wie das Bett, auf welchem ein Weib itzo eben dem Staat einem Bürger gegeben, durch gierige Fäuſte geplündert, die Tücher einem neugebohrnen Kinde unter dem Leib weg gezogen, und unglückſelige Leute in dem Staube herumgeſchleift werden, welche ſich ängſtlich wehren, unter ihrem Strohdache ein jämmerliches Geheul erheben, und mit der Macht der Verzweiflung um die letzte Garbe kämpfen, die ſie ihren Kindern zum Unterhalte verborgen hatten. Wie aber? ſind die Bewohner der Felder Feinde des Staates, die der Unterdrückung und der Tyranney aufgeopfert werden? Wehe euch, ihr enge und grauſame Seelen, die ihr nicht erröthet zu behaupten, es ſey ein weſentliches Stück der Staatskunſt, daß ein Bauer elend bleibe: als wären Bauern keine Bürger; als wären ſie nicht die Wolthäter der Menſchheit; als hätten ſie nicht eben ſo viel Recht, als andere, auf den Schutz des Vaterlandes; als ob die Muthloſigkeit und Verzweiflung mehr

zur

zur Arbeit anreizte, als Wohlergehen und Freyheit! Und dennoch waren dieses die Maximen, welche Sully täglich im Staatsrathe zu bekämpfen hatte. Er lehnte sich noch wider eine Art von Auflage auf, womit die Lebensmittel belegt waren; weil sie in der That nichts anders war, als eine neue Ueberlast für die Güter. Man sah ihn, seinen ganzen Zorn über die Gabelle ausschütten (32), eine Art Ungeheuer, welches das Recht hat, gewisse Provinzen zu verheeren, welches arme Leute nöthigt, Salz zu kaufen, wenn es ihnen an Brodt gebricht, welches nicht anders, als, wie drohende Gespenster, in rasselnden Ketten geht, die Luft, so es schöpft, vergiftet, und den Ackerbau verderbt, wohin es seine schädlichen Tritte thut. „ Sire, sagte Sully, Heinrich dem Vierten, „ Sie haben aus ihren Staaten die bürgerlichen Kriege ausgerottet: aber Ihre Unterthanen sind noch nicht im Frieden. Ganze „ Heere von Räubern belagern ihre Häuser, „ und machen, daß ihr Blut mit ihren Thränen fließt. Retten sie solche von ihren wahren Feinden und lassen einmal Peitschen aufhören, die für Frankreich tödtlicher sind, „ als die Schlachten von St. Denis, Jarnac, „ Moncontour und Coutras. „ Hier will ich mich nicht bey den Frohnen aufhalten, welche dem Landmann nicht sowohl sein Geld, als seine Arme rauben, und welche um dem Staate den geringen Lohn einiger Arbeiter zu erspa-

ren,

ren, ihn durch den Verfall des Ackerbaues einen ansehnlichen Theil seiner Einkünfte kosten. Auch übergehe ich die Art und Weise, die Auflagen einzutreiben, die dem Volk lastbarer ist, als die Auflage selbst (33). Ueberall schleicht sich das Böse mit dem Guten ein; überall erzeugt das Gesetz den Misbrauch.

Könige, Fürsten, Minister! höret alle den großen Grundsatz unsers Sully! Der Ackerbau ist die Grundfeste der Macht. Der Ackerbau erschafft und erhält Schiffheere; die eingesäeten Felder gebähren Kriegsschaaren, wie des Kadmus seine, und in ährenreichen Gefilden blühet der Sieg. Athen und Rom begehrte Soldaten und Gelehrte. Sully wollte, um Frankreich blühend zu machen, Ackerleute und Hirten (34). Alle solche nützliche Menschen muntert er auf; er legt denen Belohnungen vor, die ungebaute Länder wieder aufbringen würden; er sucht überall geschäftige Arme auf, die die Erde fruchtbar machen. Seine Stimme rief die 800,000. Mauren nach Frankreich, welche der Aberglauben aus Spanien verjagte. Eine weise Verordnung schützt das Landvolk gegen die Bedrückung der Kriegsleute. „ Soldaten und Ackerleute, rief er, woher „ kommt der Hader? Sollen die, so das Va„ terland vertheidigen, gegen die sich bewaffnen, welche es ernähren? Das Eisen, so in „ eurer Faust ist, mag feindliche Schaaren

„ umwerfen, oder das Erdreich pflügen und „ fruchtbar machen, so verdient es allezeit den „ verehrenden Beyfall des Bürgers. „ Er beschirmt die Ackerleute vor einem noch schrecklichern Geschlechte der Feinde, vor Jenen, welche im Namen des Gesetzes daher traten, und mitten im Pflügen ihnen die Rinder, diese Gefährten ihrer Arbeit, und sogar das Geschirr wegnahmen. Alles ist verändert; der Ackerbau steht wieder auf; das Gefild gedeyhet und grünt; die sanfte Freude und die Heiterkeit erscheint wieder unter dem Dache des Landmanns. O Tage unserer Wohlfarth! Damals ernährte Frankreich mit einem Drittheil Einwohner mehr noch einen Theil von Europa; damals überschwemmten unsere Getreide England, welches sich gezwungen sah, unsern Feldern einen Tribut zu zahlen. Man kann vornämlich heut zu Tage nicht gnug wiederhohlen, daß dieser Ueberfluß die glückliche Wirkung der Kornfreyheit war (35). Es ist wahr, zu selbigen Zeiten schon fanden sich Leute, welche einem geringen Theile der Staats-Verwaltung vorstunden, aber unfähig waren, das allgemeine Gemälde zu sehn und zu fassen: daher sie unabläßlich in dem engen Zirkel ihrer Vorurtheile herumschwebten, und jede Gelegenheit ergriffen, über Staatssachen ein entscheidendes Urtheil zu sprechen: diese hätten um den Nutzen eines Fleckens zu befördern, das Unglück eines ganzen Königreichs machen können.

Sie

Sie unterſtunden ſich, die Ausfuhren des Getreides in ihren Provinzen zu verbiethen. Sully wandte gegen ſie alles das Anſehen an, welches immer wohlthätig iſt, wenn es nur ſtreng iſt, um nützlich zu ſeyn. „ Wenn es jeder „ Bedienter, ſchrieb er dem König, eben ſo „ machte, ſo würde Ihr Volk und folglich „ auch Ihre Majeſtät bald ohne Geld ſeyn. „ Merkwürdige Worte, welche verdienten, auf den Thronen der Könige geſchrieben zu ſtehn!

Die Freyheit iſt die Seele der Handlung; ſie durchwandelt die Welt, und flieht die Gegenden des Zwanges und der Unterdrückung. Sully ruft ſie herbey und beſtrebt ſich, ſie in Frankreich zu befeſtigen. Die innere Handlung war mit einer Menge von Gerechtſamen beſchwert, welche die Großen einer ſchwachen oder wenig erleuchteten Regierung entriſſen hatten. Die Monopole, welche ſich allezeit unter einer falſchen Idee der Policey vorſtellen laſſen, hatten ſtatt der Misbräuche einer übelgeordneten Freyheit die Misbräuche der Unterdrückung eingeführt. Sully bekämpft alle dieſe geizigen Tyrannen (36.) Er richtet einen Handlungsrath auf, eine nöthige Einrichtung, aber die nicht eher nützlich ſeyn wird, als wenn der Negociant mit dem Staatsmann vereinigt ſeyn wird. Der erſte wird die Einſicht der Erfahrung zu ſeinem Geſchäfte bringen, der andere wird die großen Grundſätze über die kleinen Ab-

ſichten herrſchen laſſen. Er unternimmt es, die Seine mit der Loire zu verbinden. Er macht andere Flüſſe ſchiffbar. Er läßt Landſtraßen bauen, nicht wie die alten Römer, um die Sclaverey ſchnell von einem Ende der Welt zum andern der Menſchheit aufzulegen, ſondern um den Ueberfluß und die Reichthümer überall zu verbreiten. Er muntert mit einem beſchützenden Arm die Induſtrie auf; aber er hält ſie auch in dem zweyten Rang, wo ſie ſeyn muß (37). Indem er die Nationen beobachtet, hatte er geſehen, daß das Gold in Peru ſeinen Urſprung genommen, und von da in die alte Welt ſich ergoſſen hatte, ein Theil in Indien verſunken, und der größte Theil in Europa geblieben war. Er hatte geſehen, daß dieſer unermeßliche Fluß von einer ſchnellen Bewegung fortgeriſſen, ohne Unterlaß circulirt, von unfruchtbaren Himmelsſtrichen aber ſich abgewandt und durch einen natürlichen Hang in ſolche Länder den Lauf genommen, welche die Ackerbaukunſt blühend gemacht. Sogleich ſchloß er, daß die Erzeugungen der Erde der wahre Reichthum ſeyn; daß das Gewerb kleine Staaten bereichern könne; aber daß die Eigenthumshandlung nur einer großen Monarchie zuſtehe. Daher nahm er ſich allein der Wollenmanufacturen an, theils weil ſolche mit dem Unterhalte der Heerden in Verbindung ſtehn, und dem Erdreich zu einer neuen Quelle der Fruchtbarkeit dienen, theils weil der Haupt-

vor-

vortheil der Industrie darin besteht, den Landeswaaren durch Erleichterung des Vertriebs einen Werth zu verschaffen, und die gröbsten Manufacturen folglich die nützlichsten sind.

Wie ein Seefahrer, welcher durch die Winde bis auf eine ungeheure Entfernung vom festen Lande getrieben, tief in den Ocean hinein segelt, und, je nachdem er einen Theil durchlaufen, einen neuen Horizont sieht, der sich eben so weit, als der vorige, vor ihm aufthut; also entdeckt der Redner in diesem großen Stoffe stets neue Materien, die sich vor ihm verbreiten. Um sie alle zu durchwandeln, müßte ich die Behendigkeit jener unsterblichen Rosse haben, die in dreyen Schritten das Ende der Welt erreichten. Das Volk, welches von allem, was groß ist, verführet wird, bewundert die weiten Städte und die unermeßlichen Hauptörter des Erdkreises; der Weise sieht nichts, als stolze Kolossen, welche zur Zierde der Staaten zu dienen scheinen, in der That aber sie mit ihrer Last erdrücken. Sully hatte sich ein staatswirthschaftliches Gesetz daraus gemacht, auf die Verminderung dieser großen Massen ein wachsames Aug zu haben (38). Er wollte einem Jeden das Erbgut seiner Väter beliebt machen; er wollte vornämlich, daß der Landmann einen edeln Stolz über sein Geschäft empfinden, und die Ehre, über Felder zu gebiethen, der Schande vorziehn sollte, sein Elend in den

Städten zu verkaufen. Die große Anzahl der Bedienungen ist allezeit von den Staatsklugen unter die Peitschen des gemeinen Wesens gerechnet worden (39). Sully sieht den Punct, wo die Nothdurft sich endiget und der Misbrauch anfängt; nach diesem Verhältniß zieht er die Aemter ein. Der übertriebene Geldzins zerschmetterte den Adel unter dem Gewicht der Schulden, und ernährte die Trägheit des Volkes; dieser Zins wurde herab gesetzt (40); die Güter erhielten aufs neue ihren Werth; die Aktivclasse der Bürger fand Hülfsmittel. Aus eben demselben Grundsatze zog er für 100 Millionen Renten ein: sein Aug ward beleidigt, so viele Menschen zu sehn, welche der Staat bezahlte, um müssig zu gehn. Dieser große Minister sah den ganzen politischen Körper durch die unwiderstehliche Kette der physischen und moralischen Verfassung fortgerissen (41); er bemühte sich also, die Laster und besonders den schwelgenden Pracht zu dämpfen; den schwelgenden Pracht, der weit verderblicher ist, als Empörungen und einheimische Kriege, weil diese dem gemeinen Wesen nur vorüberrauschende Stöße geben, anstatt daß jener solches allmälig verzehrt, indem er die Tugenden ausrottet.

Durch eine auf solche Gründe gebaute Reichsverfassung brachte es Sully in weniger als funfzehn Jahren dahin, daß Frankreich

eine

eine ganz andere Gestalt bekam. Aber er hätte nicht so geschwind 350 Millionen Schulden getilgt; er hätte nicht 40 Millionen in dem königlichen Kasten gelassen, wenn er mit diesen Mitteln nicht noch eines und zwar das gewaltigste verknüpft hätte; das war die Oekonomie. Die Oekonomie! Bey diesem heiligen Namen sollte jeder verarmter und unter der Schuldenlast ächzender Staat freudig auffahren, so wie ein Elender bey dem Namen der wohlthätigen Gottheit frohlockt. Allein hüthet euch! ich verstehe darunter nicht jene schnöde Wirthschaftlichkeit, da man gewisse vielleicht für die Majestät des Thrones nöthige Ausgaben einstellt, nicht jene Sparsamkeit, welche nur auf kleine Objecte fällt, und daher einem Reiche wenige Vortheile bringen würde. Ich meyne die wirkliche allgewaltige Oekonomie, die die Schätze eines Reichs wie Familiengüter verwaltet, die die Ordnung einführt, die die Verschwendungen hemmt, und das Mark und Blut des Staates völlig auf die Nothdurft des Staates verwendet. Laßt uns unserm Sully im Namen aller Völker der Welt danken, daß er den Ministern dieses Muster einer herzhaften Wirthschaft gegeben (42); und wenn es erlaubt ist, diesen Wunsch beyfügen, daß ein so herrliches Beyspiel auf Erden nicht unnützlich sey!

Diese so manchfaltigen Absichten, so viele Sorgen und Arbeiten in dem ökonomischen

Fach, beschäftigen unsern Sully nicht allein. Sein mächtiges Genie durchwandelt alle verschiedenen Theile des Ministeramts. Die Artillerie, der Krieg, das Seewesen, die Künste, die Religion, die Politik, alles ist ein Object seiner Bemühungen und seines glücklichen Fleißes (43). Was sage ich? dieser große Mann diente Frankreich noch, als er nicht mehr war. Er bereitete die Zeit Ludwigs des Vierzehenten, und bildete einen Colbert. Colbert und Sully! was für Namen! Es ist ein interessantes Schauspiel, diese zween berühmten Männer einander zu nähern: sie machen eine Epoche in unserer Geschichte aus, und vielleicht in der Herrschkunst der Nationen.

Beide zu großen Dingen bestimmt, wurden zur Ministerwürde fast in gleichen Umständen erhoben. Sully erschien nach den schauervollen Raubereyen der Günstlinge und den Unruhen der Ligue. Colbert sollte die Uebel, welche das stürmerische und schwache Regiment Ludwigs des Dreyzehnten angerichtet, die glänzenden, aber übertriebenen Unternehmungen eines Richelieu, die Fehden der Frondeurs und die Anarchie der Finanzen unter Mazarin wieder gut machen. Beide fanden ein Volk, das von Auflagen überlastet, einen König, der seiner meisten Einkünfte beraubt war. Beide hatten das Glück, Prinzen anzutreffen, die zum Throne geschaffen, fähig, das Gute zu wol-

wollen, herzhaft, um es zu wagen, standhaft, darauf zu beharren, kurz, welche begierig waren, große Dinge zu verrichten, der eine für Frankreich, der andere für sich. Beide fingen mit Berichtigung der Schulden des Staates an, und eine gleiche Nothdurft veranlaßte gleiche Unternehmungen. Beide waren hierauf beschäftiget, das allgemeine Glück zu vermehren. Sie wußten die Natur der verschiedenen Auflagen zu verbinden: allein Sully zog nicht allen möglichen Vortheil daraus; Colbert brachte die Kunst, unter ihnen richtige Verhältniße zu treffen, zu ihrer Vollkommenheit. Beide verminderten die übertriebene Kosten der Nutznießung, verbannten den schimpflichen Handel der Aemter, welcher den Hof bereicherte und erniedrigte, und nahmen den Höflingen allen Antheil an den Pachten. Beide machten der schrecklichen Verwirrung ein Ende, die in der Einnahme herrschte, und hoben den ungemeßnen Gewinn der Einnehmer auf: aber in allen diesen Stücken hatte Colbert nur die Ehre, einen Sully nachzuahmen, und die alten Verordnungen dieses großen Mannes wieder aufzubringen. Der Minister Ludwigs des Vierzehnten versicherte nach dem Beyspiel Heinrichs des Vierten für jede Ausgabe gewisse Quellen; er setzte nach seinem Beyspiel das Interesse des Geldes herab. Beide bemühten sich, die Communicationen zu befördern: allein Colbert ließ den Canal von Languedoc vollenden, wo-

von Sully nur den Entwurf gemacht hatte. Sie verſtunden beide die Kunſt, auf die Reichen und die Bewohner der Städte die Geldleiſtungen fallen zu laſſen, welche dem Landmann geſtattet waren: aber man verweiſt Beiden den Zwang, womit ſie die Induſtrie durch Steuern belegt hatten. Der Credit, dieſer wichtige Theil der öffentlichen Schätze, welcher die Reichthümer, ſo man hat, in den Lauf bringt, und die, ſo man nicht hat, durch ſich erſetzt, ſcheint von Sully nicht gnugſam erkannt, noch von Colbert gnugſam geſchont geworden zu ſeyn. Der ausſchweifende Gewinn der Traitans wurde durch beide geſchmälert: aber Sully wußte beſſer, wie wichtig es für einen Staat ſey, den Gewinn der Finanzen mit demjenigen zu vereinigen, den man in der Handlung oder durch den Ackerbau machen kann. Das Münzweſen hatte zwar ihre Aufmerkſamkeit erregt: allein Sully ſah entweder nichts als das Schlimme davon, oder fand nichts, als ſchädliche Mittel; Colbert hingegen beſaß hierin vorzügliche Einſichten, die er ſo wohl ſeinem Zeitalter, als ſich ſelbſt zu danken hatte. Man iſt Beiden ein gleiches Lob ſchuldig, daß ſie erkannt haben, welchen großen Einfluß die Verbeſſerung der Gerichte in die Wohlfahrt der Nation haben könnte: allein die Zeiten waren Colberten günſtiger, und er vollſtreckte, was Sully nur wünſchen konnte. Der Eine, zu einer gewittervollen Zeit und unter einem kriegeriſchen

Kö-

König, kündigte der streitbaren Nation nur an, daß die Wissenschafften hochzuachten seyn; der Andere, Minister eines Königs, der auch in den Vergnügungen des Geistes die Hoheit herrschen ließ, gab der Welt das vielleicht allzusehr vergessene Beyspiel, alle Talente ohne Unterschied zu ehren, zu bereichern und durch Belohnungen aufzufodern. Sully war der Erste, der den Nutzen des Seewesens erkannte. Das war viel, in jenen Tagen, da man aus der Barbarey trat: wir wissen aber, daß Colbert die Ehre gehabt, wirklich eine Marine zu Stand zu bringen. Die Handlung wurde von beiden Ministern beschützt: aber der Eine wollte sie ganz allein aus den Erzeugungen des Landes, der Andere aus den Manufacturen errichten. Sully zog mit allem Rechte diejenige Handlung vor, welche auf dem Grund und Boden eines Landes haftet, und daher weder zertheilt, noch weggenommen werden kann, und welche die Ausländer in eine nöthige Abhängigkeit setzt; Colbert wurde nicht gewahr, daß die andere Art des Handlungswesens nur auf eigensinnigen oder selbst erwählten Nothdurften gegründet sey, und mit den Künstlern in alle Länder der Welt übergehen könne. Sully war also in der Kenntniß der wahren Quellen der Handlung Colberten weit überlegen: aber Colbert übertraf ihn in der Sorgfalt, in der Thätigkeit und den politischen Ausrechnungen, welche dazu erfodert werden; er übertraf ihn durch seine

Be-

Bemühung, die innern Gerechtsame des Königreichs zu vermindern, welche Sully manchmal durch seine Geschicklichkeit in Verbindung der Aus- und Einfarthrechte vermehrte; ein Geschäft, welches vielleicht eine der klügsten Arbeiten des Gesetzgebers ist, und wo der geringste Fehler dem Staate Millionen kosten kann. Es wird schwer seyn, einem Colbert in den Details und in den weiten Aussichten der Handlung gleich zu kommen. Es wird schwer seyn, einen Sully in der Aufmunterung des Ackerbaues zu übertreffen: nicht, als ob Colbert dieses wichtige Stück der Staatswirthschaft ganz vernachlässigt hätte. Laßt uns die Fehler großer Männer nicht übertreiben, und auf den lächerlichen Unsinn, verfallen, in unserm Tadel so wie im Lob zu weit zu gehn. Colbert wollte so, wie Sully, den Ueberfluß auf dem Lande empor bringen; er verringerte die Schatzungen; er begegnete, so viel möglich, dem Unheil, das willkührlichen Auflagen anhängt; er beförderte durch nützliche Verordnungen die Erhaltung der Heerden; er munterte durch Belohnungen die Bevölkerung auf: aber er begieng den Fehler, den Getreidhandel zu verbiethen: daher wurden beynahe alle seine bewundernswürdige Absichten vereitelt; es war kein wirklicher Reichthum da; der Staat schien glückselig zu seyn, und das Volk war unglücklich; das Gold, welches durch das Gewerb circulirte, kam nicht bis zu der Classe der Ackerleute;

leute; der Kornpreiß schlug immer herab und endigte sich endlich mit dem Mangel. So waren die Grundsätze und die Erfolge dieser zween großen Männer verschieden. Wenn wir itzo ihren Charakter und ihr Talent miteinander vergleichen, so finden wir, daß Beide eine tiefe Beurtheilung, Erhabenheit in den Entwürfen, Ordnung und Behendigkeit in der Vollstreckung besaßen: allein Sully übersah vielleicht besser die Regierungskunst im Ganzen, und Colbert entdeckte hingegen besser ihre Details. Der Eine hatte mehr von der heutigen Politik, welche zu rechnen weis; der Andere mehr von der Politik der alten Gesetzgeber, welche alles in einem großen Grundsatz übersahn. Colberts Plan war eine weite vieles enthaltende Maschine, wo man ohne Unterlaß neue Räder aufzuziehen hatte; der Plan unsers Sully war einfach, und einförmig, wie der Plan der Natur. Colbert erwartete mehr von den Menschen, Sully mehr von den Sachen selbst. Der Eine erschuff Staatsmittel, die Frankreich bisher unbekannt geblieben; der Andere wußte die besser anzuwenden, welche es wirklich besaß. Der Ruhm eines Colbert mußte gleich Anfangs ein Aufsehn machen, unsers Sully Ruhm sollte sich mehr Dauerhaftigkeit erwerbeu. In Ansehung des Charakters, hatten Beide die Stärke und Lebhaftigkeit der Seele, ohne welche man niemals viel Gutes, noch viel Böses, in einem Staate gethan hat:

aber

aber die Staatskunst des Einen hatte etwas von der Strenge seiner Sitten an sich, die Staatskunst des andern richtete sich nach der Pracht seiner Zeit. Sie hatten die betrübte Aehnlichkeit, daß sie gehasset wurden, der Eine von den Großen, der andere vom Volk. Man tadelte Colberts Härte, und eines Sully Stolz: aber wenn sie beide die Privatleute unwillig machten, so liebte sie doch die Nation. Endlich wenn man die Verhältniße untersucht, worin sie mit ihren Königen stunden, so wird man finden, daß Sully dem seinigen vorschrieb, und daß Colbert dem seinen gehorchte, daß der Erste mehr ein Minister für das Volk, und der Andere mehr für seinen König gewesen; man wird aus den Talenten beider Prinzen schließen, daß Sully einen Theil seines Ruhmes Heinrich dem Vierten, und Ludwig der Vierzehnte einen großen Theil des seinigen Colberten zu danken hatte (44).

Man würde unsern Sully nicht ganz kennen, wenn man nicht wüßte, daß seine Tugenden seinen Talenten gleich kamen. Warum kann ich nicht dieses Stück seiner Memoires der Welt vor Augen legen, wo er die moralischen Eigenschaften abschildert, die ein Staatsmann besitzen muß, das ist, wo er sein eignes Bild malet, ohne es wahrzunehmen! Man würde die Untadelhaftigkeit der Sitten, die Entfernung vom schwelgenden Pracht, die stoische Unerschro-

erschrockenheit sehn, welche die Natur zähmt, der Wohllust widersteht, und alles verschmäht, was die Seele entkräften kann. Sully hatte diese Tugenden sowohl aus Grundsätzen, als aus Gemüthsart angenommen (45). Bey Hofe erhielt er die alte Sparsamkeit des Landlebens. Reiche Wohllüstler würden seine Tafel vielleicht verschmähet, aber die Guesclins und Bayards sich gerne zu ihm gesetzt haben. Die unverdrossene Arbeit nahm ihm die ganze Zeit des Tages hinweg. Jeder Theil der Zeit wurde für jede besondere Nothdurft des Staates ausgezeichnet. Jede Stunde ließ bey ihrem Hintritt dem Vaterlande einen Tribut. Selbst seine Ergötzungen hatten ich weis nicht was für ein männliches und ernstes Wesen; es war eine Ruhe ohne Trägheit, und ein Vergnügen ohne Weichlichkeit. Die Hauswirthschaft hatte ihn zu der Staatswirthschaft gebildet, welche das gemeine Wohl gebahr. Seine Feinde selbst lobten seine Rechtschaffenheit. Seine Gerechtigkeit würde ein ganz Jahrhundert von Tugenden in Erstaunen gesetzt haben. Seine Treue glänzte unter Empörern. Nach dem Tode seines Herrn konnte man ihn verfolgen; aber man konnte es nicht dahin bringen, daß er ein schlimmer Bürger ward. Er blieb wider den Willen des Hofes ein treuer Unterthan. Er leistete einer Königinn Dienste, die ihn drückte. Als er die Finanzen antrat (46), so scheute er sich nicht, der Nation ein Verzeich-

zeichniß seiner Güter zu geben. Als er sein Amt niederlegte, konnte er seiner Zeit und der Nachwelt forschendes Aug herausfodern. Die Geschenke, womit man ihn zu bestechen suchte, erniedrigten diejenigen allein, die solche ihm anbothen. Als Minister nahm er nichts von den Unterthanen; als Unterthan empfieng er von seinem Könige nichts, als was mit dem geweyheten Stempel der Gesetze geprägt war (47). Man hat schon seine unüberwindliche Standhaftigkeit in den Pflichten gesehn. Frankreich verschwur sich wider ihn, um ihn in der Rettung Frankreichs zu hindern: er widerstund allem, und hatte das Herz, sich hassen zu lassen. Der Adel, welcher kleinen Seelen nichts als Eitelkeit einflößt, gab ihm die stolze Begierde nach erhabenen Dingen ein. Niemals hat man es in jener Ehrbegierde, durch deren Begeisterung unsere alten Ritter entstunden, so weit bringen sehen. Er mußte Verleumder und Neider haben (48): er warf die Verleumdung durch Tugenden zu Boden; er demüthigte den Neid durch glückliche Erfolge. Er rächete sich an seinen Feinden, indem er keine Gelegenheit verlor, ihnen Gutes zu thun. Die Bösen fanden in ihm eine unbeugsame strenge Seele, die Unglückseligen ein empfindliches und mitleidiges Herz. In der Religion war er eifrig, ohne schwärmerisch, nachsehend, ohne gleichgültig zu seyn, und gleichwie er der Mund des Königes bey den Protestanten war, so war

er

er auch der Beschützer der Katholiken bey ihm; er wurde zu Genf verehrt, und zu Rom hochgeschätzt. Ein guter Gemahl, ein guter Herr, ein guter Hausvater (49)! Doch er gab der Welt noch ein herrlichers Schauspiel; er war der Freund eines Königes (50). O Heinrich! o Sully! o süßer Ausguß der Herzen! tröstende Sorgfalt der Freundschaft! Sully wars, bey dem Heinrich allen seinen Verdruß vergaß; es war Sully, dem er alle seine Schmerzen entdeckte. Die Thränen eines großen Mannes ergossen sich in den Schooß eines Freundes. Die kriegerische Freymüthigkeit und die sanfte Vertraulichkeit würzten ihren Umgang. Da war kein Unterthan, da war kein König mehr; die Freundschaft hatte den Rang verbannt. Allein diese zärtliche Freundschaft war auch zu gleicher Zeit voll Muth und Schärfe auf Seiten unsers Sully. Unter dem schmeichlenden Gemurmel der Höflinge ließ Sully die stolze und freye Stimme der Wahrheit hören. Er achtete Heinrichen und sich selbst allzuhoch, als daß er eine andere Sprache hätte führen sollen. Alles was den Einen erniedrigt und den Andern verderbt hätte, schickte sich für Beide nicht. Daher unterstund er sich oft, seinem Gebiether zu mißfallen. Ich will mich hier nicht in alle besondern Umstände seiner Handlungen und Reden einlassen. Es sind darunter sehr viele, die in einem verderbten Zeitalter nicht gefühlt werden können. Schwache Seelen würden

sie verwägen nennen; niedrige Gemüther solche für strafbar halten: aber der Tugendhafte wird sie immer hoch ehren, wie er es soll. Ich will nur ein Wort noch beyfügen: die Idee eines Sully allein war für Heinrichen das, was der Gedanke des allerhöchsten Wesens für einen Gerechten ist; ein Zaum gegen das Böse, ein Sporn zum Guten.

Mußte ein so erhabner Umgang so bald unterbrochen werden? mußte ein solcher König und ein solcher Minister nur so kurze Zeit an Frankreichs Staatsruder sitzen? O Tag! O entsetzlicher Augenblick! da Sully plötzlich um sich her rufen hört: der König ist entleibt! der König ist nicht mehr! da ein treuer Knecht, ein Zeuge des Meuchelmordes, ihm das verfluchte Messer brachte, welches noch von seinem Blute befeuchtet ist; da Sully unter dem Geschrey, dem Schmerzen, dem Aechzen und den Thränen eines unzählbaren Volkes nach dem Louvre hinstürzt, um ihn noch einmal zu sehn, um noch einmal den Leichnam seines Freundes und Herrn zu umfassen; da er das kleine Kind in seine Arme schloß, mit seinen Thränen benetzte, ihn, den schwachen Erben dieses unglücklichen Königes, tausendmale an seine bebende Brust drückt! Aber was empfand er erst, als er in dem Palast, dessen Mauern ganz mit Trauer und Tod bedeckt waren, in dem

dem Palaſie, wo noch die beweinenswürdigen Ueberreſte des Königes lagen, faſt an dem Rande ſeines Grabes und bey dem Lichte der Leichenfackeln, als er, ſage ich, hier die Freude des neuen Hofes ſah; eine Freude die für ihn grauſamer war, als hätte er ſelbſt den Staal in die Bruſt ſtoßen und Heinrichs Blut vor ſeinen Augen fließen geſehn! Augenblicklich ſah er alles voraus; er ſah, daß Frankreich mtt ſeinem Herrn erwürgt war. Indeſſen liebte er den Staat allzuſehr, als daß er ihn hätte den neuen Tyrannen überlaſſen ſollen. Er ringet noch, er kämpft; er wagt es, den Namen der Pflicht und Gerechtigkeit auszuſprechen: aber alles war verändert; es war dahin gekommen, wo die Tugend eines großen Mannes nichts mehr ausrichtet, als daß ſeine Zeit ſtrafbarer wird. Da er das Böſe nicht mehr verhindern konnte, blieb ihm ſonſt keine Ehre, als dieſe, keinen Theil daran zu nehmen (51). Er legt ſeine Aemter nieder; er verläßt den Hof, und nimmt mit ſich ſeine Tugenden, ſeine geleiſteten Dienſte und den Undank der Menſchen.

Die Geſchichte hat Weiſen in ihrer Einſamkeit, Helden in der Unterdückung abgeſchildert: allein ſie kann nichts größers aufweiſen, als die Würde eines Sully in dem Unglück. Es war die Würde der Tugend ſelbſt,

über welche Menschen, Höfe und Monarchen nichts vermögen. Die Hoheit seiner Seele verbreitete sich über sein ganzes Haus. Eine Menge Bedienten, Wache, Stallmeister und Edle, ein Pracht voll Glanz ohne schnöde Eitelkeit, majestätische Anstalten, die Ehrfurcht von tausend Vasallen, die Unterwürfigkeit eines hohen Geschlechts, unermeßliche Zimmer, wo die schönen Thaten Heinrichs des Vierten mit den Thaten seines Ministers vorgestellt waren, Parke, worin die einfältige Natur und die Hoheit herrschte, mitten unter diesen Gegenständen Sully in weißen Haaren, in alter Tracht, der auf der Brust das geheiligte Bild Heinrichs des Vierten trägt, die fromme Ernsthaftigkeit seiner Reden, die Majestät seiner Blicke, der erhöhete Stuhl, der ihn mitten unter seinen Kindern unterschied, die ehrenvolle Aufnahme, welche Greisen in seinem Haus geschah, das Stillschweigen mit Furcht vermischt, und die ehrerbiethige Stellung der Jünglinge und Knaben, die ihre Väter an der Hand führten, um diesen großen Mann zu sehn; alles dieses zusammen genommen, schien etwas mehr als menschliches vor Augen zu stellen, und erregte in den Herzen ich weis nicht was für ein unverlangtes Gefühl, so die Seele erhob, indem sie erstaunte. O Sitten, wie seyd ihr von unsern unterschieden! Dreyßig Jahre brachte er also in der Einsamkeit zu, ohne

ohne sich über die Menschen noch ihre Ungerechtigkeit zu beklagen, beweinte seinen alten König, war dem neuen getreu, von Richelieu hochgeachtet und gehaßt, und überlebte alles, ausgenommen die Tugend. Diese stieg mit ihm in die Gruft hinab. Der Tod beschloß einen Lebenslauf von 82. Jahren, deren vierzig zur Wohlfahrt des Staates angewandt waren, und die übrigen auch angewandt werden konnten.

Ein Mausoleum, so seiner Asche aufgerichtet worden, hat uns die Züge und die Gestalt dieses großen Mannes aufbewahret: aber der edlere Theil von ihm bleibt uns in einem dauerhaftern und herrlichern Denkmale. Seine Seele, die seinen Memoires ewig eingeprägt ist, wird alle nachkommende Jahrhunderte erstaunt machen und unterweisen. Da lebt sein Geist noch. Von da hat sich sein Feuer in die Seele Colberts ergossen. Von da wird vielleicht noch in unsern Tagen ein Funken entspringen, der eine von den Seelen entzündet, welche die Natur für jedes Zeitalter aufbehält. Die Titel und Güter unsers Sully sind auf seine Nachkommen abgestammt: seine Tugenden sind ein Erbe, das Allen gehört. Der wird es bekommen, der den Muth besitzt, es an sich zu ziehen. Wer unter uns wird dieser Muth besitzen? Ist Einer da, der warte nun

nicht eines ſtillen Lebens, noch der allgemeinen Gunſt, die die Abgöttinn ſchwacher Seelen iſt. Er muß wiſſen, daß ein Miniſter das Schlachtopfer des Staates, und daß die Kunſt, das Gute zu thun, nur allzuoft nichts als die Kunſt iſt, den Menſchen zu misfallen. Aber wenn er verdient des Vaterlandes Retter zu ſeyn; ſo wird er Belohnungen davon tragen, welche vielleicht wichtiger ſind, als tauſend andere: er wird, wie Sully, den Beyfall wahrer Bürger, die Bewunderung großer Seelen, das rühmliche Zeugniß ſeines eigenen Herzens, die gerechten Lobſprüche der Nachwelt, und die ſegnenden Blicke des Ewigen erlangen.

Die Anmerkungen zu dieſer Lobrede folgen im künftigen Stück.

Palinodie.

Fließ, o du ſüßes Gefühl, durch meine ſilbernen Saiten,
Sprich und werde zum Ton.
Fern von dem Unmut und fern von der Wut der wilden Verzweiflung,
Sing ich zufrieden mein Glück.
Dich will ich ſegnen, o Tag, da zu erſt die feinere Liebe
In mich Empfindungen goß.
Da ſie in meinem Mädchen zu mir mit ſchamrothem Antliz,
Gleich den Unſterblichen, trat.
Komm, komm wieder, du lieblicher Tag, du ſchönſter! du ſeyſt mir
Ewig ein feſtlicher Tag.
Jugendlich ſey dein Gewand, dein Haupt mit den Locken der gelben
Morgenröthe geſchmückt.
An dir umarme der Bräutgam die Braut, und raub ihr den erſten
Ambroſialiſchen Kuß!

An dir müssen zween Freunde, die lang einander nicht sahen,
Daß sie noch leben, sich freun.
Auch euch segn' ich, ihr Thäler, wo, von den Scherzen begleitet,
Ich und mein Mädchen oft ging.
Eure Berge benetze der Thau vom weissen herrnter-Wallenden Morgengewölk.
Und dann träuft er herab von den trunknen Bergen, und locke
Aus euch Blumen hervor.
Grünet, ihr Wälder, die ihr mit dem Rauschen zitternder Blätter
Mir die Liebe zuerst
Eingeliſpelt, und mich das sanfte Zittern, nur bessern Jünglingen fühlbar, gelehrt.
Euch verschöner ein ewiger Lenz! kein verwüstender Sturmwind
Streif euch die Blätter hinweg.
Bey euch gehe der Donner, wenn er vom Olympus herab steigt,
Mit den Gewittern vorbey.
Oft besuch ich euch dann, und nähre den süßen Gedanken,
Daß itzt Selinde vielleicht

Auch an mich denkt, und rufe, Selinde! die ſchwä-
tzende Echo
Giebt mir Selinde zurück.
Sage, was fühlſt du, ſanftwallendes Herz? ich ſchweige;
der Mund nennt
Deine Gedanken nicht aus.
Dir nur, zärtliches Mädchen, nur dir vermag ich
zu ſagen,
Was ich damals empfand,
Als die offne Seele, dich deſto ſtärker zu faſſen,
Alle Begriffe vergaß!

Der Traum, eine Ode an Selinen.

Laß ab von mir, du Mutter ſanfter Triebe!
Verzehre nicht mein lang geplagtes Herz!
Ich fühle ſie = die ſtarke Macht der Liebe;
Ich fühl es, mich durchwühlt ein alter Schmerz,
Der kochend tobt, von deines Sohnes Bogen.
Er kam, und zielt und ſchoß mich in die Bruſt,
Und tückiſch lacht er, ſeines Siegs bewußt:
Ich ſah nach ihm und er war weg geflogen.

Laß ab von mir! du ſtrebeſt nur vergebens,
Ich mehre nicht dein ſchon zu großes Reich.
Du nahmſt mir nur die Ruhe meines Lebens,
Und machteſt mich umſonſt vor Liebe bleich.
Ich muß zwar wohl die ſchwere Feßel tragen,
Doch deinen Dienſt erlaubt das Schickſal nicht,
Bis deine Hand den harten Zwang zerbricht;
Dann darf ich erſt dich zu verehren wagen.

Laß ab von mir! soll ich mit irren Schritten,
Von dir entflammt, durch dicke Wälder ziehn?
Soll immer noch, von deiner Wuth bestritten,
Vernunft und Witz aus meiner Seele fliehn?
Die Mittagssonn, ein Brand in meinem Herzen
Verzehren mich zuletzt. Laß ab! laß ab!
Wo nicht! so stürz, o Göttinn, mich ins Grab,
Und mache früh ein End an meinem Schmerzen.

So sang ich jüngst, ins weiche Gras gestrecket,
Und neben mir floß ein erwünschter Bach;
Die Nachtigall, mit Blättern überdecket,
Sang von dem Baum die traurge Stimme nach;
Und jede Nymph' im Wald schien aufzulauschen,
Sie sangen sanft mit lüftger Stimme drein;
Der Bach schien selbst nicht ungerührt zu seyn,
Und klagte durch ein angenehmes Rauschen.

Von euch, ihr leichte Zephyr, hergetragen,
Die ihr den Schweiß von meinem Antliz küßt,
Floß sanft auf mich von seinem braunen Waagen
Der Schlaf; und da er meine Augen schließt,

Kömmt

Kömmt Morpheus auch mit seinen schönsten Bildern,
Die er für mich aus Cyperns Laube nahm,
Um mich zu äffen. Nein! Die Gottheit kam,
Mein künftig Glück mir reizend abzuschildern.

Ich sehe dich, du reizendste Seline,
Dein Leib verrieth den Geist, der in dir lag;
Dein schwarzes Auge lacht und deine Mine
Ist wie der Mond so sanft, schön wie der Tag;
Die Lilje küßt die Rosen deiner Wangen:
Wie athmet nicht die aufgethürmte Brust
Durchs leichte Kleid? sie lädt uns ein zur Lust.
Wir sehn sie kaum, so sind wir schon gefangen.

In deiner Hand war eine goldne Leier;
Dein Finger floß die Saiten sanft hinab.
Die Gratien belebt ein reges Feuer;
Sie tanzten um dich her, der Boden gab
Den feinsten Laut von sich; die Musen sangen
Dir in dein Lied; die große Harmonie
Floß durch die Wälder, und belebte sie,
Daß von dem Schall die Fluren wiederklangen.

Rings um dich her, mit Köchern und mit Bogen
Bewaffnet, fliegt ein kleines Götterheer,
Und über dir, von Schwanen rasch gezogen,
Fährt Venus in der blauen Luft daher.
In diesem Pomp kamst du mir immer näher,
Und setztest dich zu mir ins weiche Moos:
Ich zitterte. Das Blut, so schneller floß,
Stieg in mir Bebenden zum Herzen höher.

Itzt kam die Göttinn selbst zu mir hernieder,
Und stund vor mir mit hoher Anmuth da.
Was, sprach sie, zitterst du? was beben deine Glieder
Vor mir nicht furchtbarn? Ich bin Paphia,
Der du gefleht. Es ist gewährt dein Flehen;
Dein ist diß Kind; doch soll ein zärtlich Lied
Noch oft, wann euer Herz von Liebe glüht,
Von beider Mund zu meiner Insel gehen.

So sprach sie, und entwich auf ihrem Waagen.
Die Gratien und Musen Hand in Hand
Umtanzten uns, die wir im Grünen lagen;
Kupido, der uns Rosenkränze wand,

Bekränzt

Bekränzt uns nun; die andre Liebesgötter
Streun lächelnd uns die schönsten Blumen hin:
Ich aber will in meinen Arm dich ziehn,
Und schnell entfloh der Schlaf, du und die Götter.

An Klimene.

Ich bin allein, ich und die Mitternacht!
Ergreif mich itzt, verfolgend Heer der Sorgen!
Von dir gedrückt, erseufzte schon mein Morgen:
Mein Tag war schwarz, noch schwärzer sey die Nacht!

Die Zeit ist hin, o unerbittlichs Loos!
Da ich noch mit der Morgenröthe wachte,
Und da der Schlaf, den mir der Abend brachte,
Erquickungen in meine Nächte goß.

Da ward mein Herz von keinem Wunsch empört.
Still lebt ich hin, zufriedner als ein König.
Ich hatte gnug, und bat den Himmel wenig,
Und wenn ich bat; wurd ich von ihm erhört.

Itzt

Itzt bringt nichts mehr mir jene Ruh zurück.
Ich sah, ich sah die reizende Klimene:
Auch sie sah mich, voll majestätscher Schöne,
Erobernd an, mit einem Götterblick!

Die freye Stirn umflog das leichte Chor
Der Gratien: die weissen Wangen mahlte
Ein sanftes Roth: ihr offners Auge strahlte:
In jede Mine drang ihr Geist hervor!

Du himmlisch Bild! wen nicht dein Reiz entzückt,
Dem hat ein dreyfach Aerz der Gott der Kriege
Um seine Brust gepflanzt: auf seine Wiege
Hat die Natur stiefmütterlich geblickt.

Ich sah hinweg, und sah dich wieder an,
Und jedesmal war mir ein Reiz entgangen.
Die Wunde war zu süß, die ich empfangen.
Mein Blut lief schneller fort — mein Herz zerrann!

Das fühlt ich nie, wenn ich Selinden sah:
Und doch ist auch Selinde schön zu nennen!
Dieß Zittern, dieß Geräusch der Brust, dieß Brennen,
Das fühlt ich nie, wenn ich Selinden sah!

Itzt

Jtzt drückt der Schlaf dein schönes Auge zu.
Du liegst vielleicht, da ich die Nacht durchweine,
Und trinkst den Balsamduft in einem Haine,
Und Philomele sang dich in die Ruh!

Vielleicht verläßt, voll neuer Zärtlichkeit,
Der Mond das Sternenfeld, dich zu umfangen,
Und reizt alsdann, wenn er mit röthern Wangen
Zurücke kömmt, die Himmlischen zum Neid.

O dürft ich nur ihr Antliz wieder sehn!
Nur einmal ihr die schönen Hände drücken!
Nur einen Kuß vom Rosenmunde pflücken!
Dann wollt ich dich, O Schicksal! nichts mehr flehn!

Doch wenn, entsetzlicher Gedank für mich!
Wenn ich sie ja vergebens sah und wähle;
So schenke nur Klimenen eine Seele,
Die sie so rein, so zärtlich liebt, wie ich!

Digitized by Google

Carlsruher Beyträge

zu den

schönen Wissenschaften.

Dritten Bandes IV. Stück.

Frankfurt und Leipzig, 1764.
druckts und verlegts Michael Macklot.
Markgräfl. Baden-Durlachischer privil. Hofbuchhändler

Digitized by Google

Digitized by Google

Anmerkungen
zu der
Lobrede
auf den
Herzog von Sully.

(1.) Maximilian von Bethune, Baron von Rosni, Herzog von Sully, Marschall von Frankreich, und Erster Minister Heinrichs des Vierten, ward den 13. Dec. 1560. von Franz von Bethune, Baron von Rosni, und Charlotte Dauvet, Tochter eines Präsidenten der Rechnungskammer zu Paris zur Welt gebohren. Das Haus Bethune ward schon im zehnten Jahrhundert berühmt. Die Geschichte thut dessen bey den Kreuzzügen mit der größten Ehre Meldung. Es wurde hierauf durch verschiedene Vermählungen mit vielen Prinzen aus dem französischen Haus, mit den Kaisern von Konstantinopel, mit den Grafen von Flandern, den Herzogen von Lothringen, den Königen von Jerusalem, von Castilien, von Schottland, und von England, mit dem Hause Oesterreich, und den Häusern Courtenay, Chatillon, Montmorency, Melun, Horn ꝛc. ꝛc. verwandt. Man kann von dem Herzog von Sully sagen, daß er einen so großen Namen durch eigene Verdienste behauptet hat, welches nach der Ehre, ihm den Ursprung gegeben zu haben, der größte Ruhm ist.

(2.) König Heinrich von Navarra, der mit unſers Sully Beyhülfe in Frankreich ſo viel Gutes ſtiften ſollte, war ſieben Jahre älter, als er. Er ward den 13. Dec. 1553. zu Pau in Bearn gebohren, und in einem Schloſſe zwiſchen Felſen und Bergen erzogen. Daſelbſt gieng er, wie die übrige Kinder des Landes, gekleidet und ernährt. Man gewöhnte ihn an, auf Klippen zu ſteigen und in Gebirgen herumzulaufen. Seine Speiſe war ſchwarzes Brod, Käſe und Rindfleiſch. Manchmal mußte er an Fuß und Kopf entblößt gehn. Dieſe rauhe männliche Erziehung trug zweifelsohne ein Vieles dazu bey, daß ſeine Seele ſo ſtark und unerſchüttert, und er ein ſo großer Mann wurde. Es wäre zu wünſchen, daß unſere Sitten es uns erlaubten, dergleichen Beyſpielen nachzuahmen. Die Weichlichkeit, ein gemeiner Fehler unſerer heutigen Erziehung, entkräftet die Gliedmaßen, zerſtört die Grundlage zu großen Dingen, und macht, ſo zu ſagen, daß die Seele ſtirbt, ehe ſie gebohren wird.

(3.) In währender Kindheit des Sully fielen zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken vier Schlachten vor: nämlich bey Dreux im Jahre 1562. zu St. Denis 1567. zu Jarnac und Moncontour 1569, und endlich auf St. Bartholomäus, welche mörderiſcher war, als zehn Schlachten, im Jahre 1572. Damals war Sully 12. Jahre alt und in der proteſtantiſchen Religion erzogen. Er ſtudirte in dem burgundiſchen Lehrhauſe (College de Bourgogne): aber er beharrte nicht darin. Um drey Uhr nach Mitternacht weckten ihn die Glocken und das Geſchrey des Pöbels auf. Er wurde bald von der Urſache des Tumultes belehrt. Sogleich entſchloß er ſich in das Collegium von Burgund zu eilen. Er thut ſein Schülerkleid an und nimmt ein großes katholiſches Kirchenbuch unter den Arm. In dieſem Aufzug geht er fort. Als er in die Straße trat, ſieht er ſie von Blut überſchwemmt:

er

er sieht ganze Schaaren wüthender Menschen, die überall umherlaufen, in die Häuser stürmen, und mit lauter Stimme rufen: schlagt todt! schlagt todt! die Hugenotten! die Hugenotten todt! Dieser Anblick, dieses Geschrey, alles vermehret sein Schrecken und verdoppelt seine eilfertigen Schritte. Drey Wachen halten ihn eine nach der andern an, und jedesmal hatte er seine Rettung dem Buch zu danken, welches er trug, Nachdem er in dem burgundischen Lehrhause angelangt war, fand er neue Gefahren. Der Thürhüther versagte ihm zweymal den Eintritt, und ließ ihn auf der Straße den Mäuchelmördern zum Raube stehn. Der Vorsteher des Hauses erfuhr zu allem Glück die Gefahr, worin sich der junge Sully befand. Es war ein ehrlicher Mann, der nicht glaubte, daß der Mäuchelmord eine Religionsache sey. Er nahm ihn auf sein Zimmer: allein auch hier waren zween unmenschliche Priester, welche sich über ihn herstürzen und ihn erwürgen wollten, wobey sie der sicilianischen Vesper erwähnten und sagten, es sey der Befehl, sogar die säugenden Kinder an der Brust ihrer Mutter umzubringen. Der Vorsteher entriß ihn mit Mühe ihren grausamen Fäusten, und ließ ihn heimlich in ein verborgenes Kabinet verschließen. Woran hängt nicht oft das Schicksal der Staaten! Es fehlte wenig, so wäre Heinrich diesen Tag umgekommen. Der barmherzige Priester, welcher unserm Sully, einem Kind von 12. Jahren, das Leben erhalten, dachte damals nichts weniger, als daß er der Wohlthäter von ganz Frankreich war.

(4.) Der einheimische Krieg, welcher durch das Pariser Blutbad schien gedämpft zu seyn, begann aufs Neue im Jahr 1574. Allein der König von Navarra erhielt erst im Jahr 1576. seine Freyheit. Rosni begleitete ihn auf seiner Flucht. Er gieng als Freywilliger unter das Fußvolk, und seine erste Waffenübung war bey Tours. Er that sich bey verschiedenen abge-

sonderten Heerzügen hervor. Der König von Navarra vernahm kaum, daß er mit mehr Verwägenheit, als Bedachtsamkeit verführe, so ließ er ihn rufen, und sagte ihm: Rosni, ich habe nicht auf diese Art gewollt, daß ihr euer Leben in die Schanze schlagen sollter. Ich lobe euren Muth; aber ihr sollt ihn bey einer bessern Gelegenheit zeigen, wo ich ihn brauchen werde. In eben dem Jahre ließ ihm sein Verwandter, Herr von Lavardin, die Fahne bey seiner Oberstcompagnie bekommen. Er kriegt Befehl, Perigueux, und hierauf Villeneuve in dem Gebiethe Agen zu vertheidigen. Bey der Einnahme von Reole führte er funfzig Mann an. In der Belagerung von Villefranche im Perigordischen wurde er, als er mit seiner Fahne Sturm lief, durch viele Stöße von Spießen und Hällebarden in einen tiefen Graben geworfen, wo er beynahe umkam. In der Belagerung von Marmande, wo er ein Corps Arquebusiers anführte, wurde er von einer überwiegenden und dreymal stärkern feindlichen Schaar fast übermannt. Der König von Navarra, mit einem bloßen Küraß bedeckt, fliegt zu seiner Hülfe herbey, und verschafft ihm so viel Musse, daß er den angegriffenen Posten behaupten konnte.

(5.) Die Sparsamkeit des jungen Rosni nebst den Kriegsnutzungen, so er in diesem Feldzuge davon getragen, setzte ihn in den Stand, verschiedene Edelleute in seinem Solde zu halten, mit denen er beständig um die Person des Königes blieb. Ob er gleich nur sechszehn Jahre alt war, so richtete er doch seine Haushaltung dermaßen regelmäßig ein, daß er einen Staat führen konnte, welcher über sein Vermögen zu seyn schien. Der König von Navarra bemerkte dieses, und schöpfte von Stunde an eine besondere Hochachtung gegen ihn. Nicht Jedermann ist im Stand, große Charactere aus kleinen Umständen zu errathen. Der König von Navarra that es. Vielleicht sah er bereits

reits in dem jungen Officier den künftigen Miniſter und Surintendanten der Finanzen.

(6.) Der König hatte Cauſe, eine Stadt von Armagnac, überraſcht, und ſprengte mit 15. oder 16. Mann hinein, die ihm am nächſten gefolgt waren. Da man aber ſogleich das Schutzgatter auf der Brücke niederließ, ſo konnte ſein übriges Heer ihm nicht folgen, und mußte auſſer der Stadt bleiben. Indeſſen ward von den Einwohnern die Sturmglocke geläutet, und dieſer kleine Haufen angegriffen. Man hörte an unterſchiedenen Orten rufen: Schießt auf den Scharlachrock und die weiße Feder: es iſt der König von Navarra! Dieſer Prinz ſtürzte mit dem Piſtol in der Hand über einige Rotten her, und jagte ſie auseinander: aber die Anzahl der Feinde verſtärkte ſich, und die Gefahr wurde äußerſt groß. Der König ſtund mit dem Rücken an das Portal einer Kirche gelehnt, und focht ſo lang, bis ſein Kriegsheer Zeit gewann, die Stadtthore aufzuſprengen und ihm zu Hülfe zu kommen. Roſni nahm bey dieſer Gefahr an der Ehre Antheil, ſeinen Herrn beſchützt und ihn für Frankreich erhalten zu haben.

(7.) Vor Mirande ſahn ſich Roſni und ſein junger Vetter Bethune von Feinden umzingelt. Sie fochten lange Zeit ohne eine andere Hoffnung, als ihren Tod zu rächen. Sie waren bereits nicht mehr im Stande, ihre Waffen zu halten, als der König von Navarra noch zu rechter Zeit ihnen Hülfe ſchickte. Vor Nerac ſchlug dieſer Prinz faſt ganz allein eine Schaar Reuter zurück, welche ihn überraſchen wollte. Roſni gieng, dieſem Beyſpiel zu folgen, eben denſelben Tag mit nicht mehr als zwölf bis funzehn Mann, bis an die Spitze der katholiſchen Armee. Der König, ſo es wahrnahm, ſagte zu Bethune: Lauft hin zu euerm Vetter, dem Baron von Roſni, er iſt unbeſonnen, wie ein Maikäfer: bringt ihn her und die andern mit;

sonst werden sie gefangen oder umgebracht. Rosni gehorchte, und der König, der sein Pferd an der Schulter verwundet sah, verwies ihm seine Verwägenheit mit dem Zorne der Freundschaft.

(8.) Die Belagerung von Cahors im Jahre 1580. war so, wie man sie hier abschildert; man hat nichts vergrößert. Rosni wurde von einem großen Steine, der aus einem Fenster geschläudert worden, über den Haufen geworfen. Kurz darauf wurde er an dem linken Schenkel verwundet. In der Stadt selbst währte das Gefecht fünf Tage und Nächte fort, ohne daß Jemand sich getraut hätte, seine Waffen nur auf einen Augenblick abzulegen. Die Soldaten Heinrichs des Vierten, von Blut ganz befeuchtet, konnten sich kaum halten. Zu der Arbeit, der Erschöpfung, dem Gewicht der Waffen, der außerordentlichen Hitze, kamen noch die Wunden, welche ihnen völlig alle Kräfte benahmen, so sie noch übrig hatten. Unterdessen verbreitete sich das Gerücht, daß die Einwohner, welche weit stärker in der Anzahl waren, neue Hülfsvölker bekommen hätten. Die vornehmsten Befehlshaber versammelten sich um den König, und beschwuren ihn, sich hinweg zu begeben. Dieser Prinz wandte sich, so verwundet er war, mit einem lächelnden Gesichte zu ihnen, und sagte ihnen mit einer Stimme voll Entschlossenheit: Es ist dort oben geschrieben, was ich hier bey diesem Vorfalle zu thun habe. Entwiche ich von dieser Stadt, ohne sie meiner Partey gewonnen zu haben, so wäre es so viel, als wenn mein Leben aus diesem Leibe entwiche. Es liegt meiner Ehre allzuviel daran: und man rede mir nichts mehr vor, als von fechten, siegen oder sterben.

(9.) Im Jahre 1580. wurde dem Rosni vor Marmande ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Als er in Nerac mit dem König eingeschlossen war, verrich-

tete

tete er unterſchiedliche äußerſt herzhafte Thaten. Eines Tages ſagte man dem König, Roſni ſey gefangen und verwundet. Sogleich ſchickt er, ungeachtet er voll Zorns war, einige Schaaren aus, um ihn zu befreyen, und verboth ihm, ohne ſeinen Befehl aus der Stadt zu gehn. Nachdem er ſich kurze Zeit darauf von Montſegur Meiſter gemacht, ſo trug er dem Roſni auf, dieſen Platz in Vertheidigungſtand zu ſetzen. Im Jahr 1586. wurde Roſni mit Ehre in verſchiedenen Belagerungen gebraucht. Bey der Belagerung von Fontenai le Comte in Poitou ſtund er der Artillerie vor. Im Jahr 1587. ſchlug er mit ſechs Mann der Feinde Vierzig, und brachte ſie gefangen. Bey der Schlacht zu Coutras trug er ein Großes zum Siege bey, indem er die Artillerie zu rechter Zeit ſpielen ließ, welche damals aus drey Canonen beſtund: denn damals that man mit einer geringen Macht große Dinge. Im Jahr 1589. ſetzt er die Stadt Tours wider den Herzog von Mayenne in Vertheidigungſtand, welcher kam und Heinrich den Dritten darinn belagerte. Bey dem Treffen zu Foſſeuſe, welches ungemein blutig war, ruckte er zu fünfmalen gegen den Feind an; ſein Pferd ward von einer Lanze geſtürzt, und zwey Schwerter ihm in den Händen zerbrochen. Endlich bey der erſten Belagerung von Paris ſah er ſich oft vom Tod umringt. Allein der König von Navarra wachte ſtets, um ihn aus den Gefahren zu reißen, worein ihn ſein Muth ſtürzte. Mir deucht, man nimmt in den Thaten damaliger Zeit einen außerordentlichen Charakter wahr, es ſey nun, daß die Seele Heinrichs des Vierten dieſe Begeiſterung in ſeiner ganzen Armee verbreitete, oder daß es ein Reſt der alten Ritterart geweſen, welche zu damaligen fanatiſchen und unruhigen Zeiten ſich erhalten, und ich weiß nicht was für ein ſtolzes und hohes Weſen mit der natürlichen Grauſamkeit der Religionskriege vermiſcht gehabt.

(10.) Schlacht bey Arques den 20. Sept. 1589. Der Herzog von Mayenne hatte 30,000. Mann, und der König nur 3000.; aber er hielt dafür, man müßte, um der Schwäche seiner Partey wieder aufzuhelfen, einen Streich unternehmen, der Aufsehen machte. Niemals erschien er so heiter und so ruhig. Einige Augenblicke vor der Schlacht, brachte man einen Kriegsgefangenen von Stande zu ihm. Der König gieng ihm entgegen und umarmte ihn lächelnd. Dieser, welcher überall umher schaute, und eine Armee suchte, bezeigte dem König seine Bestürzung, so wenige Soldaten um ihn zu sehn: Ihr seht sie nicht alle, sagte ihm Heinrich der Vierte mit seiner gewöhnlichen Munterkeit: denn ihr zählt hierbey weder GOtt noch meine gerechte Sache, die mir beystehn. Rosni war unten an einem Damme postirt, wo er den Feinden den Weg verbauen sollte. Mayenne brauchte seine größte Gewalt dagegen. Rosni griff mit 200. Pferden 900. Feinde an, und brachte sie zum Weichen. Hierauf wurde er durch vier neue Schwadronen zurückgetrieben, welche sich mit den vorigen vereinigten. Kaum erhielt er eine kleine Hülfe, so schlug er sie zum zweyten male zurück. Kurz, mit seinen wenigen Leuten mußte er bis auf 3000. Pferde abhalten. Damals war es, da der König, nachdem er aus dem Treffen kam, jenes berühmte Schreiben an den Crillon abschickte: Henk dich, braver Crillon, wir haben zu Arques geschlagen und du bist nicht dabey gewesen. Auch sagte er noch vor der Schlacht, er sey ein König ohne Reich, ein Ehemann ohne Frau, und ein Kriegsmann ohne Geld.

(11.) Schlacht bey Ivri den 14. März 1590. Als Heinrich der Vierte im Begriff war, sie zu liefern, so schrieb er an Rosni, er sollte schleunig zu ihm kommen. Dieser konnte, ungeachtet alles Eilens, nicht eher bey ihm anlangen, als anderthalb Stunden vor dem Treffen.

sen. Der König wollte ihm die Stellung beider Heere zeigen: Folgt mir, sprach er, ihr sollt euer Handwerk lernen. Während der Nacht wurden Rosni, da er an der Seite seines Königes stritt, zwey Pferde unter dem Leibe erschossen, und er selbst bekam sieben Wunden. Er fiel in sein Blut und blieb ohnmächtig liegen. Als er lange hernach wieder zu sich kam, so sah er sich ganz allein auf dem Schlachtfeld mit Todten umgeben, entwaffnet und von seinen Bedienten verlassen. Hier glaubte er, die Schlacht wäre verlohren worden, als vier Mann von der feindlichen Armee zu ihm kamen und ihn bathen, sie zu Kriegsgefangenen anzunehmen und ihnen das Leben zu retten. Auf diese Art erfuhr er den Sieg Heinrichs des Vierten. Er ließ sich sogleich nach Rosni tragen, um sich von seinen Wunden heilen zu lassen. Der König befand sich so eben daselbst. Es war ein sonderbarer Anblick, als Sully auf einer Tragbaare liegend, die in der Eile von Baumästen zusammen gemacht worden, von seinen Bedienten umgeben, welche im Triumphe die Bruchstücke seiner Pistolen, seiner Schwerter, die zerrissene Ueberreste seiner Federbüsche daher trugen, von Gefangenen, feindlichen Fahnen, eroberten Waffen und seinen tapfern Soldaten begleitet, welche alle mit den ehrwürdigen Narben und Mälern ihrer Wunden geziert waren, in diesem kriegerischen Pomp zu Rosni anlangte. So weit ihn Heinrich entdecken konnte, lief er ihm entgegen, und redte mit ihm mehr, als ein Freund, denn als ein König, wobey er sich über desselben Zustand höchstbekümmert erwies. Rosni dankte dem König und sagte: er schätzte sich glücklich, für einen so guten Herrn gelitten zu haben. Hierauf gab Heinrich zur Antwort: braver Kriegsmann und tapferer Ritter, ich hatte jederzeit eine gute Meynung von eurem Muth nnd große Hoffnung von eurer Tugend geschöpft: aber eure ruhmwürdige Thaten, und eure bescheidene Rede haben meine

Erwar-

Erwartung übertroffen . . . Deswegen will ich euch hier im Beyseyn dieser Prinzen, Hauptleute und großen Ritter mit beiden Armen umfassen. Er warf sich ihm hierauf um den Hals und umfing ihn auf das zärtlichste. Er sagte ihm noch mehr rührende Dinge, und als er von ihm schied, so rief er: Lebt wohl, mein Freund, geneset bald und seyd versichert, daß ihr in der That einen guten Herrn habt.

(12.) Im Jahre 1591. nahm Rosni Gisors vermittelst eines geheimen Verständnißes ein. Während der Belagerung von Chartres, ward er bey dem Ausgang eines Gehölzes beynahe durch eine Schaar Reuter, die auf ihn schossen, ermordet. Er war von seinen Wunden noch nicht geheilt, als er einen Anschlag faßte, Mayennen in die Stadt Mante zu locken. Schon kam dieses Haupt der Ligue herbey, und stund in dem Wahne, als ob er in der Stadt die beßten Verständniße hätte: Rosni hatte alle Anstalten gemacht, ihn zu fangen, und ließ es dem König zu wissen thun. Dieser Prinz, der überall gern war, wo es Gefahren und Schlachten gab, kömmt schleunig in die Stadt mit 40. Mann begleitet. Rosni hört es, lauft ihm entgegen, und sagt ihm mit einem unwilligen Gesicht: Bey GOtt, Sire, Sie haben da einen schönen Kriegsstreich gespielt: er wird uns den Dienst vereiteln, den wir Ihnen haben leisten wollen. Haben Sie nicht genug Ehre und Ruhm in so vielen Gefechten und Schlachten erworben, daß Sie da noch den Dragoner vorstellen wollen. Der Unwillen des Rosni war gegründet; der Feind erfuhr die Ankunft des Königes, und wich zurück.

(13.) Belagerung von Rouen im Jahre 1591. und 1592. Rosni und der Marschall von Biron waren nicht einstimmig, wo man den Platz angreifen sollte. Biron wollte haben, man sollte zuerst die Burg bestürmen,

men, und Rosni hielt für gut, sich an die Stadt zu wagen, nach dem Sprichworte, das er immer im Munde führte: Ist die Stadt erobert, so muß sich die Burg ergeben. Des Marschalls Gutachten erhielt die Oberhand. Rosni konnte eben so wenig durchdringen, als er bey der Artillerie um einen Posten warb. Vermuthlich ward man über seine Talente eifersüchtig, und man machte, daß er eine abschlägliche Antwort bekam. Doch er begleitete Heinrichen in allen Gefahren. In einer sehr kalten Nacht des Decembermonaths wurde er bey dem Angriff eines Laufgrabens zweymal über den Haufen geworfen, und seine Rüstung und Gewehr in Stücken geschlagen. Heinrich, der überall ungestüm und heftig war, hatte sich in diesem Gefecht so weit gewagt, daß man an seinem Leben verzweifelte. Den andern Tag kam Rosni und trug ihm die gemeine Klage der ganzen Armee vor. Der König unterbrach ihn mit diesen Worten: Mein lieber Freund, ich kann nicht anders handeln: ich fechte für meine Ehre und meine Krone; mein Leben und alles andere ist in Vergleichung damit für nichts zu achten.

(14.) Alexander Farnese, Herzog von Parma, einer der größten Kriegshelden, so Europa hervorgebracht, diente mit seinem Genie der ehrsüchtigen Politik des zweyten Philipps. Er bekämpfte in den Niederlanden Völker, die er als Rebellen betrachtete, und in Frankreich kam er Rebellionen zu unterstützen. Dergleichen Widersprüche sind in der Aufführung der Menschen sehr gewöhnlich. Heinrich der Vierte, welcher damals die Stadt Rouen belagerte, überließ die Einrichtung dieser Kriegsarbeit dem Marschall Biron, und gieng mit einer kleinen Anzahl von Kriegsschaaren, den Herzog von Parma aufzusuchen. Er bediente sich nur dieser Vorsicht, daß er 30. Mann beorderte, welche ihn bey keinerley Gelegenheit verlassen, sondern ihm stets zur Seite seyn sollten. Man begreift leichtlich, daß Rosni an der Gunst eines so ehrenvollen und gefährlichen Amtes

tes Theil hatte. Heinrich begegnete bey der Anhöhe von Aumale dem feindlichen Heere, und unterstund sich mit hundert Pferden allein demselben unter Augen zu gehn. Alle Häupter waren über die Gefahr beängstiget, worein er sich begeben wollte: aber Niemand erkühnte sich, zu reden. Rosni, kühner als andere, führte die Rede. So reden Leute, sprach Heinrich, die sich fürchten: Von Euch hätte ich dergleichen nicht erwartet. Rosni, über diesen Verweis aufgebracht, antwortete: Ja, Sire, Wir fürchten uns, aber nur Ihrentwegen. Wollen Sie sich nur wegbegeben, und uns befehlen, in diesen Wald von Spießen und Schwertern Ihnen zum Dienste einzudringen und darin zu sterben, so werden Sie sehn, daß wir unsers Lebens wegen keine Furcht tragen. Diese Rede rührte den König, aber veränderte seinen Entschluß nicht. Man weis, nachdem er sechszig Mann von seinen hundert Begleitern verlohren, so zog er sich auf das Schönste zurück, und wußte mit vierzig Mann zu Roß einem geschickten Gegner, der an der Spitze eines Heeres von 30,000. Mann stund, solchen Einhalt zu thun, daß er ihn nichts anzuhaben vermochte. Dieser Vorgang machte großes Aufsehen. Der Herzog von Parma bewunderte ihn. Die Königinn Elisabeth schrieb an Heinrich den Vierten und bath ihn, sein kostbares Leben mehr zu schonen, und Mornay schrieb an ihn jenen so berühmten Brief, worin er sagt: Sire, Sie haben sich sattsam als einen Alexander erwiesen: es ist Zeit, es ist Zeit, daß Sie auch ein Auguſt werden. Uns kömmt es zu, für Sie zu sterben, und dieses ist unser Ruhm, Ihnen aber, Sire, für Frankreich zu leben, und darf ich es sagen, so ist es Ihre Pflicht.

(15.) Man vergrößert nichts, wenn man sagt, daß Sully der geschickteste Mann seiner Zeit gewesen, um Festungen anzugreifen und zu vertheidigen. Im Angriffe bey Belagerungen der Plätze seine Linien wohl an-

anlegen; sie zu rechter Zeit abkürzen oder ausdehnen; ihnen weiter keinen, als den nothwendigen Raum geben; durch Posten ihre verschiedenen Theile schützen; zwischen ihnen eine sichere und schleunige Communication unterhalten; die Vortheile oder Hindernisse einsehen, welche uns ein niedriger oder erhöhter, trockener oder morastiger, schwer oder leicht durchdringbarer Boden darbeuth; die günstigsten Oerter und Augenblicke wählen, um die Laufgräben zu eröffnen; die rechte Weite der Batterien bezeichnen; die Art ihrer Richtung immer vollkommener machen; dem Geschütz die vortheilhafteste Beugung geben, damit seine Streiche den möglichsten Grad der Stärke, der Richtigkeit und Geschwindigkeit bekommen; zur Anfüllung der Minen die Größe des Widerstandes und die Eigenschaft des Pulvers ausrechnen; allezeit die gehörige Verhältniße zu der Wirkung, so man haben will, ausfinden; sich der bereits eroberten Werke bedienen, um den andern mit desto besserm Erfolge zuzusetzen; kurz, seine Angriffe nach den verschiedenen Kriegsbauarten der Plätze vervielfältigen und von den Regeln selbst lernen, wie man von ihnen abweichen müsse, wenn die Regeln von den mächtigern Gesetzen des Ortes, der Zeit und Witterung überwältigt werden: Bey Vertheidigung der Plätze, des Feindes Batterien durch entgegen gesetzte Batterien umwerfen; seine Arbeiten vernichten oder wider ihn selbst kehren; aus seinen ersten Werken alle andere beurtheilen, die er im Sinne hat; aus ihrem Fortgange den Augenblick zum Angriffe schließen; die verstellten Angriffe von den wahren unterscheiden; in den Ausfällen eine thätige Kraft und kluge Lebhaftigkeit beweisen; ein jedes fußbreit Erdreich verfechten, so gut als die ganze Festung; die Belagerung durch stets neue Hindernisse erschweren; überall den Belagerern auf dem Nacken seyn, in den Laufgräben, bey den Breschen, ja in dem Eingeweide der Erde selbst; den Tod aller Orten den Tod entgegen stellen, und sich mit Ruinen selbst bewaffnen; kurz,

die

die unvermutheten Zufälle und jedes Ohngefähr, welches oft mehr thut, als alles Geschütz, alle Minen und Bomben, weislich ausspähen: Das, das waren die Grundsätze und die Kunst eines Sully. Hier ist anzumerken, daß zu der Zeit, da er lebte, die Kriegskunst ihm weniger Unterricht zur Vertheidigung, als zur Belagerung der festen Plätze, an die Hand gab. Die Kunst zu belagern gewann durch die Erfindung des Pulvers plötzlich eine überwiegende Stärke, da hingegen die Kunst, Festungen zu vertheidigen, erst nach und nach und nur stufenweise zu ihrer Vollkommenheit gestiegen ist. Das Geschütz donnerte auf die Wälle mit einer schrecklichen Wirksamkeit, und man wußte noch nicht, daß der stärkste Widerstand in der genauen Verbindung der parallel- perpendicular- und schiefen Linien bestund, welche schwach sind, so lang sie abgesondert stehen, aber ihre Fehler verlieren, wenn sie sich vereinigen und sich wechselsweise auf einander beziehn. Man wußte noch nichts von der Kunst, sich vor den Bomben zu beschützen, denen heute zu Tage die Batterien selbst allezeit blos gestellt sind. Die Mine endlich, als die dritte und schrecklichste Art des Angriffes, welche alles erschüttert, umwirft und aus der Wurzel reißt, that bereits großen Schaden, und die Kunst, sie mit Gegenminen zu vereiteln, war noch unbekannt: diese Kunst, welche, wie man sagt, noch itzo unvollkommen ist, aber die Plätze unüberwindlich machen könnte, wenn sie zu mehrerer Vollkommenheit gebracht würde. Sully ersetzte durch Verständniße und Thätigkeit, was von Seiten der Kunst und der Kenntniße fehlte.

(16.) Belagerung von Dreux im Jahre 1593. Man mußte sich eines Thurms bemeistern, welcher dem Geschütz Hohn both. Rosni versprach dem Könige, solche zu erobern. Seine Feinde fanden diese Verheißung lächerlich. Der König selbst zweifelte an dem Erfolg. Allein Rosni gelang es, in sechs Tagen ver-

vermittelst der Minen und Untergrabung seinen Zweck zu erreichen. Belagerung von Laon im Jahr 1594. Rosni hatte die Aufsicht über eine Batterie von sechs Kanonen. Belagerung von Fere im J. 1596. Diese währte sechs Monathe. Durch die Wachsamkeit und Sorgfalt unsers Rosni fehlte der Armee nichts. Belagerung von Amiens im Jahre 1597. Man weis, wie diese Stadt von den Spaniern überrumpelt worden. Während daß der ganze Hof darüber bestürzt war, beschäftigte sich Rosni mit den Mitteln, Geld und Volk zu überkommen. Bald sah sich der König im Stande, zur Belagerung dieses Platzes zu schreiten. Rosni theilte sich in die Sorgen, die königliche Einkünfte zu erheben, und solche für die Armee anzuwenden. Der Ueberfluß war damals so groß, daß man sagte, Heinrich habe ganz Paris vor Amiens hingebracht. Dieses war die erste Armee, die ein eingerichtetes Hospital hatte, worin die Verwundeten und Kranken solche Hülfe erhielten, dergleichen man noch nie erfahren. Rosni reiste jeden Monath einmal zur Armee. Seine alte Begierde zum Kriege entzündete sich wieder mehr, als jemals. Eines Tages gab ihm der König einen harten Verweis, daß er sich in Gefahr gewagt, und verboth ihm, sich auf einem mißlichen Posten einzufinden. Dergleichen Verbothe machen dem König, der sie thut, und dem Unterthanen, der sie bekömmt, gleiche Ehre.

(17.) Im Jahre 1600. entspann sich der Krieg mit dem Herzog von Savoien wegen der Markgrafschaft Saluzzo. Dieser Prinz war das Jahr zuvor nach Paris gekommen, um selbst wegen seiner Sache zu negociiren. Als er im Arsenal war, wo er mit dem König speisen sollte, bekam er ein Verlangen, die Magazine zu besehen. Rosni führte ihn in die Werkstätten, wo man unzählige Vorbereitungen zur Artillerie machte. Der Herzog erstaunte und fragte ihn: was er mit so vielen Kanonen vornehmen wollte? Montmelian einnehmen, sprach Sully lächlend. Der Herzog, so ein we-

nig darüber betroffen ward, machte endlich einen Spaß aus der Sache. Montmelian wurde für den festesten Platz von Europa gehalten. Sobald der Krieg erklärt war, rieth Sully dem König, solches zu belagern. Allein Niemand stimmte mit ihm ein. Um Heinrichen entschlüssig zu machen, belagerte Sully Charbonnieres, einen beynahe eben so festen Platz, der auf einem unwegsamen Felsen lag. Er stund unglaubliche Arbeiten dabey aus. Endlich nach etlichen Tagen von Mühe und Quaal versprach er dem König den folgenden Tag ihn zum Meister davon zu machen. Seine Feinde thaten alles, um es dahin zu bringen, daß es ihm mislänge. Während daß er sein Leben wagte, beschäftigten sich die Höflinge, seine Unternehmungen zu tadeln und zu verspotten. Einer von ihnen sagte überlaut: Wenn er in dem Ort wäre, so wollte er es schon machen, daß man ihn nicht kriegen sollte. Sully wurde endlich durch ihre Reden aufgebracht und rief: Wenn ich euch nicht heute alle henken lasse, so will ich ein Geck seyn. In der That ergab sich der Ort noch selbigen Tag. Ungeachtet dieses glücklichen Erfolges hatte Sully doch Mühe, ehe er die Erlaubniß erhielt, Montmelian einzunehmen. In dem Kriegsrath fanden sich Leute, welche sich vor dem Glück und den Thaten unsers Sully eben so sehr fürchteten, als vor dem Herzog von Savoien. Sein Eifer siegte endlich über den Neid. Montmelian ward belagert, und Sully fing an zu beweisen, daß vor einer guten Artillerie keine Festung mehr unüberwindlich bleibt.

(18.) Sully war im Negociiren eben so vortreflich, als im Kriegen. Seit seinem 23sten Jahre hatte er die Kunst studirt, die Gemüther zu lenken und die Menschen zu erkennen. Im Jahre 1583. da die Ligue begann, hatte ihn der König von Navarra an den Hof gesandt, um alle dessen Bewegungen zu beobachten. Er hatte hier eine Katharine von Medicis gesehn, welche sich anstellte, als ob sie mit nichts, als Lustbarkeiten beschäftigt wäre, da

sie

ſie doch den Thron untergrub; die Guiſen, welche ſo, wie Anfangs alle Tyrannen thun, dem Volke liebkoſeten, um den König zu erdrücken; die gebietheriſchen und gierigen Lieblinge, welche mit unbeſonnenen Händen die hochmüthige Seele der Guiſen in die äußerſten Verirrungen fort ſtießen; einen König, der Anfangs aus Unempfindlichkeit die Ligue duldete, aus Schwachheit autoriſirte, und bald hierauf gegen ſie ſich wehrte, nachdem er ſich in ihren Stricken verwickelt hatte. Sully, welcher auf alles, was um ihn her geſchah, aufmerkſam war, gab ſeinem König die genaueſte Nachricht von allem. Im Jahre 1585. that er in eben dieſer Abſicht eine Reiſe nach Paris. Heinrich der Dritte hatte ſich zum Haupt dieſer Ligue erklärt, welche ihn vom Thron zu ſtürzen trachtete. Sully wandte ſich bey dieſer Gelegenheit an alle rechtſchaffene Franzoſen, welche den Staat noch lieb hatten. Endlich im Jahre 1588. nach dem die Barricaden, dieſes ſeltſame Denkmaal der Verwägenheit von Seiten der Unterthanen, und der Schwachheit von Seiten eines Königes, vorgefallen waren; folgte er auf Befehl ſeines Herrn dem Grafen von Soiſſons, um ſeine Schritte auszuſpähen und das neue Syſtem zu beobachten, dem der Hof folgen würde. Zweifelsohne hatte Sully bey dieſen ſo verſchiedenen Umſtänden ſich dieſe ausnehmende Kenntniß der Menſchen erworben, die er hierauf überall von ſich blicken ließ. Um ſie wirklich recht zu erkennen, muß man ſie nicht zu ruhigen Zeiten ausſtudiren, wenn alle ihre Leidenſchaften eingeſchlafen ſind. Eine betrügeriſche und einförmige Maske bedeckt alsdenn alle Geſichter. In gewittervollen Zeiten, bey der Ebbe und Flut großer Vortheile und Abſichten, unter dem Kampfe der Parteyen, und in der Gährung der Laſter und Verbrechen, muß man ſie ſehn. Da, da enthüllen ſich die Seelen; da werden die Leidenſchaften rege; da ſind die Menſchen, wie ſie ſind. In dieſen Augenblicken der Unruhe hat die kühne, regelloſe und gewaltige Natur einen großen Charakter, und ihre Züge ſind alle ſtärker ausgedrückt. Hier

war die Schule unſers Sully. Wer übrigens ſeine Memoires geleſen hat, der weis, daß er alle durchdringende Einſicht und alles das kalte Geblüt beſeſſen, deſſen man bedarf, um die Menſchen recht zu beobachten und zu beurtheilen.

(19.) Im Jahre 1586. hatte Sully bereits einen Vertrag zwiſchen beiden Königen entworfen: allein die Unentſchloſſenheit, dieſer Fehler aller ſchwachen Seelen, riß Heinrich den Dritten bald auf die Gegenſeite, und die Unterhandlung blieb fruchtlos. Im Jahre 1589. nach der Ermordung der Guiſen, und nachdem Heinrich der Dritte ſich vergebens bemüht, den Herzog von Mayenne zu beſänftigen, welcher ſeinen König nicht einmal ſeiner Verzeyhung würdigen wollte, fühlte er weniger Abneigung, ſich mit dem König von Navarra zu verbinden. Sully führte dieſe Unterhandlung nicht mit der ſtolzen feyerlichen Langſamkeit der meiſten Bevollmächtigten, ſondern mit der Behendigkeit eines Menſchen, welcher Frankreich retten wollte. Die vielen Reiſen, ſo er dieſerwegen that, ohne einige Ruhe zu genießen, ſtürzten ihn endlich in eine gefährliche Krankheit. Der Philoſoph Mornay hatte die Geſchicklichkeit, ſich des Zuſtandes unſers Sully zu bedienen, um den Ruhm und die Belohnung des zu Stand gebrachten Vertrages davon zu tragen.

(20.) Brancars Villars, Admiral von Frankreich, Statthalter der Ligue zu Rouen, war einer der hochachtungwürdigſten Männer ſeiner Zeit. Er war brav, uneigennützig, voll Kühnheit, der Verſtellung unfähig, aller Liſt auffätzig, aber hitzig, und hatte übrigens verſchiedene ähnliche Züge von Heinrich dem Vierten. Er ſchätzte den König hoch, und ward von ihm nicht weniger geachtet. Sully negocirte im Jahre 1594. mit ihm, um ihn von der Ligue abzubringen. Dieſe Unterhandlung war erſtlich geheim, hernach wurde ſie durch Ränke unterbrochen. Kurz, als alles ſollte geſchloſſen werden,

den, so überredte man Villars, daß Sully das Project gemacht hätte, sich seiner Person zu bemeistern und ihn zu ermorden. Villars empfand, da er dieses vernahm, alle Wuth, welche eine Verrätherey einer stolzen und aufs strengeste redlichen Seele eingeben mußte. Er riß dem Sully den Vertrag aus den Händen, zerriß ihn in tausend Stücke, und warf ihn ins Feuer. Die Mäßigkeit des Einen besänftigte die Hitze und Entrüstung des andern. Alles wurde ins Licht gesetzt. Villars ließ den Urheber des Betruges henken, und unterzeichnete den Vertrag. Sully hatte die Ehre, seinem König zu gleicher Zeit einen wichtigen Platz, einen tapfern Kriegshelden und einen treuen Unterthanen zu geben.

(21.) Eben das Jahr schloß Sully einen Vertrag im Namen des Königs mit dem Herzog von Guise. Es war der Sohn dessen, der zu Blois entleibt worden. Er hatte weder die Talente, und Laster, noch den unglücklichen Ruf seines Vaters. Man könnte ihn vielleicht mit dem Sohn Cromwels, Richarden, vergleichen. Beide, Söhne eines Vaters, der einen mächtigen Staat erschüttert und beherrscht hatte, starben als unberühmte Unterthanen in einem Lande, dessen Herren sie zu werden gedachten.

(22.) Man sollte nicht glauben, was Heinrich der Vierte für Cabalen selbst unter seinem Anhang zu dämpfen hatte. Die Schwärmerey und der Hochmuth verrückten alle Köpfe. Wenn Sully nicht focht, so negocirte er. Im Jahre 1594. verläßt er die Belagerung von Laon, um nach Paris zu eilen, und die Gährung der Gemüther zu stillen, welche durch die Sache der Jesuiten aufgebracht waren. Wenige Zeit hernach schickt ihn Heinrich zum Herzog von Bouillon, um solchen in seiner Schuldigkeit zu erhalten, und die Verschwörungen zu beobachten, so zu Sedan angefangen wurden. Im Jahre 1595. geht er nach Rouen, und vernichtete die Anschläge des Herzogs von Montpensier.

Im Jahre 1597. wird ihm aufgetragen, an die Häupter der Protestanten zu schreiben, welche in währender Belagerung von Amiens den König zu beunruhigen suchten, um neue Privilegien zu erzwingen. Im Jahre 1598. geht er nach Bretagne, welches sich noch nicht von den Stößen des bürgerlichen Krieges erhohlt hatte, und hält die Versammlung der Landstände von Rennes, um die Erhebung der versprochenen Summen zu beschleunigen. Im Jahre 1603. thut er eine Reise in Poitou, zerstreut die Rotten, und bringt seinem Könige das Herz der Protestanten wieder. Im Jahr 1606. hintertreibt er die Anschläge der Calvinisten, welche auf eine Nationalkirchenversammlung trieben; er versöhnt zu Rochelle die Geistlichkeit mit den entzweyten Protestanten. Im J. 1614. bemüht er sich auf Befehl der Regierung, den Unruhen, so die Prinzen und die Großen des Reiches erregten, zuvorzukommen oder sie zu dämpfen. Man ist ihm die Gerechtigkeit schuldig, daß seine Geschicklichkeit zu nichts andern jemals diente, als zum Wohl des Staates. Seine Politik hatte nichts gekünsteltes; sie war gewandsam, ohne falsch zu seyn, und tugendhaft ohne Strenge: es war die Politik eines ehrlichen Mannes, der allezeit die Wahrheit sagt, und der gnug geachtet wurde, sie glaubwürdig zu machen.

(23.) Die vornehmste Versammlung des protestantischen Corps war zu Chatelleraut im Jahre 1605. Sully wurde von dem König ernennt, darin den Vorsitz zu nehmen. Niemals gab ihm sein Herr ein größers Merkmaal seines Zutrauens; und wenn man bedenkt, daß er ein Protestant war, so wird man sehn, daß er sich niemals in kitzlichern Umständen gesehn. Der Plan seiner Aufführung, den er sich gemacht hatte, war dieser, weder seine Religion noch seinen Prinzen zu hintergehn, und zu gleicher Zeit die Pflichten eines eifrigen Protestanten und treuen Unterthanen zu erfüllen. Er hielt immer die Mittelstraße zwischen diesen zwo Linien,

nien, ohne davon abzuweichen. Daher spielte er auch in dieser ganzen Zusammenkunft die Rolle eines Weisen: da hingegen Mornay, mit seinem blinden und ungestümmen Eifer, nichts als ein Enthusiast zu seyn schien, welcher Schwärmer bewaffnen wollte. Sully stand noch zwoen solchen Versammlungen vor, der einen zu Rochelle im J. 1607., der andern zu Gergeau im J. 1608. In beiden war er dem Staate und dem König nicht minder nützlich.

(24.) Sully pflegt mit den Schweizern im J. 1586. Unterhandlung, und erhält von ihnen die Verheißung von 20,000. Mann für seinen Herrn. Im J. 1599. bringt er die Vermählung des Königs mit Marien von Medicis zu Stande. Im J. 1600. schließt er einen Vertrag mit dem Cardinal Aldobrandino, dem päbstlichen Legaten und Mittler des Herzogs von Savoien. Im Jahre 1604. schlichtet er einen Streit, so der König mit dem Pabst wegen des Eigenthums der Brücke zu Avignon hatte, zum Vortheile seines Gebiethers. Aber bey seiner Gesandtschaft in England bewies er vorzüglich seine großen Talente. Schon im Jahre 1601. hatte ihn Heinrich der Vierte nach Douvres geschickt, wo er eine geheime Unterredung mit Elisabethen, wegen der Mittel, das österreichische Haus zu demüthigen, pflegen mußte. Diese protestantische Königinn, gegen eine Macht die sie vom Throne zu stürzen gedacht, unversöhnlich und von den großen Ideen des Gleichgewichts von Europa bereits eingenommen, war aus Hochachtung, aus Bewunderung und ihres Vortheils wegen die Bundsgenossinn und Freundinn Heinrichs des Vierten, und Beide warteten nur auf Gelegenheit ihre weiten Absichten zu vollstrecken: allein sie starb im Jahre 1663. Heinrich begriff, was der Tod einer solchen Frau für einen Einfluß in die Geschäfte von Europa haben könnte. Er besorgte mit Recht, der neue König von England möchte nicht so geneigt seyn, in seine Absichten zu tre-

ten, wie sie. Er schickte ihm deswegen seinen Sully, unter dem Titel eines außerordentlichen Bothschafters, um ihn auf seiner Seite zu behalten, und England gegen Oesterreich zu bewaffnen. Man muß die Details dieser Negociation in seinen Memoires selbst lesen. Man wird darin den Tiefsinn eines Politikers, die Beredtsamkeit eines Staatsmannes, die Thätigkeit des Geistes, welche fast immer glückliche Erfolge wirkt, und die Scharfsichtigkeit sehen, welche mitten unter den Verwirrungen die Objecte entdeckt, und sowohl den großen Negociateur, als den großen Feldherrn verräth. Man wird besonders darin die Gewalt bemerken, so ein Mann von Genie über schwache Gemüther und Seelen von kleinen Leidenschaften gewinnt.

(30). Franz von O der unter Heinrich dem Dritten und zu Anfang der Regierung Heinrichs des Vierten Surintendant der Finanzen war, besaß alles, was nöthig war, um ihn von dieser Würde auszuschließen. Er war ein Verschwender, träg, dem Spiel ergeben, mit nichts als seinem Vergnügen beschäftigt; er suchte eine eitele Ehre in unmäßigen und unsinnigen Ausgaben, versagte sich nichts, und dem König mangelte alles. Dieser Mensch stund den Finanzen vor. Er starb im Jahre 1694., hinterließ für mehr als vier Millionen eigene Güter, und der Staat war 810. Millionen unserer Münze schuldig. Nach seinem Tod wurde die Surintendantenstelle aufgehoben, und der König errichtete einen Finanzrath, der aus acht Personen bestund. Sully billigte diese Staatsverfassung nicht sehr: weil es weit schwerer ist, acht tugendhafte Menschen zu finden, als einen. Seine Meynung ward in kurzem gerechtfertiget. Die acht Räthe waren nichts anders, als acht privilegirte Blutigel. Die Verprassungen und Raubereyen giengen weiter, als jemals. Als der König in dem Kriege wider die Spanier Geld brauchte, um Arras zu belagern, so foderte er von ihnen 800,000. Thaler, gleich einem Menschen, der

der Brodt bedarf und von einem reichen Mann heiſcht: allein er konnte niemals etwas bekommen. Er ſchrieb an Sully: ich bin nahe bey den Feinden, und habe faſt kein Pferd, auf dem ich mich ins Gefecht wagen darf; meine Hemder ſind zerriſſen, meine Röcke an dem Ellbogen durchlöchert, und ſeit zween Tagen lade ich mich zu Gaſt, weil meine Leute meine Tafel nicht mehr verſehen können. Unterdeſſen hielten die acht Räthe zu Paris herrliche Tafeln, und ihre Schwelgerey both dem allgemeinen Elend Hohn. Es iſt nicht unnützlich, dergleichen Vorfälle zu wiederholen, um zu zeigen, wieweit die Verwägenheit der Rauberey in einem Staate gehen kann, der ſeit langer Zeit übel verwaltet worden.

(26.) Das erſte, was Sully unternahm, war, daß er im Jahr 1596. die vornehmſten Generalitäten des Königreiches durchreiſte und in die übrigen vertraute Leute ſandte, um deren Stärke und Einkünfte zu ſehn. Seine Aufmerkſamkeit erſtreckte ſich auf alles: er unterſuchte den Himmelsſtrich, die verſchiedenen Arten des Bodens, des Anbaues, der Landeserzeugungen, die wirklichen und vermeinten Unwerthe, ihre vorübergehenden oder beharrenden Urſachen, das Verhältniß zwiſchen den Koſten und Ausgaben, die Beſchaffenheit und den gemeinen Preiß der Landeswaaren, ob der Verſchluß leicht oder nicht ſey, die Anzahl der Einwohner, ihren Charakter, den Werth eines jeden Menſchen in den verſchiedenen Gegenden, die Vortheile der Städte, den Nutzen der Manufacturen, den Umfang und die Eigenſchaften der Handlung. Er beobachtete auf dem Orte ſelbſt, was jede Provinz zahlte, die Natur der Auflagen, deren Quelle am weiteſten und geſchwindeſten, die Erhebung am wenigſten koſtbar und am einträglichſten war, die ſich am beßten für den Himmelsſtrich, den Boden, den Fleiß der Bewohner ſchickten, oder welche dem Volk weit mehr zur Laſt, als dem Staate nützlich waren. Er berech-

nete überall die Summe der Reichthümer: er studirte, was eine Provinz empfängt und giebt, wie das Geld ein- und wo es hinaus geht, welches die offenen und verstopften Kanäle, und welches diejenigen Provinzen sind, denen die Hauptstadt die von ihnen empfangenen Säfte nicht wieder zuschickt, und in denen die glückliche Gemeinschaft zwischen Haupt und Gliedern gehemmt ist, woraus der Staatskörper besteht. In allen diesen Objecten traute Sully nur sich selbst; denn man muß Augen haben, wenn man sehen will Es ist bekannt, daß der Herzog von Burgund in einer erleuchtetern Zeit nicht einmal durch die Intendanten selbst eine richtige Kenntniß der Provinzen erhalten konnte.

(27.) Sobald die Glieder des Rathes erfuhren, daß Sully die Besichtigung der Provinzen vornehmen sollte, so sparten sie nichts, um ihn daran zu verhindern. Die Sache war allzunützlich, als daß sie nicht davor hätten erschrecken sollen Sie nahmen ihre Zuflucht zu allem. Die Generaleinnehmer, Schatzmeister, Controleurs, Rechnungsbedienten, und die geringsten Schreiber wurden gestimmt. Die einen entfernten sich und ließen ihre Schreibstuben geschlossen zurück, die andern wiesen Befehle vor, worin ihnen verbothen ward, ihre Register und Etats Jemanden sehn zu lassen. Zu gleicher Zeit streute man in den Provinzen die verhaßtesten Gerichte wider Sully aus: man machte sich seine Abwesenheit zu nutze, um ihn bey dem König anzuschwärzen: man beschuldigte ihn der Unwissenheit, der Härte, und Unbesonnenheit; man malte ihn als einen Tyrannen ab, welcher dem Volke das Blut aussaugen und der Gewalt des Königes misbrauchen würde, um ihn bey seinen Unterthanen verhaßt zu machen. Endlich machte das allgemeine Geschrey einen Eindruck bey dem König. Sully bekam Befehl, zurück zukommen, und Heinrich der Vierte, der sonst nach der geringsten Abwesenheit ihn auf das

zärt-

zärtlichſte zu umarmen plag, empfieng ihn ganz kaltſinnig. Sully erkannte itzo die Gefahr, ſeinem Herrn in der Ferne zu dienen. Er mußte ſich wider die grauſamſten Verleumdungen rechtfertigen: und dieſes war ihm auch ein Leichtes: allein er mußte auch dem künftigen Verdachte zuvor kommen. Fünfmal hundert tauſend Thaler, ſo er in ſeinen Reiſen geſammlet, und die ſonſt dem König entgangen wären, wurden in dem königl. Schatze niedergelegt. Er brauchte hierbey alle Vorſicht, damit nichts von dieſer Summe verſchläudert würde, und man merkte bald, wie nöthig dergleichen Vorſicht geweſen. Sanci, einer vom Rath, der eigenmächtigſte Menſch von der Welt, ließ dem Sully auf eine deſpotiſche Art 90,000. Thaler zur Bezahlung der Schweizer abfodern. Sully wußte, daß man nur das Drittheil dieſer Summe ſchuldig war. Er gab alſo eine abſchlägige Antwort. Dieſe erregte in Gegenwart des Königes einen lebhaften Streit zwiſchen Sully und Sancy. Kurz darauf erlappte er die Räthe wieder, da ſie 20,000. Thaler dem königlichen Schatze entwenden wollten. Zum Glücke hatte er Beweisthümer in Händen, die ſie ſchamroth machten, und in dem Augenblicke, da ſie die Vertragung dieſer Summe ihm beymeſſen wollten, überwies er ſie vor dem Antlitz des Königes dieſer unerlaubten Plünderung. Das war ein Verſuch der Widerſprüche und Anſchwärzungen, die Sully zu Anfang ſeines Miniſteramts ausſtehn mußte. Solche umſtändliche Erzählungen von der menſchlichen Bosheit, dörfen keinem Zeitalter gleichgültig ſeyn. Man verwundert ſich oft, daß in den Staaten ſo wenig Gutes gethan wird: der Philoſoph, welcher die Hinderniſſe erwägt, muß ſich vielleicht mehr verwundern, daß es noch Menſchen giebt, die das Herz haben, Gutes zu thun.

(28.) Im Jahre 1589. erſchienen alle dieſe Erklärungen, welche den König zum Eigenthumsherrn ſeiner Einkünfte machten, und das Volk vor den Erpreſſun-

pressungen der mächtigen Unterthanen in Sicherheit stelleten. Das sonderbarste hierbey war, das diese Plünderer des Volkes sich mit der äußersten Frechheit noch beklagten, als ob man ihnen ein rechtmäßiges Gut entwändte: so sehr haben sich einige Menschen angewöhnt, die Ungerechtigkeit für ihr Befugniß anzusehn. Der Herzog von Epernon machte sich durch dergleichen Gewaltthätigkeiten eine jährliche Einkunft von 400,000. Franken unseres Geldes. Er bekam Nachricht von dem Tage, da diese Erklärung kund gemacht werden sollte, welche ihm alle Plünderung und Erpressung verboth. Er gieng in den Rath mit dem festen Entschlusse, solches zu hintertreiben. Hier brachte er an statt der Gründe lauter Scheltworte vor, und sein natürlicher Uebermuth, durch die freymüthigen Antworten eines Sully noch mehr gereizt, unterstund sich, in Drohungen auszubrechen. Sully begegnete der Frechheit und Beleidigung mit aller Standhaftigkeit eines Mannes, der nichts zu fürchten gewohnt ist: Beide griffen nach dem Degen, und würden vielleicht den Saal der Rathsversammlung mit Blute befleckt haben, wo man sich nicht haufenweise zwischen beide gestellt hätte. Als der König von diesem Hader benachrichtiget ward, so lobte er ungemein den unerschrockenen Eifer seines Sully, und schrieb ihm unter andern mit eigener Hand: er wollte sein Secundant gegen den Epernon seyn.

(29.) Unter dem Ministeramt des Sully waren drey Justizkammern aufgerichtet worden, um wider die Finanzbedienten zu verfahren, welche in ihrem Amte übel gewirthschaftet hatten, die eine im Jahre 1601., die andere 1604. und die dritte 1609. Diese letzte wurde wider das Gutachten des Sully angeordnet. Er hatte durch die zwo ersten die Erfahrung erlangt, daß die vornehmsten Verbrecher allezeit entkommen. Inzwischen zog man doch einigen Vortheil aus diesen Verfolgungen: die Gesetze schienen allmälig

etwas

etwas zu seyn; die Idee der Sitten erwachte; das Volk ward gewahr, daß die Herrschaft sich mit ihm beschäftigte; der Adel lernte, daß er das Gold nicht mit der Ehre vermengen sollte, und die Nation fing an zu vermuthen, daß die ehrliche Armuth auch etwas gelte. Übrigens ist Sully in seinen Memoiren der Meynung, man sollte diese Justizkammern, als unnütze Mittel völlig aufheben: denn sie geben meistens Anlaß zu einem schändlichen Handel zwischen denen, welche Schutz nöthig, und denen, so Schutz zu verkaufen haben.

(30.) Man kann nicht leugnen, daß alle Versuche des Sully in dem Münzwesen nicht sehr vortheilhaft ausfielen. Im Jahre 1601. ließ er alle fremde Münze in der Handlung verbiethen. Die Handlung steckte sich, weil der Credit dadurch Noth litt. Die ausländische Münzsorten waren zu häufig in Frankreich; man verschloß sie, um sie nicht in die Münze zu bringen, wegen der großen Gebühren, die man davon zog. Kurz hierauf ließ Sully eine Erklärung ausgeben, worin bey Strafe der Confiscation verbothen wurde, einige Münze von Gold oder Silber aus dem Königreiche zu schleppen. Es ist begreiflich, wie unnützlich eine solche Verordnung ist. Durch Erklärungen lassen sich Gold- und Silbermünzen nicht in einem Lande halten: eine kluge Regierungsform allein kann einem Lande zum Besten der Handlung das rechte Gewicht geben. Sully vermerkte selbst, wie unzureichend diese Erklärung war, und glaubte durch eine Verordnung vom Septembermonathe 1602., wodurch der äußerliche Werth des Geldes erhöht wurde, es wieder gut zu machen. Die Erfahrung hat nur allzustark bewiesen, daß es übel gethan ist, wenn man an den Münzen des Staates sich vergreift. Alle Abänderung hierin giebt der Handlung tödtliche Stöße; weil sie das Zutrauen erstickt, die Bursen verschließt, den Wechsel verwirrt und verletzt, und das Vermögen der

Leute

Leute über den Haufen wirft. Was den Sully betrog, war, daß er sich einbildete, die Erhöhung der Währung würde die Ausfuhre des Geldes verhindern, da der Vortheil vermindert wurde. Das Verhältniß des Goldes mit Silber war in der That damals in Frankreich nicht ganz 1. zu 11. Dahingegen es in Spanien 1. zu $13\frac{1}{3}$. in England 1. zu $13\frac{10}{40}$, in Deutschland 1. zu $12\frac{1}{2}$. war. Folglich hatten die Fremden einen großen Profit, wenn sie unser Gold an sich zogen. Aber Sully half dieser Ungelegenheit nicht ab. Das neue Verhältniß in Frankreich war 1. zu $11\frac{1}{2}$., weil Sully durch die Erhöhung des Goldes auch die Silbermünzen erhöht hatte. Es blieb also die Unordnung, wie zuvor, und im Jahre 1609. ward man gewahr, daß sie noch größer geworden, weil andere Staaten auch ihr Verhältniß erhöht hatten.

(31.) Sully hatte durch die Geschichtkunde und Betrachtung begriffen, daß der Ackerbau der Grund und Quell der öffentlichen Einkünfte war. Daher konnte er die willkührliche Schatzung nicht anders, als eine Peitsche des Staates ansehen; folglich auch Verlangen tragen, die Form dieser Auflage völlig zu ändern. Er wußte, da das Erdreich die Quelle der Einkünfte war, so müßte es auch die Quelle der Auflagen seyn; doch so, daß diese auf das Product, und nicht auf die Arbeit fielen. Nun theilt sich das ganze Product der Länder in zween Theile. Der eine ist die Wiedereinbringung der auf das Werk verwandten Kosten; diesen Theil muß der Fiscus nicht antasten; denn eben dieses Geld ist die Quelle der Fruchtbarkeit. Der andere Theil ist lauter Ueberschuß: dieser ist eigentlich der Grund der Einkünfte; folglich kann nur von diesem die Auflage erhoben werden. In allen Ländern, wo der Landmann keinen Profit über seinen Aufwand und über das, was er dem Landesherrn für den Schutz zahlen muß, erhält, wird er sich natürlicher Weise nicht so sehr um den Bau bekümmern, folglich ver-

mindern sich die Einkünfte des Staates zugleich mit der Verringerung des Baues. Aber was wird erst daraus werden, wenn ihm, an statt des Nutzens, so er von seiner Arbeit ziehen sollte, durch die Auflage so gar ein Theil der auf die Bestellung seines Gutes bestimmten Summe genommen würde? Man dörfte sich alsdenn nicht wundern, wenn eine der unglücklichsten Professionen, wie seine, beynahe gänzlich vernachlässiget, ein Theil der Länder braach liegen, und die ökonomische Ordnung durch die Unterdrückung der wirklichen Einkünfte des Staates verrücket würde. Das Schrecklichste würde hierbey seyn, daß die Unordnung immer größer werden würde, weil die immer auf eben denselben Plan eingerichtete Auflage von Jahr zu Jahr die für den Ackerbau bestimmte Summe vermindert. Man hat über diese Materie schon viele Bücher geschrieben, und wird deren noch mehr schreiben. Allein nicht die Einsicht ist das, was uns fehlt. Man muß die Leidenschaften ersticken, welche ein beynahe unüberwindliches Hinderniß alles des Guten sind, so man thun kann. Ueberdieß ist es eines der großen Uebel, die der Menschheit ankleben, daß man durch die Gewohnheit hingerissen wird. Man sieht das, was man jederzeit gesehn, schwerlich für etwas schlimmes an. Wie viele herrliche Dinge unterläßt man, weil man sie noch niemals gethan hat!

(32.) Sully schreyet an vielen Orten seiner Memoires über die Gabelle. Er fand es äußerst hart, eine so gemeine Waare den armen Leuten so theuer zu verkaufen. Jedermann weis es, daß gewisse Provinzen der Salzauflage unterworfen, andere aber davon befreyt sind. Man bestimmt die Quantität, so ein jeder nehmen muß. Man schreibt ihnen vor, wie sie es gebrauchen sollen. Es ist verbothen, was man über seine Nothdurft hat, wieder an andere zu verkaufen. Das Vieh, welches vor verschiedenen Seuchen nicht anders, als durch Salz bewahret werden kann, fällt

ab

ab und ſtirbt, weil der Landmann ihm keine Hülfe reichen kann. Man verwehrt ſogar den ſterbenden Thieren das Ufer des Meeres, wohin ſie der Inſtinct ihrer Selbſterhaltung treibt. Der Fiſchhandel iſt durch die verhaßten Formalitäten, ſo die Salzſiederey einſchränken, um ein großes verringert. Der Ackerbau verliert unzählige Arme, welche mit dem Schleichhandel des Salzes beſchäftigt ſind. Dieſe Leute werden Schelmen, und hätten Bürger ſeyn können. Hierzu kommen noch ganze Heere von Schreibern, deren einzige Beſchäftigung iſt, mit den Unterthanen des Königes Krieg zu führen, die die Geſtade der Flüſſe, der Ströme und den Seeſtrand bewachen, als ob man in Feindesland wäre, die bald Schlachten liefern und bald auszuſtehen haben, Schlachten, wo die, ſo umbringen, Mörder ihrer Mitbürger, und die, ſo umgebracht werden, ſo viele verlohrene Unterthanen für den König ſind. Der Einkärkerungen, gerichtlichen Beſchläge, der Vergantungen, des Verfalles in Handel und Wandel, der unmäßigen Verwaltungskoſten nicht zu erwähnen; denn jede Million für den König koſtet dem Volk eben ſo viel, es ſey nun an Gebühren und Frachten oder am Unwerth. Man ſucht hier kein trauriges und eitels Vergnügen, öffentliche Einrichtungen zu tadeln: allein in einem Werke, das dem gemeinen Nutzen ganz gewidmet iſt, muß es erlaubt ſeyn, die Fehler einer Auflage anzumerken, welche Sully, Richelieu, Colbert und alle unſere geſchickte Miniſter gemißbilliget haben. Daß ſie noch bis itzo beybehalten worden, kömmt ohne Zweifel daher, weil es leichter iſt, Misbräuche einzuſehn, als ſie abzuſtellen. In einer jeden Staatsveränderung, auch wo der Vortheil am gewiſſeſten iſt, ſind die Hinderniſſe doch unendlich. Nichts aber iſt leichter gethan, als Uebel.

(33.) **Es iſt nicht gnug, die Natur der Auflagen an ſich ſelbſt und in Anſehung des Ackerbaues zu unterſuchen, man muß ſie auch gegeneinander ſelber vergleichen.**

gleichen. Es giebt deren, welche sich wechselsweise schaden: es giebt Nothdürfte, die man nicht anders, als auf Kosten anderer Nothdürfte, bestreiten kann. Was würde man von einem Menschen sagen, der bey Verfertigung einer Maschine, die Räder ohne Noth und Wahl vervielfältigen wollte, und nicht bedächte, daß die Bewegung der einen nothwendig die andern in ihrem Laufe stören müsse? Und doch haben dieses viele vermeinte Staatskenner gethan. Die rechte Eintheilung der Auflagen ist eines der größten Geschäfte eines Staatsmannes. Um gehörig hierin zu verfahren, muß man den rücksichtlichen Werth der Provinzen kennen, das ist, das Verhältniß der Producte, der Manufacturen, der Handlung, der Bevölkerung, der Kosten, welche der Staat darauf verwendet, wohl erwägen. Der Unwerth selbst muß mit in Berechnung kommen; damit die Quotität der Auflage durch die Masse der Einkünfte immer bestimmt werde, und eine, so zu sagen, das Thermometer der andern sey: damit ferner die Provinzen dem König nicht mehr zahlen, als sie empfangen; die Circulation von dem Mittelpuncte in den Umfang, und von diesem in jenen immer fortgehe; eine jede Art Güter nach ihrer Beschaffenheit beschwert; die Auflage in den Städten stärker, als auf dem Lande sey, und der Arme, welcher ohnehin schon in der gesellschaftlichen Verfassung von dem Uebermuth und Stolz des Reichen erdrückt wird, nicht einen neuen Beweggrund habe, sein Vaterland zu verfluchen, und den Namen eines Bürgers zu verabscheuen. Was hierbey am allerschwersten zu bestimmen ist, das ist das Verhältniß des Impostes mit dem Product der Güter. Die Vergleichungen scheinen immer proportional zu seyn, und sind es in der That nicht. Zum Exempel, erhebt man den zwölften Pfenning von einem kleinen Producte, und eben so viel von einem großen, so sind sie bey weitem nicht in dem rechten Verhältniße für die, so damit beschwert sind; denn der erste Impost ist weit lästiger, als der letzte. Alle diese Umstände er-

fodern ganz ausnehmende Einsichten, einen geübten Geist und vornämlich die Arithmetik der Ehrlichkeit. In Betrachtung der Verwaltung würde es am beßten seyn, wenn alles, was dem Volk aufgelegt wird, dem Staat zum Profit fiele. Aber man muß sich erinnern, daß die Impoſten durch Menschen verwaltet werden. Laßt uns wenigſtens wünschen, daß die Anzahl der Hände vermindert werde, durch welche das Geld der Unterthanen an den König gelangen muß.

(34.) Eine der Staatsmaximen unſers Sully war, daß die Feldarbeit und die Weide die zwo Säugbrüſte des Staates ſind. Dieſes war die Grundlage ſeines Syſtems, und die Richtſchnur ſeiner Anordnungen. Er machte viele nützliche Einrichtungen, um den Acerbau zu befödern: aber alle hatten zum Endzwecke, dem Landmann Bequemlichkeit zu verſchaffen. In der That iſt dieſes auch die Hauptſache. Es würde einem ſo erleuchteten Jahrhunderte, wie das itzige iſt, ungemein wohl anſtehen, wenn man dieſes ſo nützliche Geſchlecht der Menſchen aus dem verachteten und unglückſeligen Zuſtande riſſe, worin es bisher geſchmachtet hat. Das alte Griechenland machte aus ſeinen erſten Anbauern ſo viele Götter. Bey uns wäre es zu wünſchen, daß man ſie wenigſtens als Menſchen hielte. Wie? ſoll man ſo unentbehrlich und zugleich ſo geringſchätzig ſeyn? Hier ſollten die Großen zuerſt ein Beyſpiel geben: denn ſie dienen, beſonders in Monarchien, zu Muſtern. Es iſt eine für ſie entſetzliche Wahrheit, daß ſie ohne Bauern nicht beſtehen können, dahingegen der Bauer ohne ſie ſehr wohl leben kann. Wenn ein König an einem Orte ankommen will, ſo iſt es gebräuchlich, daß man ganze Schaaren von Kriegsleuten an den Weg ſtellt. Ein König von England reiſte einſt durch ſein Land, und ſah ein ganz anders Schauſpiel: es waren 200. Pflüge, die die Landleute an die Straße geſtellt hatten, wo er vorbey kommen ſollte. Dieſe Begebenheit enthält einen der erhabenſten Züge der Beredtſamkeit

keit, wer ihn begreifen kann. In Europa haben wir mit aller unserer Wissenschaft und Aufgeblasenheit die wahre Staatskunst lange nicht so weit getrieben, als die Chineser. Man weis, daß ihr Kaiser, um den Unterthanen ein Beyspiel von der Hochachtung zu geben, so man der Feldarbeit schuldig ist, jährlich bey einem feyerlichen Tage in Gegenwart seines Volkes eigenhändig den Pflug führt. Die Ackerbaukunst ist nirgends so hochgeschätzt. Es giebt sogar Mandarinstellen für Bauren, welche in ihrer Kunst sich vorzüglich stark beweisen. Die Menschen sind überall einerley. Man wird sie immer durch Ehrenstellen und Belohnungen leiten können. Allein ehe ein Bauer begreift, was Ehre ist, muß er wissen, was Vermöglichkeit und ein vergnügtes Leben sey. Ein Herz, das durch die Dürftigkeit erniedrigt worden, hat keine Empfindungen, als vom Elend.

(35.) Die Getreidfreyheit war nothwendig mit dem Staatsgebäude unsers Sully verknüpft. Er behauptete sie auch bey aller Gelegenheit mit der äußersten Bestrebung. Im Jahre 1607. wurde ein Richter von Saumur mit der härtesten Strafe bedrohet, weil er die Ausfuhre des Getreides aus dem Königreiche verbothen hatte. Alles scheinet uns heute zu Tage einzuladen, zu so weisen Ideen wieder zurückzukehren. Wenn wir Autorität vonnöthen haben, so haben wir sie im Sully. Wenn wir Gründe fodern, so haben wir viele vortrefliche Bücher, welche die Nützlichkeit dieses Systems beweisen. Jedermann kann überdieß einsehn, daß der Zulauf des Ausländers, indem er einen gewissen Profit über den Preiß unsers Getreides erhält, und dadurch dessen Abfall verhindert, nothwendig die Einkünfte vermehren, zur Arbeit aufmuntern, den Ackerbau befördern, und folglich auch der Bevölkerung aufhelfen muß. Wenn wir aber Beyspiele verlangen, so giebt sie uns England und unsere eigene Erfahrung an die Hand. Als Sully Minister ward,

so brachte er durch dieses Mittel den Ackerbau wieder empor, welcher durch die bürgerlichen Kriege gänzlich danieder geworfen worden. Frankreich wurde die Kornkammer von Europa. Es genoß dieses Vorzuges unter Heinrich dem Vierten, Ludwig dem Dreyzehnten, und in den ersten Jahren der Regierung Ludwigs des Vierzehenten. Der Ueberfluß und der starke Preiß des Getreides erhielt die Reichthümer der Nation. Denn der gewöhnliche Kornpreiß in Frankreich war oft 25. und mehr Liv. unsers Geldes; welches jährlich in dem Königreiche einen Reichthum von 3. Milliars oder 1200. Millionen damaliger Zeit ausmachte. Heutiges Tages ist dieser Reichthum um $\frac{2}{3}$ gemindert. Im Jahre 1661. ließ Colbert, um die Manufacturen zu begünstigen, die Ausfuhre des Getreides verbiethen, damit die Arbeiter wohlfeil leben könnten, folglich auch die Fabrication und Arbeit nicht mehr so theuer zu stehn käme, wie bey den Ausländern. Man empfand in kurzem die Wirkung dieser Veränderung. Der Kornpreiß in den gemeinen Jahren war zu 7, 8, 9, und 10. Liv. Der Ackerbau fiel. In schlechten Ländern kam der Wehrt der Producte den Kosten nicht mehr gleich. Man verließ sie also; die Felder fingen allmälig an, zu verderben, und Frankreich, welches sonst 70. Millionen Malter Getreides hervorgebracht, giebt deren itzo kaum 40. mehr aus. Ferner, ehe England die Ausfuhre des Korns erlaubte, war es oft genöthigt, fremdes aufzukaufen: weil es nicht genug zu seiner eigenen Nothdurft hatte. Allein es nahm unsere Grundsätze fast um eben die Zeit an, da wir sie aufzugeben begannen. Im Jahre 1689. setzte man allen denenjenigen, so an die Ausländer Korn verkaufen würden, Belohnungen aus. Der Ackerbau stieg zu einem schleunigen Wachsthum. Heute zu Tage kann eine gute Aernte auf viele Jahre England ernähren, und es ist im Stand, allen andern Nationen noch Getreid zu verkaufen. Vielleicht ist dieses die Epoche seiner Größe. Es hat sich in letztern

Zeiten

Zeiten dargethan, daß die Ausfuhre ihm in 4. Jahren 170. Millionen 330 französische Livres eingebracht hat. Der einzige vernünftige Einwurf gegen dieses System möchte die Furcht vor dem Kornmangel bey Misjahren seyn. Aber es ist schon erwiesen, daß der Kornmangel sich selten in den Ländern äußert, wo die Freyheit der Ausfuhre den Ackerbau unterstützt. Im Jahre 1709. galt das Malter Korn in Frankreich 100. Liv. unsers Geldes. In England galt es nur 43. Liv., das ist, ohngefähr noch so viel, als der gemeine Preiß damaliger Zeiten war. In der Theurung von 1693. und 1694. galt das Getreid in England die Hälfte weniger, als in Frankreich, obgleich die freye Ausfuhre erst seit 3 oder 4 Jahren gestattet ward. Das sind Dinge, die man schwerlich wird beantworten können: man hat hier nichts voraus gesetzt noch vergrößert. Ein Theil der Nation hat diese Materie studiret und ergründet. Nun fehlt nichts mehr, als unsere Einsichten und Kenntniße zu benutzen. Es giebt nützliche Vorurtheile in einem Staate, die man beybehalten muß: aber andere gereichen dem Staate zum Verderben. Itzo beschäftiget man sich bey uns mit nichts als dem Ackerbau. Man redet von nichts, als von Aufmunterung der Ackerleute, von Braachung der Felder: allein so lang unsere Seehäfen geschlossen bleiben, wäre es vergebens, den Ackerbau zu erweitern. Was haben wir Aernten vonnöthen? was brauchen wir Braachfelder? Wären unsere Aernten reicher, so würden sie nur den Werth des Getreides bey uns vernichten. Die Auslagen würden durch die Producte nicht wieder eingebracht, und die Länder lauter unfruchtbare Gründe für die Eigenthümer und den Beherrscher werden.

(36.) Sully hat während seines Ministeramtes viel Gutes für die Handlung gestiftet. Er widersetzte sich vornämlich einem Haufen Bursaledikte, welche die Aufrichtung tausend kleiner Gebühren und Befugniße

auf verschiedene Theile der Handlung gestatteten. Diese Edikte waren nicht für den König; es waren Gnadenbezeigungen für die Höflinge, die man ihm durch ihr ungestümes Anhalten abnöthigte. Eines Tages schickte er 25. dergleichen Edikte an den Sully. Sully billigte kein einziges, und gieng, um dem König Vorstellungen zu thun. An der Thüre begegnete ihm die Marquise von Verneuil, die ihm verweisen wollte, daß er sich dem guten Willen des Königes so widersetzte. Alles, sprach Sully, was Sie hier sagen, Madame, wäre gut, wenn Se. Majestät das Geld aus ihrem Beutel nähmen. Aber es aufs neue von Kaufleuten und Professionisten, von dem Landmann und dem Hirten zu erheben, ist nicht möglich. Dieses sind die Leute, die den König und uns alle ernähren. Sie haben gnug an einem Herrn, ohne daß sie so viele Menschen zu erhalten brauchen. Diese Worte sind bemerkenswerth, und zeigen uns den Charakter und zugleich die Politik des Sully. Im Jahre 1603. erhielt der Graf von Soissons, ein Prinz von Geblüte, die Erlaubniß, 15 Sols von jedem Ballen Zeug, so aus dem Königreich gieng, zu erheben. Er hatte die List gebraucht, den König zu überreden, daß es auf das höchste nicht über 30,000. Liv. jährlich betragen könnte. Sully fand nach einer genauen Berechnung, daß dieser Impost sich jährlich bis auf 300,000. Thaler belief, und er ließ das Edict nicht vollstrecken. Der Graf erzürnte sich und wollte ihn ermorden lassen. Sully hatte den Ruhm, daß er sein Leben für das Volk, so wie sonst für den König, gewagt hatte.

(37.) Der große Fehler, den man Colberten Schuld giebt, war dieser, daß er in der Staatswirthschaft den Manufacturen den ersten Rang gegeben. Er beschützte die Künste und Handwerke, welche nur Mittel sind, die Grundmaterie eines Landes zu verarbeiten, und vernachlässigte den Ackerbau, welcher diese

Grund-

Grundmaterie dem Staate liefert. Indeſſen nützet die Fabrication in dem Lande nur durch den Preiß, den ſie giebt, und durch den Verſchluß, den ſie den Landesproducten verſchafft. Dieſes war die Denkart eines Sully, und ein Hauptſtück ſeines Staatsgebäudes. Daher ließ er allezeit die Ackerbaukunſt der Induſtrie vorgehen. Soll man ihn wegen des Widerſtandes, ſo er den Seidenmanufacturen gethan, loben oder tadeln? Gleich Anfangs wurde dieſer Streit zu ſeinem Nachtheile entſchieden. Seit einiger Zeit iſt die Nation wieder auf den Spuren zurückgekehrt, und fängt an ſich zu beſinnen und zu zweifeln. Wer von dem anſcheinenden Glanz eines Reiches auf deſſen Glückſeligkeit ſchließt, wer ſich einbildet, daß Pracht und Aufwand die Stärke und Hoheit eines Staates ausmacht, und daß eine Nation, die mit ſilbernen und goldenen Geweben geputzt iſt, die reichſte Nation ſey, der wird keinen Anſtand nehmen, unſern Sully zu verdammen. Allein diejenigen, ſo durch die Oberfläche in das Innerſte der Staaten dringen; diejenigen, ſo erwägen, berechnen, abmeſſen, und wiſſen, daß der Pracht in Seide bey uns die Wolle heruntergeſetzt, daß dieſer Abfall der Wolle auch auf die Menge der Heerden einen ſchädlichen Einfluß gehabt, daß die Verringerung der Heerden eine von den Quellen der Fruchtbarkeit vertrocknet, daß der Ackerbau heute zu Tage in Franckreich kaum ⅓ von dem entrichtet, was er ſonſt abgeworfen, und daß wir, um einige Millionen mit Fabriken und mit der Verkaufung ſchöner Stoffe zu gewinnen, tauſend Millionen an den Producten verlohren, diejenigen endlich, welche ausgerechnet haben, daß zwo Millionen Ackerleute tauſend Millionen an Producten machen, an ſtatt daß 3. Millionen Kunſtarbeiter dem Staate nur 700. Millionen an verarbeiteten Waaren eingetragen, dieſe, ſage ich, werden nicht ſo voreilig ſeyn, einen großen Mann zu verurtheilen.

(38.) Sully betrachtete die groſsen Städte, als so viele Gräber der Staaten, weil sie nur auf Unkosten des Landes entstehen. Er bemühete sich also, die Flecken und Dörfer zu bevölkern. Besonders wollte er, daſs der Adel auf seinen Gütern wohnte. Man hat den Richelieu allzusehr gepriesen, daſs er die groſsen Landeigenthümer an den Hof gezogen. Diese Politik hat den Staat ruinirt. Wenigstens ist sie die erste Epoche von dem Verfalle des Ackerbaues gewesen. Ein Mensch, der zu Versailles sehr unnützlich ist, könnte auf seinem Gute ein Wohlthäter der Nation seyn. Und sollte seine Seele nicht oft etwas männlichers und stärkers an sich haben, wenn er von den Ränken und listigen Streichen des Hofes entfernt wäre? Sollte er in den Schlachten weniger Blut für das Vaterland zu verlieren haben? Dieſes war wenigstens, was Heinrich der Vierte, dieser gütige und groſsmüthige Held, meynte. Dieser König, welcher mehr Einsicht in das Staatswesen hatte, als seine offenherzige und militarische Lustigkeit zu verheiſsen schien, deutete den Edelleuten an, sich auf ihren Landgütern aufzuhalten, und selbigen durch ihren eigenen Fleiſs den rechten Werth zu ertheilen. Er lachte über alle die, so nach Hofe kamen, um ihre prächtigen Kleider sehen zu lassen; denn sie trügen, wie er sagte, ihre Mühlen und ihre Wälder alle auf dem Leibe. Ich weis wohl, daſs der übermüthige und spöttische Pracht der Höfe aus dem Namen eines Landedelmanns etwas Lächerliches macht: aber ich weis auch, daſs der Landadel, der in der That an sich schon verehrungswerth ist, alsdenn am höchsten verehret werden würde; weil ein Jeder nützlich, und viele groſs werden könnten. Ich weis, die französische Ehrbegierde würde in ihren Schlössern wieder aufwachen; die Seelen würden ungekünstelter, aber auch tapferer, die Güter besser gebauet, die Dörfer reicher, der Ackerbau mehr geachtet, das Vermögen groſser Häuser sicherer, und die Einkünfte des Staates ansehnlicher werden. Ich weis, daſs in 50.

Jah-

Jahren vielleicht eine solche Veränderung eine gänzliche Besserung unserer Sitten veranlassen, und man nicht Leute sehen würde, welche bey dem Namen der Tugend, des Heldenmuths und der Aufopferung für das Vaterland ein mitleidiges Gelächter aufschlagen.

(39.) Die unbändige Vermehrung der Bedienungen, sagte Sully, ist ein sicheres Kennzeichen von dem bevorstehenden Verfalle eines Staates. Sie beschwert das Volk durch die Auszahlung der Besoldungen für so viele Bedienten, durch die Erhebung so vieler Gebühren, welche sie von ihrem Dienst fodern, durch die Privilegien, die sie von der Theilnehmung an den Bürden befreyen: sie schadet vornämlich, weil sie die Weichlichkeit, die Schaam vor der Arbeit, die Neigung zu großen Städten, die Unabhängigkeit und den Rottengeist der Corps, wie auch die allzugroße Achtung für das Gold einführt, welche zu gleicher Zeit zwo Sachen wirkt, die niemals vereinigt werden sollten, Müssiggang und Ehrenzeichen. Sully arbeitete an dieser Staatsbesserung im Jahre 1603. Colbert that eben das, und es war zu seiner Zeit noch weit nöthiger. Im Jahre 1664. ließ dieser Minister einen General-Etat aller Bedienten im Königreich aufsetzen. Man fand deren 45780., da doch 6000. hinreichend gewesen wären. Und seither ist die Anzahl derselben noch verstärkt worden.

(40.) Man hat immer für eine der nützlichsten Verbesserungen des Sully die Einschränkung des Geldzinses gehalten, so er im Jahre 1601. vorgenommen. Der Vorbericht des Edicts enthält vortrefliche Grundsätze von dieser Materie, und die geschicktesten Schriftsteller unter den Engländern haben solches in der Folge zu einem Muster vorgestellt, welchem man bey ihnen nachfolgen sollte. Der Cardinal Richelieu that ein gleiches im Jahre 1634. und zog in seinem Edicte dasjenige an, welches unter Heinrich dem Vierten herausgekommen. Im J. 1665. machte endlich Col-

bert noch eine neue Reduction und dieſe drey Operationen unter drey verſchiedenen Regierungen waren dem Staate gleich nützlich. Der hohe Preis der Intereſſen war eine Lockſpeiſe, welche die Privatleute bewog, ihr Geld auf Renten auszuthun und im Müſſiggange zu leben, anſtatt ihre Güter zu bauen, und ſich auf Manufacturen und die Handlung zu legen. Die Reduction zwang die Einwohner, den Staat und ſich ſelbſt durch die Arbeit zu bereichern: ſie war auch eine Hülfe für den Adel, welcher ſeine Schulden itzo beſſer abtragen konnte, und ſelbſt für die Induſtrie der Nation, welche dadurch Fonds bekam. Es iſt wahr, der Prinz iſt nur über das Legalintereſſe des Geldes Meiſter, das iſt, über die Portion, welche durch Contracte auf immer veräußert iſt. In Anſehung des Geldes, welches in der Circulation für die Unternehmungen im Acker- Handlung- und Induſtrie-Weſen bleibt, iſt es eine Waare, deren Preis ſteigen oder fallen muß, je nachdem ſie mehr oder weniger gemein wird. Wenn das Geld rar wäre, ſo würde die Verringerung des Legalintereſſe nichts anders wirken, als daß ſie die Börſen verſchlöſſe und die Darleyher verſchwänden. Deswegen hatten auch die vorgemeldeten drey großen Miniſter, von denen dieſe Reduction hinter einander gemacht worden, bereits angefangen, durch andere erſprießliche Einrichtungen die Nation in gute Umſtände zu ſetzen, ohne welches ſie ſich vergebens würden beſtrebt haben, das Intereſſe herunter zu bringen. Es iſt hier wohl anzumerken, daß wir den Ausländern das Muſter ſolcher Reductionen gegeben, und heute zu Tage ſehn wir uns genöthigt, unſerm Vaterlande eben dieſe Ausländer zum Beyſpiel vorzuſtellen. Alle benachbarte Nationen zahlen den Geldzins wohlfeiler, als wir. Sie haben itzo eben den Vortheil über Frankreich, welchen dieſes ehemals über ſie gehabt. Das iſt für uns ein Grund weiter, eine Reduction vorzunehmen, welche

ſo

so vieler anderer Ursachen wegen nothwendig geworden ist.

(41.) Sully sah mit allem Harme eines Bürgers die schreckliche Wunde, die die Unordnung des Finanzwesens den Sitten zugefügt. Hierinn dachte er, wie die alten Gesetzgeber und der Surintendant von Paris würde ein Lykurg zu Sparta, ein Cato zu Rom gewesen seyn. Wie entfernt sind wir von dieser Art zu denken! Als Politiker seit einem Tage, haben wir alles ausgerechnet: wir haben ein jedes Punct der Größe herausgebracht, welche die Bevölkerung, die Handlung, die Industrie, die Künste einem Staate mittheilen können; und wir reden nicht von den Sitten, die doch das vornehmste Triebrad einer Regierung, die Seele und das Leben ihrer Gesetze sind. Man klagt, daß alles aus der Art schlägt. Was kann man von einem Volk erwarten, bey welchem das Gold das höchste Gut ist, bey welchem der Geist der Gewinnsucht alle edle Empfindungen erstickt; bey welchem alles Waare ist, so gar die Tugend selbst; bey dem man kaum eine gute Handlung begangen hat, wenn man anders noch eine begeht, als man schon eilet, die Belohnung dafür abzuholen. Dieses ist der Saamen des Verderbens. Keine Sitten, kein Staat. Man setze das Gold auf einer, die Ehre auf der andern Seite an ihre Stelle: das Gold ist nur ein Mittel; man verliehrt alles, wenn man eine Belohnung daraus macht. Die verächtliche Metalle thun nichts, als daß sie die Seelen enge machen: Ansehn und Ehre alleiu erweitern sie, und heben sie empor. Deswegen war auch der große Minister Heinrichs des Vierten sehr ungehalten, da er die großen Herren seiner Zeit, in den bürgerlichen Kriegen, nach Unabhängigkeit und Gewalt so begierig, und im Frieden von dem Pracht der Finanzleute so verblendet sah, daß sie sich allzutief erniedrigten, und nach nichts mehr Verlangen trugen, als nach Geld. Man muß seine Memoires aufschlagen,

aufschlagen, um zu sehn, mit welcher Beredtsamkeit der Seele er sich über die Schwelgerey, über die Weichlichkeit, über den Werth, den unsere Leidenschaften dem Gold beylegen, über den Verfall der alten Ehrbegierde, über die Unordnung der Stände, die Ausartung der Geschlechter, die Ueberlegenheit, so ein großmüthiger Adel über die Leute von Glück erlangen sollte, die Schranken, welche man zwischen diesen zween Orden der Bürger aufrichten sollte, damit das ansteckende Beyspiel einer begüterten Trägheit nicht allzunahe die Seelen berühren könnte, welche sich nur mit Arbeiten, Gefechten, Vergießung ihres Blutes für das Vaterland, und Aufopferung für den Staat und für den König zu beschäfftigen verpflichtet sind, mit welcher Beredtsamkeit der Seele, sage ich, Sully sich über alle diese Dinge ausdrückt. Seine Schreibart wird alsdenn feurig und erhaben. Ueberall sind es Ausdrücke eines kriegerischen Philosophen, der eine strenge und zugleich hohe Seele besitzt, der die Tugend mit Ungestüm fühlet, und die Laster mit eben der Unerschrockenheit bekämpft, wie er in der Schlacht den Feind zu bekämpfen gewohnt war. Dergleichen Details finden sich vornämlich in den ältern Memoires, die zwar nicht so angenehm, aber nützlicher sind, als die neuern. Sie gleichen jenen alten Medaillen, deren Entdeckung den Kennern so vieles Vergnügen erweckt, und welche immer den schönsten Kupferstichen, so ihnen nachgemacht werden, vorzuziehen sind.

(42.) Es ist nicht undienlich, zu bemerken, daß Sully im Jahr 1595 seine Finanzministerwürde angetreten hat, und daß der König im Jahr 1610 gestorben ist. In diesem Zeitraum von funfzehn Jahren hatte Sully, ungeachtet er die Schatzung um fünf Millionen verringert, die inländischen Gebühren und andere kleine Impostен zur Hälfte abgeschafft, und ungeachtet die außerordentlichen Ausgaben des Staates und des Königs, über acht und dreyßig Millionen

stiegen,

ſtiegen, dennoch alle Schulden des Staates getilgt, welche ſich auf dreyhundert und zehn Millionen beliefen; die Einkünfte wurden um vier Millionen vermehrt, und es fanden ſich in des Königes Schatz mehr als ein und vierzig Millionen, theils baar, theils im Credit. Ich überlaſſe dieſe Frage andern zu entſcheiden, ob es dem Staat erſprießlich ſey, wenn Könige Schätze ſammeln. Iſt es ein Fehler, ſo haben ihn drey unſerer größten Monarchen an ſich gehabt, Carl der Fünfte, Franz der Erſte, und Heinrich der Vierte. Meines Ortes iſt es mir genug, die ſchnelle und unglaubliche Wirkung einer wohleingerichteten Staatswirthſchaft zu zeigen.

(43.) Obgleich Sully den Titel eines Erſten Miniſters nicht führte; ſo arbeitete er doch in allen Theilen der Reichsverwaltung. Ihm war keine Materie fremd, um dem Staate wohl zu thun. Im Jahr 1599 wurde er Großmeiſter der Artillerie. Er fand ſie, wie alles übrige, in einem kläglichen Zuſtande. Sogleich wandte er ſeine Sorgfalt darauf; und im Jahr 1604 war das Zeughaus bereits mit hundert Kanonen, zwo Millionen Pfund Pulver, hunderttauſend Kugeln, und mit allen Rüſtungen für zwanzigtauſend Mann verſehen. Die meiſten Feſtungswerke haltbarer Plätze geriethen in Verfall: er ließ ſie ausbeſſern und viele neue Werke aufrichten. Es war weder Ordnung, noch Mannszucht bey dem Kriegsweſen. Man hielt oft dem Soldaten ſeine Lehnung auf; ſelbſt die Befehlshaber wurden ſchlecht bezahlt. Sully ſetzte die Auszahlung auf einen richtigen Fuß. Er ſtiftete ein Hoſpital für Invaliden. Er machte den Plan zu einer Kriegsſchule für den jungen Adel. Die erſte dieſer Stiftungen wurde durch Ludwig den Vierzehnten zur Vollkommenheit gebracht, und die letzte erreichte ihre Wirklichkeit unter Ludwig dem Funfzehnten. Alſo ſind die Ideen, welche ein Mann von Genie entwirft, oft ein Saamen, welcher erſt nach Jahrhunderten auf-

aufgeht. Er entwarf verschiedene Plane von Verbesserung des Kriegeswesens sowohl im Kriege selbst, als auch im Frieden. Er ließ von allen festen Plätzen und Küsten in Bretagne Risse verfertigen. Das Seewesen war vor ihm gänzlich vernachläßiget, oder vielmehr, es war noch keines. Er rieth dem König, solches wieder zu etabliren. Er fing damit an, daß er die Küsten besuchte, die Seehäfen durchsah, und Maaßregeln zu deren Verbesserung ergriff. Er ließ Matrosen und Piloten aufsuchen, deren Industrie er durch Belohnungen aufmunterte. Man besserte die wenigen Schiffe aus, welche noch übrig waren, und baute neue. In kurzer Zeit hatte Frankreich eine große Anzahl Galeren auf dem Mittelmeer. Innerhalb dem Königreich wachte Sully über einer andern Art von Arbeit, über dem Bauwesen, den Brücken und Dämmen. Er ließ die Landstraßen in dem ganzen Königreich ausbessern, und mit Bäumen zieren, deren noch viele an verschiedenen Orten vorhanden sind nnd Rosnis genannt werden. Berry hat ihm eine Menge Dämme und Brücken zu danken, welche die Handlung in unwegsamen Gegenden erleichterten. Er hat die Idee von dem Kanal zu Briare angegeben, und ins Werk gesetzt. Im Jahr 1737, da man an den Schleusen dieses Kanals arbeitete, fand man silberne und kupferne Medaillen, wovon eine mit dem Wappen des Sully geprägt ist, eine andere diese Aufschrift hat: 1609 Maximilian de Bethune, Duc de Sully, sous le Regne de Henry IV. &c. zu St. Germain ließ er das neue Schloß bauen, die Gärten bis an das Gestad der Seine erweitern und die schönen Terrassen anlegen. Auch saß er bey den Verzierungen vor, so der König zu Monceaux und Fontainebleau machen ließ. Zu Paris wurde das Louvre vergrößert. Die große Gallerie begann im Jahr 1603 der Platz und die Straße Dauphine, der Pontneuf, ein Theil von Pont-au-Change, eine Menge Gassen, verschiedene

Quais,

Quais, wurden entweder vollendet, oder gebauet. Wir genießen itzo alle diese nützlichen Veranstaltungen, welche Sully, als Surintendant der Gebaude und Grand Voyer von Frankreich, vorgenommen. Es hat nicht leichtlich einen großen Staatsmann gegeben, der die Gelehrsamkeit nicht beschützt hätte. Sully verschaffte dem Casaubon, einem der größten Gelehrten seiner Zeit, eine Pension. Zu eben der Zeit bemühte er sich zwo eifernde Religionen im Zaum zu halten, die Reste des Fanatismus zu tilgen, die letzten Stöße einer mächtigen Partey zu stillen, welche Frankreich so lange Zeit erschüttert hatten. Im Jahr 1604 setzte er ein Memoire auf, dessen Endzweck dahin gieng, die Protestanten und Katholiken mit einander wieder zu vereinigen, und die Streitpuncte abzuthun, worüber sie sich entzweyt hatten. Wenn ihm dieses gelungen wäre, so würde viel Blut für Frankreich gespart worden seyn; und das letztere Jahrhundert hätte nicht Millionen von Menschen erblickt, welche unsere Industrie unsern Nachbaren zubrachten. Da er auf alles, was die Ehre seines Herrn angehen konnte, ungemein aufmerksam war, so wachte er auch außerhalb dem Königreiche. Er war der vertraute Bewahrer der großen Projecte Heinrichs des Vierten. Mit ihm ordnete er alle die geheimen und tiefen Negotiationen an, welche abzielten, die Hälfte von Europa gegen Oesterreich zu bewaffnen. Im Jahr 1606 brachte er es bey den Venetianern dahin, daß sie den König zum Schiedsrichter in dem berühmten Streite mit Paul dem Fünften erwählten. In eben dem Jahre rieth er dem König, zwischen Spanien und den Niederlanden Mittler zu werden. Im Jahr 1609 verfaßte er ein Memoire über die erledigte Nachfolge in Cleve, worinn er die Ansprüche und Rechte aller in dieser wichtigen Sache interessirten Prinzen aus einander setzt. Die Einsichten unsers Sully erstreckten sich auf solche Art über alles. Wenn man zugleich

an

an die unermeßlichen Arbeiten, so er dem Finanzwesen gewidmet, an alle Sorgen, so ihm die innere Policey des Königreiches gemacht, an diese ungeheure Menge von Memoires und Etats, die er dem König zur Unterweisung verfaßt, an alle Audienzen, die er den verschiedenen Rathsversammlungen ertheilt, denen er beywohnte, an alle Reisen, welche er thun müssen, an alle höchstwichtige und lange Unterredungen, die er mit Heinrich dem Vierten gehabt, wenn man, sage ich, an dieses alles denkt, so wird man beynahe nicht begreifen, wie ein einziger Mensch, in einer so kurzen Zeit, so große Dinge bewerkstelligen können.

(44.) Die Vergleichung, so man zwischen Colberten und Sully zu machen sich erkühnt, ist ganz auf Eräugnisse gebaut. Denn diese sind das einzige Mittel, die Menschen zu erkennen und zu beurtheilen. So lange die Minister leben, schreibt man nichts als Lobreden, oder Satyren über sie. Sie sind allzumächtig, als daß sie nicht sollten mit Schmeicheleyen erhoben und gehasset werden. Allein es kommt eine Zeit, wo man untersucht, wo man das Schlimme ohne Verbitterung tadelt, wo man das Gute ohne Begeisterung lobt. Es giebt so gar in der ökonomischen Reichsverwaltung gewisse Arbeiten, die nicht auf der Stelle beurtheilt werden können, und deren Wirkungen Zeit brauchen, wenn sie sollen bemerkt werden. Heut zu Tage ist man es insgemein geständig, daß Colbert einen falschen Weg genommen, daß das System der Manufacturen zu weit getrieben, und eine Ursache des Verderbens für Frankreich geworden. Aber wenn dieser Fehler eines großen Mannes uns gegen alles das Gute, so er gethan, und so er noch thun wollte, die Augen zuschlösse, so verdiente die Nation nicht, ihn zum Minister gehabt zu haben. Hier wird man nichts zu dem hinzufügen, was in der Vergleichung gesagt worden. Die Materie ist unermeßlich; sie erfodert ein ganzes Buch, und man will hier nur Schlußfolgen

gen vorlegen. Nur ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beyden Ministerzeiten ist hier anzumerken. Unter Sully genossen die Finanzleute keiner Achtung noch Ansehens in dem Staate. Unter Colberten waren sie hochgeachtet und mächtig; ein gewisses Merkmaal, daß sie unentbehrlich geworden. Billige Leute werden allezeit befugt seyn, diesem Minister vorzuwerfen, daß er dem Mezeray seine Pension als Geschichtschreiber genommen, weil er von den Finanzleuten nicht verschonend gnug gesprochen. Dieser richtige und strenge Schriftsteller, dessen ganzes Verbrechen darin bestund, daß er in seinem Werke alle die strengen Grundsätze angebracht, welche in seinem Herzen lagen, würde zweifelsohne durch Sully niemals gestraft worden seyn.

(45.) Sully belehrt uns selbst in seinen Memoires, wie seine Art zu leben seit seinem Ministeramte gewesen. Er stund im Winter und Sommer um vier Uhr Morgens auf. Die zwo ersten Stunden wurden angewandt, die Memoires, welche auf seinen Schreibtisch täglich gelegt wurden, zu lesen und auszufertigen. Um siebenthalb Uhr kleidete er sich an und gieng in den Staatsrath, der um sieben anfing und um 9. 10. oder 11. Uhr aufhörte. Den Rest des Vormittags brachte er bey dem König zu, welcher ihm seine Befehle zu allen verschiedenen Aemtern gab, mit denen er bekleidet war. Von da kehrte er nach Hause zurück, um zu speisen. Seine Tafel war meistens nur von zehn Couverts, und von einer Frugalität, welche die meisten Herren des Hofes entsetzte. Man machte ihm oft Vorwürfe deswegen; und er antwortete immer mit den Worten jenes Alten: wenn die Gäste weise sind, so ist gnug für sie da; sind sie es nicht, so brauche ich ihrer Gesellschaft nicht. Nach der Tafel, gab er Audienz. Alle Leute, so gar die geringsten Bauern wurden hier zugelassen. Die Audienz war ohne Gezwungenheit, und die Antwort allzeit fertig. Hierauf arbeitete er bis zum Nachtessen. So bald die Stunde

dazu erschien, so ließ er alle seine Thore zuschließen. Alsdenn vergaß er alle Sorgen und Geschäffte, und überließ sich dem süßen Vergnügen der Gesellschaft mit einer kleinen Anzahl von Freunden. Um zehn Uhr gieng er zu Bette: wenn aber ein unversehener Vorfall den ordentlichen Lauf seiner Geschäffte gestört, so brach er die Zeit, so ihm am Tage abgegangen, an der Nacht ab. So lebte er während seinem ganzen Ministeramt. Heinrich rühmte bey vielen Gelegenheiten diesen großen Fleiß in der Arbeit. Eines Tages als er in das Zeughaus kam, fragte er, wo Sully wäre. Man antwortete ihm: er schriebe in seinem Kabinet. Der König wandte sich gegen zween seiner Höflinge, und sagte ihnen lachend: Dachtet ihr nicht, er würde bey Dames oder auf der Jagd seyn? Ein andermal kam er um sieben Uhr wieder dahin, und fand Sully mit seinen Secretarien über der Arbeit an einem Tisch, der mit Briefen und Papieren ganz bedeckt war. Und seit wann seyd ihr da? fragte ihn der König. Seit drey Uhr, antwortete Sully. Nun Roquelaure, sprach Heinrich, da er sich gegen diesen wandte, wie viel müßte man euch geben, wenn ihr so leben solltet?

(46.) Sully giebt in seinen Memoires ein Detail von den Gütern, so er bey dem Antritt seines Ministeramts besessen. Er wünscht, daß ein jeder Staatsmann es auch so machte; wenn er seine Würde antritt. Im Jahr 1611. nachdem er seine Aemter niedergelegt, gab er von allen den Gütern, die er seit seinem Ministeramte erworben, und so gar von den Mitteln Rechenschaft, welche ihm dazu verholfen. Bewunderswürdiges Geständniß, das einem tugendhaften Minister sehr wohl ansteht!

(47.) Er dachte, ein Minister dörfe niemals von den Unterthanen etwas annehmen. Im Jahr 1594 händigte er dem König ein ansehnliches Geschenke ein, welches ihm die Stadt Rouen gemacht hatte. Er wollte nicht einmal eine Gnadenbezeugung vom König annehmen,

nehmen, wo sie nicht vorher durch die Rechnungskammer berichtiget worden. Im Jahr 1597 hatte ein Traitant die Kühnheit, ihm einen Diamant von sechstausend Thalern für ihn, und einen andern von zweytausend für seine Gemahlinn anzubiethen. Man begreift leichtlich, daß er sich hierdurch die Freyheit erkaufen wollte, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Der Zorn war die Antwort eines Sully. Im Jahr 1599 da der Herzog von Savoyen bey dem französischen Hofe um die Abtretung der Markgrafschaft Saluzzo negociirte, gab er sich vergebliche Mühe, ihn durch starke Anerbiethungen zu gewinnen. Man schlug sie aus. Im Jahr 1600 nahm dieser Prinz auf das neue seine Zuflucht zu eben demselben Mittel, und suchte seine Sache durch ein Gemäld, das mit Diamanten besetzt war, und welches funfzehn bis zwanzigtausend Thaler werth seyn mochte, zu unterstützen. Sully untersuchte das Gemäld, lobte die Diamanten und das kostbare Schächtelchen, worin es lag, und nahm es nicht an. Es ist gut, daß man zu unsern Zeiten manchmal solche Handlungen wieder erinnerlich macht, damit man weiß, daß sie möglich sind.

(48.) Es ist für die Menschheit sehr demüthigend, daß man niemals von einem großen Manne sprechen kann, ohne zugleich genöthigt zu seyn, auch von den Verschwörungen des Neides und der Misgunst Meldung zu thun. Niemand ist selbigen mehr ausgesetzt gewesen, als Sully. Vielleicht hätte man ihm verziehen, daß er Verdienste besaß: aber dieses konnte man ihm nicht verzeyhen, daß er das Vertrauen des Königs ganz besaß. Frauenzimmer, Hofleute, Minister, alles verband sich wider ihn. Es ist etwas merkwürdiges, daß ein so treuer Diener, ein so zärtlicher Freund seines Herrn zwölf bis funfzehnmal in Gefahr gestanden, in Ungnade zu fallen. Im Jahr 1601 beschuldigte man ihn, daß er mit dem Marschall von Biron an der großen Verschwörung Theil genommen. Der König lachte nur dazu, und scherzte so

gar mit ihm. Im Jahr 1602 erregte man bey dem König einen Argwohn, der etwas tiefere Eindrücke machte. Denn, sagte Sully, nichts ist schwerer von sich abzuwälzen, als eine Verläumdung, so von Höflingen geschmiedet wird. Indessen gelang es ihm, seinen Herrn wieder auf den rechten Weg zu leiten. Es verfloß kein Jahr, wo seine Feinde nicht eben dieselben Angriffe wieder versucht hätten: aber im Jahr 1505 gaben sie ihm die stärksten Streiche. Pasquille, Briefe von Ungenannten, geheime Nachrichten, vergiftete Reden, abscheuliche Verläumdungen, alle diese dunkeln und niederträchtigen Mittel, so Schwachheit oder Haß erfinden können, wurden zu seinem Verderben angewandt. Das Gift wirkte unvermerkt auf des Königs Herz, und da dieser Prinz allzusehr mit Undankbaren umgeben war, als daß er nicht auch manchmal Unschuldige in Verdacht hätte ziehen sollen, so verfiel er endlich so weit, daß er glaubte, Sully wollte das Haupt einer Partey werden. Itzo lobte der Neid den Sully zum erstenmal. Er vergrößerte mit Fleiß seine Talente, damit sie desto furchtbarer schienen. Als Sully hiervon Nachricht bekam, so stund er bey sich an, was er thun sollte. Die geheime Großmuth, so Einem die Tugend eingiebt, machte, daß er es als einen Schimpf ansah, sich rechtfertigen zu wollen. Endlich that er doch einen Schritt, und schrieb an den König. Sein Brief war ungekünstelt, aber edel, ohne Hochmuth und ohne Niederträchtigkeit, so wie ein Mensch, der seiner Tugend gewiß ist, schreiben muß. Die Antwort des Königs war kurz, kaltsinnig und behutsam. Er gab ihm nichts, als den Titel mon Cousin, und das Beywort Ami blieb weg. Sully verharrte nach diesem Schreiben ruhig und still in seinen Amtsgeschäfften, und erwartete seinen Fall, indem er dem Staat diente. Drey Monate vergiengen, und in währender Zeit ließ man neue Räder spielen, und neue Anschwärzungen erfinden. Da aber inzwischen Heinrich der Vierte

sah,

ſah, daß nichts von allem dem, deſſen man den Sully beſchuldigte, glaubhaft und beſtättigt wurde; ſo fieng er an, Betrachtungen zu machen. Er fürchtete, man könnte ihn betrogen haben. Dieſer Prinz war lebhaft, aber auch gut, und ließ ſich bald wieder zurechte weiſen. Er ſchickte verſchiedene Leute an den Sully, welche ihn verleiten ſollten, ſein Herz zu öffnen. Allein Sully hatte ſich entſchloſſen, zu ſchweigen, bis der König ſelbſt mit ihm reden würde. Beyde waren in der Situation zweyer empfindlicher Herzen, welche ſich lange Zeit geliebt haben, und nunmehro glauben, daß ſie ſich über einander zu beklagen hätten, und für welche dieſer Stand von Ungewißheit und Kaltſinn ein Stand der Quaal iſt. Heinrich der Vierte konnte ihn nicht mehr ertragen. Er war zu Fontainebleau und ſein Herz, das ſeit vielen Tagen ſehr bewegt war, ſuchte ſich der Bürde zu erleichtern, welche ihn erdrückte. Er erklärte ſich mit dem Sully. Sully rechtfertigte ſich. Der König nannte ihm alle ſeine Feinde, und wies ihm eines der abſcheulichſten Libelle, ſo wider ihn gemacht worden. Dieſe Unterredung, welche für beyde ſo nöthig war, währte länger, als vier Stunden. Sie geſchah in einer Allee des Gartens. Die Höflinge, welche nichts hören konnten, beobachteten alles von ferne: man kann von ihrer Bewegung urtheilen. Sie trachteten aus den Geberden und Geſichtszügen abzunehmen, was für eine Entwickelung es geben würde. Der König wollte es ihnen ſelbſt beybringen. Er gieng aus der Allee, und hielt den Sully bey der Hand, worauf er die Höflinge fragte, wie viel Uhr es wäre. Als er zur Antwort bekam, daß es ein Uhr Nachmittage, und daß er ſehr lange da geblieben ſey; ſo ſagte er: ich ſehe, was es iſt: es giebt Leute, denen die Zeit länger vorgekommen iſt, als mir. Um ſie zu tröſten, will ich euch allen ſagen, daß ich den Roſni mehr, als jemals liebe; und Ihr, mein Freund, fahrt fort, mich zu lieben, und mir zu dienen, wie bisher.

Ueber diesen schrecklichen Worten erblaßten verschiedene Gesichter: denn das hatte man nicht erwartet. Es ist abscheulich zu denken, daß wenn in diesem Augenblick der König den Sully gestürzt hätte, drey Viertheile vom Hof würden darüber frohlockt und dem König deswegen Glück gewünscht haben.

(49.) Die Namen eines Sohnes, eines Vaters und Gemahls sind in dem Lob eines großen Mannes nicht gleichgültig. Die Privattugenden machen immer die öffentlichen Tugenden aus, und ein Mann ist an dem Steuerruder des Staates, was er in seinem Hause ist. Die ersten Empfindungen der Natur bilden die Seele; und die Tugend, welche regiert, ist selbst diese erste Ehrlichkeit, welche zu größern Objecten angewandt wird. Man begreift leichtlich, daß es hier von Talenten nicht die Frage ist. Es ist nur allzuwahr, daß man große Einsichten bey großen Lastern haben kann.

(50.) Die Freundschaft Heinrichs des Vierten und unsers Sully ist eines der schönsten Schauspiele, welches die Geschichte uns vorstellt. Es ist ein rührender Gegenstand mitten in bürgerlichen Kriegen und grausamen Spaltungen. Sully hatte erst eilf Jahre, als sein Vater ihn dem König von Navarra vorstellte, welcher achtzehn alt war. Das junge Kind, welches mit einem Knie zu Boden lag, versprach seinem neuen Herrn immer getreu zu bleiben. Man vermuthete damals nicht alles, was diese Zusage bedeutete, Sully diente ihm in den Gefechten mit seinem Rath, seinem Blut und seinem Vermögen. Im Jahre 1555 wollten die Häupter der Calvinisten aus dem reformirten Frankreich eine Republik machen. Sully behauptete in allen Rathsversammlungen die Nothwendigkeit, ein Haupt allein zu haben, welches die Kräfte und Macht vereinigte und ihnen dadurch mehr Wirksamkeit verliehe. Heinrich der Vierte sagte ihm, nach einer der Sessionen, insgeheim: Herr Baron von Rosni, es ist nicht gnug, wohl zu reden: man muß auch

wohl

wohl thun. Habt ihr nicht beschlossen, daß wir zusammen sterben sollen? Es ist nicht mehr Zeit ein guter Haushalter zu seyn. Alle brave Leute wenden die Hälfte ihres Vermögens an, um die andere zu retten. Ich hoffe, ihr werdet der Erste seyn, der mir darin beysteht. „Nein, nein, Sire, antwortete Sully, wir wollen nicht zusammen sterben; wir wollen leben, und unsern Feinden den Kopf zerschmettern. Ich habe noch für hunderttausend Franken Holz zu verkaufen; und ich will es dazu anwenden. Der König umarmte ihn, und sprach: So geht geschwind und verrichtet dieses. Kommt darauf zu mir mit so vielen eurer Freunde zurück, als ihr werdet finden können; aber vergeßt euer hochstämmiges Holz nicht. Auf diese Weise drückten sich diese naive und kriegerische Seelen aus. Heinrich, von Volk, Geld und Hülfe entblößt, empfing bald vierzigtausend Livres vom Sully. Kurz darauf that sein treuer Sully eine andere Reise auf seine Güter, und brachte ihm noch zehntausend Franken, so er aus seinem Holze gelöset. Man hat in den vorhergehenden Anmerkungen gesehen, wie er ihm mit seinem Degen und mit Negociationen gedient. Nur dieses ist hier beyzufügen, daß er eine einträgliche Abtey, die er besaß, damals aufgeopfert hat, als er mit einem Liguisten negociirte, welcher von einer wichtigen Festung Herr war. Heinrich der Vierte hatte ein Herz, welches den ganzen Werth der Freundschaft fühlte: allein die Politik machte es bey ihm fast zu einer nöthigen Pflicht, gleichgültig zu scheinen. Die Katholiken waren eifersüchtig, daß er einen Hugonotten liebte, die Protestanten, daß er gegen einen verdienstvollen Mann Zutrauen hegte. Dieses gieng endlich so weit, daß Heinrich und Sully sich zusammen verabredeten, öffentlich einander mit vieler Zurückhaltung zu begegnen, und sogar kaltsinnig zu thun. Oft verbarg sich der König, als ob er ihn nicht sprechen wollte: wenn sie aber allein beysammen waren,

so herrschte die süßeste Vertraulichkeit unter ihnen. Im Jahr 1592 determinirte der König den Sully, katholisch zu werden: denn er glaubte sicher, daß man in beyden Religionen selig werden könnte. Heinrich liebte ihn auf seinem befestigten Thron, wie vormals: denn er hatte ihn solchen besteigen helfen. Dieser gute Prinz hatte, um empfindlich zu seyn, nicht vonnöthen, unglücklich zu seyn. Die Briefe allein, welche er an den Sully in Staatsangelegenheiten geschrieben, belaufen sich auf dreytausend. Er offenbarte ihm alle seine Vergnügungen, allen Verdruß, und die geringsten Umstände seines Lebens. Eines Tages schrieb er ihm: Mein Freund, kommt zu mir: es hat sich heute Morgen etwas in meinem Gemüthe geäußert, wobey ich euer vonnöthen habe. Ein andermal schrieb er ihm von Fontainebleau: Es ist mir ein häuslicher Verdruß zugestoßen, der mich mehr, als sonst einer, außer mich setzt. Ich wollte eure Gegenwart um viel Geld kaufen: denn euch allein entdecke ich mein Herz, und nur von euch bekomme ich Rath und That, wodurch mir alles erleichtert wird. Man würde sich abmatten, wenn man alle Zeugniße einer königlichen Zärtlichkeit aufzeichnen wollte. Er nahm den lebhaftesten Antheil an allem, was Sully und seine Familie betraf. Eines Tages, als er erfuhr, daß einer seiner Söhne krank war, sandte er ihm sogleich seinen ersten Leibarzt, und schrieb ihm: Ihr wißt, daß ich euch so sehr liebe, daß ich selbst zu euch kommen würde, wenn meine Gegenwart dabey nöthig wäre. Auch Sully liebte den König, als der zärtlichste und treueste Freund. Er tröstete ihn bey allen unangenehmen Fällen. Es ist bekannt, wie manche Heinrich auszustehen gehabt. Außer der Unruhe der Staatsgeschäffte und der Verdrüßlichkeiten, die sich um den Thron zu lagern pflegen, litt er vieles, theils von den Ränken und Verschwörungen seines Hofes, theils von der Undankbarkeit der Unterthanen, und so gar von den Stürmen

seines

seines eigenen Hauses. Er hatte verschiedene grausame Krankheiten. Er verlohr verschiedene Geliebten, die er anbethete. In diesen Augenblicken ließ Sully alle Geschäffte fahren, um zu seinem König und Freund zu eilen, und ihn zu trösten. In seinen Krankheiten verließ er ihn niemals. Im Jahr 1598 glaubte man der König würde sterben. Er hatte ein schreckliches Fieber mit verdoppelten Anfällen. Dieser Prinz glaubte selbst, daß er nicht gerettet werden könnte. Damals sagte er zu seinem Sully: Mein Freund, ich fürchte mich nicht vor dem Tode; ihr wißt es am besten; denn ihr habt mich in so vielen Gefahren gesehen, denen ich mich wohl hätte entziehen können. Aber ich gestehe es, es thäte mir leid, wenn ich itzo sterben sollte, ohne meinen Unterthanen beweisen zu können, daß ich sie, wie meine Kinder liebe, indem ich ihnen einen Theil der Auflagen abnähme, und sie mit Güte regierte. Das waren die Empfindungen, welche Sully aus dem Munde dieses guten Königes vernahm, als er dem Tod so nahe war. Eine natürliche Betrachtung muß hier jedem Leser einfallen; es war ein Glück für Frankreich, daß diese zwo Seelen sich auf der Welt angetroffen. Die männliche Freyheit, womit Sully jederzeit gesprochen, ist allen bekannt. Er war gegen seinen Herrn eben so streng, als gegen sich selbst. Man findet tausend Züge hiervon in seinen Memoires: ich will nur einen anführen, nämlich den Eheverspruch mit Mademoiselle d' Entragues. Der König wies ihm den Aufsatz, und fragte ihn um sein Gutachten. Sully nahm ihn, las ihn, und zerriß ihn, ohne ein Wort zu sagen. Heinrich der Vierte rief: Wie? was untersteht ihr euch? Ich glaube, ihr seyd ein Narr geworden. Es ist wahr, antwortete Sully, ich bin ein Narr, und ich wünschte, es allein in Frankreich zu seyn. Dieses zeichnet ein Gemüth stärker, als alle Reden.

(51.) Heinrich der Vierte ward den 14 May 1610 entleibt: sogleich folgte eine gänzliche Staatsveränderung. Man kehrte zu der alten Weise zurück, das Volk zu erdrücken, um die Großen zu bereichern. Die Finanzen, welche durch eine gute Oekonomie gespart worden, wurden verschwendet. Der Hof wurde ein Schauplatz von Unruhe, Ränken, Niederträchtigkeiten und Staatsgräueln. Sully wollte sich aus Harm und Verdruß entfernen: allein sein Geschlecht, welches gern einen mächtigen Mann haben wollte, verhinderte ihn daran. Endlich wurden seine Augen müde, so vieles Unheil zu sehen. Den 26 Jänner 1611 legte er seine Aemter eines Surintendanten der Finanzen und Statthalters der Bastille nieder. Er verließ auf ewig den Hof, und entwich auf seine Güter. Die Gunst der ganzen Nation folgte ihm bey seinem Falle. Als er aus Paris zog, begleiteten ihn dreyhundert Mann zu Pferde, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Es war der Triumph der Tugend, wenn sie ins Exil getrieben wird. Den 27sten, als den Tag nach seiner Entlassung, schickte ihm die Königinn zur Erkenntlichkeit seiner geleisteten Dienste ein Brevet von hunderttausend Thalern. Es schien, als ob man seine Entweichung damit bezahlen wollte. Allein, es wäre schimpflich für ihn gewesen, wenn er es angenommen hätte. Er schlug es also großmüthig aus. Kaum hatte er einige Tage auf seinen Gütern zugebracht, als er vernahm, daß man sich seiner Entfernung bedienen wollte, um ihn ins Verderben zu bringen. Man hatte die Kühnheit zu sagen, daß man ihm den Proceß machen sollte. Ein Mann, der zwanzig Jahre lang sich für den Staat aufgeopfert, mußte sich herablassen, und sich rechtfertigen. Er schrieb an die Königinn, und die Königinn ersparte der Nation zu allem Glück einen so großen Schimpf. Einige Jahre hernach kaufte ihm einer von Hofe für zwölfhunderttausend Livres Güter, die er nicht sogleich bezahlte, und dieser Mensch schämte sich nicht, als der Krieg gegen die Protestanten erklärt war,

war, den König um die Confiscation aller seiner Güter anzugehn. Das sind Begebenheiten, welche einen auf immer abschrecken könnten, den Menschen Gutes zu thun, wenn anders ein Patriot sich abschrecken ließe. Ward Colbert nicht eben so sehr von Frankreich verabscheuet? wollte ihn nicht das Volk wieder ausgraben und durch die Straßen schleifen.

(52.) Die Entweichung des Sully dauerte dreyßig Jahre, und in währender Zeit erschien er fast niemals bey Hof. Als Ludwig der Dreyzehnte ihn bey gewissen Staatsangelegenheiten zu sich rufen ließ, kam er zwar, aber mit Widerwillen. Die jungen Hofleute suchten ihn lächerlich zu machen, weil sein Kleid außer der Mode, und sein Ansehn zu ernsthaft war. Sully ward es gewahr, und sagte zum König: Sire, so oft der König, ihr Herr Vater, glorwürdigen Gedächtnißes, mir die Ehre anthat, mich über wichtige Staatsgeschäffte zu fragen, so ließ er erst alle Hofnarren und Springer abtreten. Welch ein Mann! Er war im Jahr 1560 den 13 December gebohren. Im Jahr 1580 wurde er Kammerherr bey dem König von Navarra mit zweytausend Livres Gehalt; 1594 Staatssecretaire, 1596 Mitglied vom Finanzrath, 1597 Statthalter zu Mante, 1599 Surintendant der Finanzen, der Festungen und Bauämter, Großaufseher der Wege und Großmeister der Artillerie, 1601 Statthalter der Bastille, 1603 Bothschafter in England und Statthalter von Poitou, 1606 Herzog von Sully, Pair von Frankreich und Capitainlieutenant von den Gens d'Armes der Königinn. Im Jahr 1611 verließ er den Hof und das Finanzministeramt; im Jahr 1634 ward er Marschall von Frankreich, und starb zu Villebon den 22 December 1641 in einem Alter von ein und achtzig Jahren. Die Herzoginn, seine Gemahlinn, ließ ihm 1642 eine Statue von weissem Marmor aufrichten, die einer der größten Künstler Italiens verfertigt hatte. Sie steht in einem Kabinet des Schlosses zu Villebon. Gewiß, sie sollte

nicht dort stehen. Wäre es nicht besser, man stellte sie in der Hauptstadt öffentlich auf, damit sie den Augen der Bürger stets ausgesetzt wäre? In eben dem Jahre baute man ihm ein Mausoleum zu Rogent-le-Poitou, genannt le Bethune. Daselbst ist er mit der Herzoginn von Sully, seiner Gemahlinn beygesetzt, welche zu Paris 1659 im sieben und neunzigsten Jahre ihres Alters verstorben.

Da ich hier endigen will, so erlaube man mir, noch eine Betrachtung zu machen. Wäre Heinrich der Vierte nicht entleibt worden; so hätte er so lang als Ludwig der Vierzehnte regieren können. Alsdenn würde Sully dreyßig Jahre länger dem Finanzwesen vorgestanden haben; Ludwig der Dreyzehnte hätte nicht regiert; Richelieu würde wahrscheinlicher Weise nicht Minister geworden, sondern vielleicht in der Klasse unbekannter Menschen geblieben seyn; die Gestalt von Europa hätte sich verändert, und ohne den Geist eines großen Mannes zu beleidigen, wäre Frankreich weit glücklicher gewesen: weil das, was nützlich ist, über alles geht, was nur groß ist. Es würde alsdenn zwischen Sully und Colberten nur ein Zeitraum von zwanzig Jahren gewesen seyn.

Der

Der sterbende Sokrates.

Schon schwamm im trüben Becher auf seinem Gift
Dein Tod, o Sokrat! und in dem drohnden Aug
Der ungerechten Richter flammte
Wüthende Freud an der Quaal der Tugend!

Nur deiner Schüler Aug überschwemmt' ein Strom
Gerechter Thränen. Billig beweinten sie
Den Mund, der sich nicht mehr der Tugend
Lehren zu reden, eröffnen sollte.

Sokrat erbebte nicht vor dem nahen Tod.
Er blickte standhaft über das Grab hinaus.
Sein Geist schwebt, von dem Leib entfesselt,
Schon in Elysiens goldnen Feldern.

Weint, Kinder, sprach er, weint nicht um meinen Tod!
Gönnt ihn der Tugend, gönnt ihn eurem Freund!
Ich sterbe ja, der Tugend Opfer;
Sollte sie mich in dem Tod verlassen?

Digitized by Google

Die morsche Hütte, wenn sie zusammenfällt,
Erdrückt den Geist nicht. Göttlicher fliegt er auf,
Von seiner schweren Bürd entlastet,
Die ihn im Leben zu Boden drückte.

Beweint Tyrannen, wenn ihr sie sterben seht,
Wenn die erwürgte Unschuld um Rache fleht,
Wenn ihnen die erzürnte Gottheit
Von dem Olympus entgegen donnert!

Wenn von dem Abgrund, der sie verschlingen soll,
Die Seele schauernd oft noch zurücke bebt,
Bis Gott mit mächtger Hand sie fasset,
Und in den Orkus hinunter schleudert!

Wenn aber Weise sterben; so warten schon
Auf sie die Götter, wie wir auf einen Freund,
Der lang die wilde See geprüfet,
Und itzt die Segeln zum Ufer drehet.

Dort blüht der Hain schon, wo er entzückungsvoll
Die neuen Freunde sehn und umarmen soll.
Dort wird in ihre heilgen Becher
Göttlicher Nektar herunter triefen.

Dort

Dort wird die Tugend, welche Tyrannen hier
Zu Boden treten, siegreich ihr glänzend Haupt,
Um welches ewge Palmen grünen,
Unter den himmlischen Reihen erheben!

Dort wird die Wahrheit, die sich in tiefe Nacht
Vorm kühnen Blicke sterblicher Weisen hüllt,
Uns ihren heilgen Tempel öffnen,
Welchen ein ewger Mittag erhellet!

Bleibt, Freunde, bleibet mir und der Tugend treu!
Kein Marmor melde, wo ich begraben bin!
In euren Herzen will ich leben,
Wenn ich im Reich der Verwesung modre.

Für euch, ihr Richter! will ich die Götter flehn,
Daß sie das Schwerdt der Rache zurücke ziehn.
Erwäget selbst, ob Gotteslängner
Ihre Beleidiger lieben können?

Ich fühl, ich fühle süßre Ahndungen . . .
Schon windt die Seele sich von dem Körper los,
Und strebt, gleich dem ätherschen Adler,
Zu den Gestirnen empor zu fliegen!

So ſprach der Weiſe! göttlicher Schimmer floß
Um ſeine Stirne. Gleich dem Anakreon
Nahm er den gifterfüllten Becher
Lächelnd, und trank ihn mit ſtarken Zügen.

Die Richter ſtaunen! Langſam ergießet ſich
Die Todesbläſſe über ſein Angeſicht.
Bis ihm der Tod vom ſchwarzen Becher
Schäumend durch Nerven und Adern ſtrömte!

Nun hüllt er ruhig ſich in den Mantel ein,
Und ſinkt zu Boden. = = = Tugend! dich nennt er noch
Im leiſen Röcheln = = = Tugend ſchwebet
Noch auf dem ſterbenden Mund des Weiſen!

Beweis,

Beweis, daß die Seele ihren Sitz in der rechten Wade habe.

Große Genies sind vortreflicher und bewundernswürdiger als mittelmäßige, aber deswegen nicht immerdar glücklicher. Hiervon kann ich ein neues Beyspiel seyn, der ich bey meinen geringen Gaben den Sitz der Seele ausfündig gemacht. Jedermann weiß, in was für Schwierigkeiten diese Materie eingewickelt ist, und was die Weltweisen bisher für verschiedene Meynungen davon gehegt haben. Die meisten halten dafür, die Seele sitze in der Zirbeldrüse des Gehirns: allein der geneigte Leser wird es mir zu Gefallen thun, und diesen Irrthum verwerfen. Einige setzen sie in die Brust, welches noch unwahrscheinlicher ist. Andere sagen gar, sie sey durch den ganzen Leib hindurch zerstreut, und bestehe in den subtilen und geistigen Säften und Nerven des Körpers: allein dieß ist die grundschlimme Meynung der Materialisten, mit welcher ich nichts zu schaffen haben mag. Nun ist endlich der glückliche Zeitpunkt gekommen, daß diese Sache entdeckt werden sollte, und o! wie glücklich bin ich nicht, daß die Entdeckung mir zugedacht war. Die Anzahl der Erfinder ist sehr gering, desto größer wird mein Ruhm seyn, und desto mehr werde ich die Augen der ganzen gelehrten Welt auf mich ziehen.

Damit man aber sehe, wie ich auf diese wichtige Sache gekommen bin; so will ich, nach der Ermahnung des Herrn Baron von Wolf, alles ordentlich erzählen, weil dadurch vielleicht die Regeln der Erfindungskunst vermehrt und deutlicher werden können.

An einem schwülen Nachmittage kam ich in das Zimmer eines meiner Bekannten, wo ich ihn in einem sehr tiefen Schlaf begraben fand. Ich wollte ihn aufwecken, und schüttelte ihm deswegen den Kopf, allein er blieb ohne Empfindung, folglich muß seine Seele nicht im Kopfe gewesen seyn. Ich kützelte ihn hernach am Leib, schrie ihm ins Ohr, kneipte ihm die Hände, allein er schien seines Lebens völlig beraubt zu seyn: bis ich endlich, wie vom Orakel erinnert, auf den glücklichen Einfall kam, ihn in die rechte Wade zu klemmen, da er dann mit vieler Munterkeit aufsprang, und mich versicherte, daß ihm bey meinem Klemmen ein Stich durch die Seele gegangen sey. Ich vermuthe daher, daß ich seine Seele gerad an dem Ort zu packen bekommen habe, wo sie am empfindlichsten ist: und da mein Bekannter weder durch das Kopfschütteln, noch durch sonst eine Procedur, als allein durch das Klemmen der Wade erwachte; wie konnte ich anderst schließen, als daß die Seele in der Wade ihren Sitz haben müsse, zumal da mein Bekannter mir schwur, es sey ihm ein Stich durch die

die Seele gegangen? Folglich habe ich nun meinen Satz aus der Erfahrung bewiesen.

Weil man mir aber den Einwurf machen könnte, ich habe es nur von der Seele meines Bekannten erwiesen, und weil diejenige Sätze, die aus der Erfahrung und Vernunft zugleich demonstrirt werden, die größte Gewißheit haben; so will ich eben dieses auch mathematisch von allen möglichen Seelen beweisen, und den Beweis so kurz fassen, daß man ihn leicht im Gedächtnis behalten kann. Es sey der Sitz der Seele, weil man ihn erst finden soll = x, die rechte Wade aber sey = a; so wird man nur einen Vernunftschluß machen dörfen, der zu seinem Hintersatz hat x = a. Wer das vorhergehende wohl gefaßt hat, und die citirten § § aufzuschlagen weiß, der wird nachstehenden Schluß als unwidersprechlich ansehen

x = p (§. 60.)
a = p (ex def.)

x = a Q. e. d.

Nunmehr ist alles außer Zweifel gesetzt, und ich darf mit einem zuversichtlichen Ton ausrufen: εὕρηκα! Nur von dem Nutzen dieser Erfindung will ich noch etwas weniges anhängen. Eine Erfindung ist desto nützlicher, je mehr man Sachen daraus herleiten und erklären kann. Was nun diese meine Entdeckung

betrifft; so sieht man erstlich die Ursache ein, warum die rechte Wade gemeiniglich ein wenig dicker ist, als die linke. Die Meßkünstler haben ausgerechnet, daß sich der Diameter der rechten Wade zum Diameter der Linken verhalte, wie 100 zu 99. Genau hat man die Sache bisher nicht bestimmen können; dann die Wade ist kein völlig sphärischer Körper: der Fehler aber ist so klein, daß man ihn keiner Aufmerksamkeit zu würdigen hat. Weil also die Seele ihren Sitz in der rechten Wade hat (§§. antecc.) so hat man sich nicht mehr zu verwundern, daß sie ihn über die Dicke der Linken ausdehnet. Zweytens erhellet jetzt, warum die Mädchen die dicken Waden gerne sehen: es geschieht nämlich solches gar nicht, wie ihnen ihre Feinde Schuld geben, aus unächten Absichten, sondern bloß darum, weil eine dicke Wade ein Zeichen von einer dicken und großen Seele ist, und deswegen thut das Frauenzimmer ganz vernünftig, wenn es den Verstand eines Menschen nach der Dicke seiner Wade beurtheilt. Drittens erkennt man daraus den Grund, warum vernünftige Aerzte rathen, man soll das Haupt kalt, die Füße aber warm halten. Der berühmte Herr von Segner schrieb davon eine Disputation unter dem Titel: calor pedibus, frigus capiti: woraus ich schließe, daß er schon damals von dieser Entdeckung einen dunkeln Begriff gehabt. (Deswegen will ich aber nicht hoffen, daß

daß er mir die Ehre der Erfindung ſtreitig machen wird.) Weil alſo die Seele in der Wade ihren Sitz hat; ſo muß man dieſelbe warm halten, dann man hat der leidigen Exempel nur zu viel, daß einem manchen ſeine Seele erfroren iſt. Viertens kann ich hier nicht vorbeygehen, die Barbiere zu ermahnen, daß ſie Leuten, die in einer Ohnmacht liegen, auf dem rechten Fuß zur Ader laſſen; dann ſo wird das Blut, das die Seele umnebelt, am bäldeſten hinweggezogen. Weil ich hier von Barbieren rede, ſo möchte man mir den Einwurf machen: wenn man einem verunglückten Menſchen den rechten Fuß abnähme; ſo müßte er meiner Meynung nach ſterben, welches doch wider die Erfahrung ſtritte: allein dieſen Leuten, die ſo unverſchämt ſind, mir Einwürfe zu machen, dienet zur Antwort, daß ſich die Seele in dieſem Fall in den Schenkel zurückzieht. Fünftens rathe ich allen, die Stiefel tragen, daß ſie ihre Waden nicht zu ſehr einſchränken, damit die Seele nicht gehindert werde, die Sphäre ihrer Wirkſamkeit ſo weit auszudehnen, als es ihr beliebt. Deswegen lacht mir allemal das Herz, wenn ich junge Modekünſtler ſehe, die ihre Stiefel herunter hangen laſſen, und die Waden niemals damit bedecken; und man wird finden, daß dergleichen Herren ſich vor andern Leuten eine dicke Seele ziehen.

Ich könnte noch viele Phänomene hieraus erklären, allein ich zweifle nicht, daß es Männer geben wird, die dieser Erfindung noch weiter nachdenken werden, ja ich erlebe es vielleicht noch, daß man Systeme auf den Satz baut: die Seele hat ihren Sitz in der rechten Wade.

Ode

an Herrn S*.

Wie selig sind wir, dem Schwarm der Thoren entrissen,
Mein einziger Freund! wie wohlgenossen entfließen
Die Stunden, vom Ton der silbernen Leyer gefüllt!
Wie froh ist der Geist in dichtrische Bilder gehüllt!

Noch müd von der Last der abgeworfenen Bürde
Erhubst du auch mich zu der verborgenen Würde;
Du lößtest auch mir das festverwickelte Band.
Schwach folgte mein Fuß, doch willig, der leitenden Hand.

Jetzt

Jetzt lacheſt du, Freund, des Schwarmes hirnloſer Thoren!
Er ſchadet uns nichts = = = in bleyernen Feſſeln geboren,
Durchkreucht er den Staub, und wünſcht ſich kein gröſſeres Glück,
Und niemals erſteigt die Sterne ſein ſclaviſcher Blick.

Uns, Freund, nur bedeckt der Lenz mit Blüten die Bäume,
Uns zieht nur des Bachs Geräuſch in dichtriſche Träume;
Uns ſinget ihr Lied die nächtliche Sängerinn vor,
Denn niemand, als wir, reicht ihr ein prüfendes Ohr.

Sie wünſchte ſich oft, daß ihren göttlichen Liedern
Die dankbare Leyr möcht in Geſängen erwiedern.
Sie wünſcht es umſonſt. Es hörte ſie niemand = = als wir;
Wir hörten ihr zu, und lernten Lieder von ihr.

Denn goß sie uns, Freund, aus ihrer zitternden Kehle
Empfindungen ein in die süßschaudernde Seele.
Jetzt drang sich die Seel in Lust überfließend hervor,
Und saß voll Gefühl an dem benachbarten Ohr.

Nun wallte die Hand mit stärker rasselndem Feuer
Die Seiten hinab auf der horazischen Leyer.
Die Gegend erwacht auf jeden begeisterten Griff;
Der Dummkopf allein beschwerte sein Lager, und schlief.

Von dem Beyfalle.

Wenn ich bedenke, wie gefährlich es ist, ein neuer Autor zu werden; so verwundre ich mich noch jetzt über die Verwägenheit meines Entschlusses, in der gelehrten Welt aufzutreten. Der Beyfall ist der Abgott, dem fast alle Scribenten opfern: aber wie wenige sind so glücklich, von ihm mit günstigen Blicken angesehen zu werden. Er stellt sich gegen viele, wie eine spröde Schöne, die desto mehr flieht, je mehr sie verfolgt wird. Mancher, wenn er nicht geschrieben hätte, wäre für fähig gehalten worden, schreiben zu können: so aber hat er das Publicum zu seinem Nachtheile von seiner Unfähigkeit überzeugt. Er wäre für gelehrt gehalten worden, wenn er nie gesucht hätte, dafür angesehen zu werden.

Allein, wird man sagen, dieß ist nur das Schicksal elender Scribenten: der Beyfall folgt einem guten Autor auf dem Fuße nach. — Nichts weniger! Es giebt hinlängliche Beyspiele, daß die vortrefflichsten Schriften entweder mit einer Gleichgültigkeit oder gar mit Verachtung angesehen worden. Alles, was vortrefflich ist, hat eine gewisse Feinheit, welche zu empfinden die meisten Menschen ein zu stumpfes Gefühl haben: es hat eine künstliche Einrich-

tung, welche nur ein scharfsichtiges Auge entdeckt. Diese Feinheit, dünkt mich, ist nirgends so groß, als in den Werken des Geistes, so viel sich auch die Weltweisen auf ihre subtile und einfache Begriffe einbilden. Nun setze man, es stehe ein Autor an einem Ort auf, wo der Geschmack erst anfängt, sich zu bilden: wo die eine Hälfte noch in einer tiefen Barbarey liegt, die andere Hälfte einen unrichtigen Geschmack hat, und nur einer oder zween sind, welche den glänzenden Namen wahrer Kenner verdienen. Man setze ferner, es sey eine Schrift, welche wesentliche Schönheiten enthalte, welche den Grund ihrer Vortrefflichkeit in sich selbst habe, und also nicht bedörfe, von irgend eines Kunstrichters Lob einigen Glanz zu entlehnen. Wie wird es unter gemeldten Umständen einer solchen Schrift ergehen? Diejenige Hälfte, welche noch von einer gänzlichen Unwissenheit bedeckt ist, wird dieselbige gar nicht bemerken. Gute Schriften machen kein sonderliches Geräusch: sie ahmen hierinnen ihrem Urheber nach, der sie allemal mit der größten Bescheidenheit der Welt übergiebt. Diejenige also, die, im Reiche des Geschmacks, in einem tiefen Schlafe begraben liegen, werden gar nicht aufwachen, und in ihre schläfrige gefühllose Seelen wird eine solche Schrift gar keinen Eindruck machen. Folglich hat der vortreffliche Autor schon von der Hälfte eines solchen Volks sich keinen Beyfall zu versprechen!

Was

Was hat er aber von denjenigen zu erwarten, die einen halben Geschmack haben? — Diese werden doch seinem Werk einige Gerechtigkeit wiederfahren lassen. — O nein! diese Classe ist viel schlimmer, als die vorige. Jene wird gar nicht gerührt, diese empört sich: jene hilft der guten Schrift nicht auf, diese sucht dieselbige so gar zu unterdrücken: jene bleibt gleichgültig, diese sieht es als einen Eingriff in ihre Rechte an, und geräth darüber in eine Art von Raserey. Sie sehen wohl ein, daß sie der Glanz des neuen Scribenten verdunkeln, und ihrem Ansehen nachtheilig seyn werde. Sie fassen also den Entschluß, ein solches Werk frühzeitig zu unterdrücken. Swift sagt an einem Ort: so bald ein großer Geist sich zeigt; so stehen die Schöpse insgesammt wider ihn in Verbindung. Denn so verschiedne Genies können sich unmöglich mit einander vertragen.

Vielleicht aber werden die Kenner, so klein auch ihre Anzahl ist, mit ihrem Urtheil durchdringen, und den wahren Werth einer solchen Schrift bestimmen, und ihr nach und nach auch unter denen, die wenig Geschmack haben, Beyfall erwerben. Ich gebe es zu, wenn es Kenner sind, die sich schon vorher bey dem Publico in ein feyerliches Ansehen gesetzt haben, und deren Stimme wie ein Orakel verehret wird. Sind es aber Kenner, die in der Dunkelheit leben;

leben; so werden sie entweder ihr Urtheil zurück halten, weil sie wohl voraus sehen, daß ihre Worte wenig Gewicht haben werden, oder, wenn sie auch etwas zum Vortheile des neuen Autors sagen; so werden sie von dem Geschrey des großen Haufen überstimmt werden.

Zu diesem allen können noch andre dem Autor sehr nachtheilige Umstände kommen; er ist vielleicht in einem sehr niedrigen Stand, er hat keinen prächtigen Titel und Charakter, er ist noch sehr jung, er lebt in einer Gesellschaft, wo er viele über sich hat, — welche Vorurtheile werden in den Gemüthern der Leser entstehen, welche den Verfasser kennen, und diese seine Umstände wissen! Ich bin dreyßig Jahr alt, wird ein mancher denken, und dieser, der kaum aus den Knabenjahren getreten, getraut sich schon ein Schriftsteller zu werden! — Welch eine Klugheit! — Es ist nicht möglich, daß ein Mensch von achtzehn Jahren etwas gutes schreiben sollte, da ich in meinem dreyßigsten noch keine Tüchtigkeit bey mir verspüre! — so beurtheilt man andere nach seiner eingeschränkten Fähigkeit, und erniedrigt sie zu sich herunter.

Illis robur & æs triplex
Circa pectus!

Unüber-

Unüberwindliche Vorurtheile haben sich einmal in ihrem Gemüthe festgesetzt, nach welchen sie alles zu beurtheilen pflegen, und welche sie sich nicht so leicht entreißen lassen.

Wenn der gute Schriftsteller in seinem Vaterland an einer erhabnen Stelle steht, wo er von jedermann bemerkt werden kann: wenn er durch seinen äußerlichen Schimmer schon vorher die Bewunderung seiner Landsleute an sich gezogen; so ist es freylich seiner neuen Schrift nicht schwer, einen fast allgemeinen Beyfall zu erhalten: denn sie würde in diesem Fall auch alsdann gelobt werden, wenn sie nicht so schön wäre. Wenn aber der neue Autor keine dergleichen äußerliche Vorzüge hat, wenn er in einer Dunkelheit lebt, wo er von wenigen gesehen und hochgehalten werden kann; so wird seine Schrift sich durch die Vorurtheile seines Vaterlandes schwerlich durcharbeiten.

So gefährlich es aber um die gute Schrift aussieht, und so nahe sie dem Untergange zu seyn scheint; so wenig hat der Autor zu befürchten, daß sie unter den Haufen der elenden Schriften geworfen, und ein gleiches Schicksal mit ihnen haben werde. Denn es wäre das erste Beyspiel, daß eine gute Schrift auf eine solche Art in Vergessenheit gerathen wäre, und das Ende der schlechten Schriften genommen hätte. Es wird gewiß der Zeitpunct kommen, da sich die Vortrefflichkeit einer solchen Schrift aufklärt. Der Kenner und Kunstrichter wird noch bald genug aufstehen, der sie aus dem unverdienten Staube ziehen, und ihr den gehörigen Rang unter den guten Büchern anweisen wird. Vielleicht fällt sie einem Kenner in die Hände, der ein anderes Vaterland hat, als der Verfasser, der nicht die mindesten Umstände von ihm weiß, der also unparteyisch sein Augenmerk blos auf die Schrift hingerichtet, und sein Urtheil nach ihrem Werthe mißt.

Er

Er wird erstaunen, daß eine solche vortreffliche Schrift von dem Buchladenstaube verzehrt werden soll. Er wird einsehen, daß ihre Vortrefflichkeit, und mithin eben das, was ihr eine allgemeine Aufnahme verschaffen sollte, die wahre Ursache sey, warum die Anzahl ihrer Leser so gering ist. Er wird aus einem patriotischen Eifer für den Geschmack, sein Ansehen der guten Schrift um so lieber leyhen, je gewisser er weiß, daß dieselbige einmal aus Dankbarkeit ihren Ruhm mit demjenigen theilen wird, der sie aus dem Staube hervorgezogen.

Auf diese Art hat die Zeit den Werth des vortrefflichen Autors entdeckt, und er steht jetzo, da er erst noch von Leuten, die einen halben Geschmack haben, verspottet wurde, und befürchten mußte, in einer ewigen Vergessenheit liegen zu bleiben, durch eine plötzliche Veränderung an den Pforten der Unsterblichkeit: da indessen Schriften, die von dem gemeinen Haufen mehr verschlungen, als gelesen wurden, eben so schnell, als sie entstanden, wieder verschwunden sind. Die Hindernisse, die ein solcher Autor, der unter gemeldten Umständen geschrieben, hat überwinden müssen, vermehren jetzt seinen Ruhm. Seine Feinde oder vielmehr die Feinde des guten Geschmacks sind auf das empfindlichste gestraft, und wenn sie noch einen Funken Aufrichtigkeit haben; so werden sie ihre Urtheile widerrufen, oder doch schamroth schweigen, oder, wenn sie ja noch unverschämt genug sind, die gute Schrift, die nunmehr der allgemeine Beyfall heilig und unverletzlich gemacht hat, anzutasten, ein würdiger Gegenstand der Satyre werden.

Diese Entwicklung kann noch zu des Schriftstellers Lebzeiten, oder erst nach seinem Tode, bald oder spät geschehen, nachdem sich die Umstände geben: denn es

ist

ist gewiß, daß auch in Werke des Geschmacks das Glück und der Zufall einen großen Einfluß haben. Hernach kömmt viel darauf an, ob das Land, worinn der Autor schreibt, früh oder spät Geschmack bekommt. Wenn die Barbarey groß ist; so ist er vielleicht schon gestorben, wenn seine Schriften zu leben anfangen, und er kann also die Früchte seiner Bemühungen nicht einärndten. Doch dieses geschieht, wie ich gesagt habe, nur in dem Fall, wenn er in dem Vaterland der Duncen geschrieben, wo man ein ganzes Mannsalter vorbeygehen lassen muß, bis die Alten abgestorben, und gleichsam eine ganz neue Gattung von Menschen darinn gepflanzt worden ist.

Aus dem bisherigen läßt sich die Frage beantworten, ob es rathsam sey, daß einer, der in einem Lande lebt, wo noch die Unwissenheit und der falsche Geschmack herrscht; der in der Dunkelheit lebt, und der aus allen Umständen sich selbst prophezeyhen kann, daß er wenig oder gar keinen Beyfall erhalten werde, daß, sage ich, ein solcher es wage, ein Autor zu werden? Wenn man meine Hypothese wohl erwägt; so ist die Sache in der That gefährlich. Die meisten Scribenten haben den Ruhm zu ihrer Absicht. Hier sehen sie zum voraus, daß sie ihren Endzweck nicht erreichen, oder daß sie wenigstens ihren Ruhm, der vielleicht sehr spät kömmt, theuer werden bezahlen müssen.

Ich gestehe es, diese Betrachtungen können viele überreden, entweder gar nicht zu schreiben, oder zu warten, bis sie aus allen diesen Umständen herausgesetzt sind. Inzwischen halte ich doch dafür, ein Mensch, der erhaben denkt, der seine innerlichen Vorzüge fühlt, der überzeugt ist, daß die Verachtung der Duncen ihm mehr zur Ehre als zur Schande gereiche, und überhaupt ein großes Genie soll sich durch diese Vorstellungen nicht abhalten lassen, sondern, dem guten

Ge-

Geschmack aufzuhelfen, auch in einem barbarischen Lande schreiben. Denn wann würde der gute Geschmack empor kommen, wenn ein jeder so furchtsam seyn wollte? Die Musen werden gewiß gegen seine Bemühungen nicht undankbar seyn. Er wird auf diese oder eine andere Art durchdringen. Freylich muß er die Anfälle des großen Haufen einige Zeit mit Gelassenheit und standhaftem Muth aushalten. Es wird aber nicht an muthigen Streitern fehlen, die seine Sache vertheidigen, und sich der Unverschämtheit seiner Widersacher entgegensetzen. Hier kann also der gute Autor ein neues Zeichen seiner Größe geben, wenn er im Stand ist, seinen niederträchtigen Feinden ihr Recht wiederfahren zu lassen, das ist, sie zu verachten!

Digitized by Google

Carlsruher Beyträge

zu den

schönen Wissenschaften.

VIRGILIVS.

Dritten Bandes V. Stück.

Frankfurt und Leipzig, 1764.
druckts und verlegts Michael Macklot,
Markgräfl. Baden-Durlachischer privil. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von
den Mitteln,
die
menschlichen Kenntniße
auf
die Nachwelt zu bringen.

Vorerinnerung.

Unter den Trieben, welche die gütige Mutter aller Dinge, die Natur, in die Menschen gelegt hat, ist keiner edler, keiner, der sie mehr von den übrigen Geschöpfen unterscheidet, als die Begierde, ihre Kenntniße und das Gedächtniß der Weltbegebenheiten auf die Nachwelt fortzupflanzen. Dieser Trieb ist unser Eigenthum und beschäftiget sich vornämlich

mit dem unsterblichen Theile unsers Wesens. Allein wie unthätig würde er danieder liegen, wenn man keine Mittel erfunden hätte, solchen an den Tag zu legen! Ich will einen Versuch machen, die vornehmsten dieser Mittel anzuzeigen, und zum Beschlusse einige Nachrichten von den Bibliotheken des Alterthums, als einer Hauptquelle der Künste und Wissenschaften, beyfügen. Ich kann mir nicht schmeicheln, viel neues von einer Materie zu sagen, welche großen Männern bereits so reizend vorgekommen, daß sie solche zum Gegenstande ihrer gelehrten Bemühungen gemacht haben. Aber eben dieses weite und schöne Feld, das sie meiner Aussicht öffnen, ermuntert mich, den Eintritt in dasselbe zu wagen und Blumen darin zu pflücken. Ich hätte zwar kühnern Beyspielen nachahmen und durch Verhehlung der Quellen, woraus ich geschöpft habe, mich zu einem Originalschriftsteller aufwerfen können. Allein ich habe niemals gewünscht, mehr zu scheinen, als ich bin und hoffe deswegen von den Weisen nicht getadelt und von den Thoren nicht beneidet zu werden.

Erster

Erster Abschnitt.

Wenn wir auf die Arten Achtung geben, deren sich die Menschen von jeher bedienet haben, einander ihre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, so werden wir deren zwo bemerken, nämlich die, so die Natur selbst, zweytens diejenigen, welche die Kunst hervorgebracht hat. Unter die ersten gehören die Geberden, die Sprache und der Gesang, ursprüngliche Zeichen der den Menschen beywohnenden Vernunft, wovon selbst die Kinder sehr frühe Beweise geben. Ehe sie noch zur Reife gekommen, weisen sie uns durch die Bewegungen ihrer kleinen Gliedmaßen ihre werdenden Begriffe und Empfindungen. Bey ihnen heißt mit den Armen umfassen so viel, als lieben. Ihren Widerwillen drücken sie durch die Verwendung des Hauptes aus. Sie deuten mit den Fingern auf dasjenige, was sie verlangen; sie beben, oder laufen fort, wenn sie sich fürchten und richten die Augen in die Höhe, wenn sie bewundern, oder, welches einerley ist, wenn sie etwas nicht verstehen. Diese stumme Beredtsamkeit des Körpers bleibt bey Menschen von einem lebhaften Charakter bis an das Ende und man kann ganze Nationen

nach dem Maaße ihrer Geberden und Stellungen von einander unterscheiden. Wie oftmals müssen die Menschen, denen es an der Kenntniß oder den Organen der Sprache gebricht, zu den Geberden und andern Zeichen ihre Zuflucht nehmen, um sich andern begreiflich zu machen? Die Geschichte der Handlung stellt uns ganze Völker vor Augen, welche bloß dieses natürlichen Mittels sich bedienen, um sich gegen einander ohne Hilfe der Rede, oder eines Dolmetschers zu erklären, und ihre Verrichtungen *a*) zu Stande zu bringen. Die Kunst, welche immer in den Spuren der Natur einher zu treten pflegt, hat diesen angebohrnen Bewegungen allmälig Regeln ertheilt und den Tanz, die mimischen und andere Schauspiele erfunden, welche nicht nur zum Vergnügen, sondern auch, um das Andenken gewisser Begebenheiten zu erneuen, angestellt wurden *b*). Hierin haben die ältes-

a) Ungeachtet in Canada drey Hauptsprachen herrschen, deren keine mit der andern eine Verwandtschaft hat, und die wiederum in vielerley Mundarten abweichen, so treiben die verschiedenen Nationen dennoch Handlung miteinander, indem sie sich vermittelst der Geberden und Zeichen ihre Gedanken eröffnen. S. The Natural & Civil History of the French Dominions in North & South-America by T. Jefferys P. I. p. 48.

b) Es hat schon Lucian erwiesen, daß die Tänze und die Kunst der Geberden bey allen nicht nur gesitte-

ältesten, ja sogar barbarische Völker, die beynahe keine menschliche Sprache besassen, schon sehr frühe einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht *c*).

Wir kommen auf eine deutlichere Art, Gedanken und Empfindungen auszudrücken, das ist, die Sprache. Wie vorzüglich diese Gabe der Natur für die Menschen sey, können wir daraus schließen, weil die witzigste Nation des Erdkreises Wort und Vernunft mit einem und eben demselben Namen beleget *d*). Eunomius ist in seiner Verehrung gegen die Sprache bis zur Abgötterey gegangen und hat behauptet, daß eine gewisse ewige und unveränderliche Natur darin läge; weil GOtt selbst nach dem mosaischen Zeugniße schon vor der Schöpfung ge-

 redet

gesitteten, sondern auch barbarischen Völkern gleich Anfags üblich gewesen. Tom. IV. Operum περὶ ὀρχήσεως.

c) Auf der Küste Guinea giebt es Nationen, die fast den Thieren an Sitten und Tönen gleichen und sich kaum selbst verstehen, aber in ihren Tänzen und Gesängen desto mehr Geschicklichkeit zeigen. W. Bosman's new & accurate Descriptionof the Coast of Guinea, lett. 9. Von den Wilden in Amerika s. les mœurs des Sauvages Americains par le R. P. Lafiteau, Tom. II, p. 217. 218 &c.

d) λόγος.

redet habe *e*). So viel erhellt aus heiliger Schrift, daß GOtt in Adam die Fähigkeit zu reden müsse entwickelt haben, weil sonst Adam in einer so kurzen Zeit die Geschicklichkeit nicht würde erlangt haben, die Geschöpfe, so vor ihn gebracht wurden, mit Namen zu belegen *f*). Die chaldäische Uebersetzung erklärt es, wenn sie in einer der erhabensten mosaischen Stellen sagt *g*): Daß der Hauch des Lebens, welchen GOtt dem ersten Menschen ins Antlitz geathmet, in diesem zu einer sprechenden Seele geworden. Mahomet beleidigt hier nach seiner Gewohnheit die göttliche Offenbahrung, indem er aus dieser verehrungswürdigen Begebenheit die seltsamste Scene erdichtet. Er sagt in seinem Koran *h*): GOtt sprach zu seinen Engeln: Ich will einen Statthalter auf Erden erschaffen! Als die Engel etwas spöttisch darauf geantwortet, so habe er Adam die Namen aller Dinge gelehrt und hierauf die Engel gefragt: Könnt ihr mir alles das nennen, was ich erschaffen habe? Als diese sich mit ihrer Unwissenheit entschuldigt, so habe er Adam gerufen, daß er ihnen die Namen der Geschöpfe angäbe, nnd den Engeln befohlen, sich vor ihrem Lehrmeister

zu

e) Gregor. Nyss. cont. Eunom. 21.

f) Gen. 2, 19 & 20.

g) Gen. 2, 7.

h) c. 2. v. 30.

zu demüthigen: welchem Befehl auch alle gehorcht, nur Satan nicht.

So ungereimt dieser Auftritt in dem Koran ist; so zweydeutig ist auch die Meynung der jüdischen Schriftsteller, welche vorgeben, daß GOtt selbst nicht nur die Sprache, sondern auch die Puncte, Buchstaben und Accente den ersten Menschen gelehret und daß diese heilige Sprache, welche GOtt selbst gebildet und geredet, keine andere, als die itzige hebräische sey. Gewiß ist es und beides die Offenbahrung und weltliche Schriftsteller erhärten es *i*), daß die Menschen Anfangs einerley Sprache gehabt: aber ob diese ursprüngliche Mundart bey dem Geschlechte Hebers, wie man vorgiebt, unverletzt geblieben sey und sich aus der Verwirrung zu Babel gerettet habe, ist nicht wohl zu entscheiden *k*). Es kann seyn, daß dieses Geschlecht von der anfänglichen Mundart sich weniger entfernt, weil es sich an dem Ursprungsorte länger aufgehalten hat, als andere Noachiden. Allein seine Nachfolger, die Patriarchen, reisten und machten verschiedene Pflanzstädte in fremden Ländern aus. Es ist also nicht zu vermuthen, daß sie nicht etwas von der

i) Gen. XI, 1. Abyden. atque Hestiæus ap. Euseb. in Præparat. Evang. l. 9.

k) Universal history Vol. I. p. 348. &c.

Mundart der Völker, bey denen sie sich niederließen, sollten angenommen haben. Als Abraham Chaldäa verließ, um nach Kanaan zu ziehen, so redete er zweifelsohne eine ganz andere Sprache, als die sein Geschlecht nachhero von den Kananitern erlernt; wie solches aus den verschiedenen Namen abzunehmen ist, welche Jakob und Laban dem Denkmaale ihres Bundes beygelegt *l*). Es hat also das alte Hebräische, gesetzt es wäre die erste Sprache gewesen, dennoch die Abwechselungen erlitten, wie die Mundarten aller anderer Geschlechter und erst nach und nach die Gestalt gewonnen, worin es zu Mosis und der nachfolgenden Schriftsteller Zeiten erschienen.

Die Eigenliebe, diese herrschende Leidenschaft menschlicher Herzen, hat den meisten Nationen das schmeichelnde Vorurtheil eingeprägt, daß ihre Sprache die älteste sey. So haben die Armenier sich dieses Vorzugs angemasset, weil die Arche sich auf ihrem Gebirge niedergelassen und Noah mit seinem Geschlechte daselbst einige Zeit verziehen müssen, bis Chaldäa, welches niedriger lag, vom Gewässer völlig befreyt und wohnbarer geworden *m*). Von eben dem Gewichte ist dasjenige, was die griechischen Schriftsteller von einem Könige in Aegypten Psammitichus

l) Gen. 31, 47.

m) Universal history vol. I. p. 346.

tichus erzählen. Dieser wollte erfahren, welches das älteste Volk in der Welt wäre und nachdem er eine Menge Untersuchungen deswegen angestellt, welche nichts entschieden, so gerieth er auf den sinnreichen Einfall, zwey neugebohrne Kinder in ein entlegnes Zimmer zu verschließen, nachdem er ihnen einige Ziegen, oder, wie Andere meynen, Säugammen beygesellt, denen er zuvor die Zungen abschneiden lassen, damit die Kinder keine andere Sprache lernten, als welche die Natur ihnen einflößen würde. Als sie nun einige Jahre in dieser wilden Erziehung zugebracht, und man vermuthete, daß sie zu lallen und ihre kindischen Töne zu stammeln vermögend wären, so schickte der König einen vertrauten Menschen zu ihnen, um zu vernehmen, was für Wörter sie zuerst aussprechen würden. Dieser hatte kaum die Thüre des Zimmers geöffnet, als die Kinder ihm mit ausgereckten Armen entgegen liefen und nichts riefen, als Bekos, welches in der phrygischen Sprache Brodt bedeutet, woraus der scharfsinnige König den Schluß zog, daß die Phrygier das älteste Volk auf Erden und ihre Sprache die Mundart der Natur sey *n*). Die Indostaner

n) S. Suidam in βεκκεσέληνος. Herodot (in Euterp.) sagt, es hätten ihm sogar die Priester des Vulkans zu Memphis die Wahrheit dieser Geschichte versichert. Wenn wir mit dem Goropius Beca-

ner prahlen mit ihrer vornehmen Sprache, so sie Hanscrit nennen und versichern mit der äußersten Zuverlässigkeit, daß sie dieselbe von GOtt selbst durch den Brama empfangen. Sie ist in ihren vier Beths, welche ihre heiligen Bücher vorstellen, ihrer Meynung nach annoch vorhanden und so alt als Brama, dessen Leben sie auf

Becanus (in orig. Antverp.) worin er die niederländische Sprache für die älteste angiebt, phantasiren wollten, so könnten wir behaupten, dieses phrygische Wort, welches βέκκος von den Griechen geschrieben worden, sey nichts anders, als unser deutsches Weck: Weil der Buchstabe β im Griechischen die Stelle unsers W vertritt und die Endsylbe ος von diesen Schriftstellern dem Genie ihrer Sprache gemäß nur hinzugefügt worden. Was wir hier im Scherze sagen, hat ein neuerer Schriftsteller, Erricus, dessen Buch in Venedig ans Licht getreten, von dem Griechischen im Ernste behaupten und erweisen wollen, daß dieses die erste Sprache der Menschen gewesen. Als Adam, spricht derselbe, seine Augen zuerst aufthat und die Werke der Schöpfung sah, so rief er vor Verwunderung und Erstaunen: ὠ. Bey Erblickung der Eva preßte ihm die Freude ein doppeltes ὐ ὐ aus. Sein erstgebohrner Sohn schrie bey seiner Geburth ὲ ὲ ὲ ὲ und sein zweyter Sohn, der eine schärfere Stimme hatte, schrie ὶ ὶ ὶ ὶ. Wodurch das griechische Alphabet nach und nach von den Menschen entdeckt worden. S. Select pieces on Commerce, natural philosophy &c. &c. Lond. 1754. 2.

auf viele 100. Jahrtausende rechnen *o*). Zwar sind die Persianer etwas bescheidner und glauben, daß in dem Paradise drey Hauptsprachen geredet worden. Die Schlange, so die ersten Aeltern verführt, hat, ihrem Vorgeben nach, Arabisch, Adam und Eva Persisch und der Engel Gabriel, der sie aus Eden verjagt, Türkisch gesprochen. Sie setzen zum Grund dieser Eintheilung, daß das Arabische stark, nachdrücklich, überzeugend, kurz, die Sprache der Wohlredenheit, das Persische anmuthig, sanft und die Sprache des gesellschaftlichen Lebens, hingegen das Türkische drohend, hart und dem furchtbaren Auftrage angemessen sey, welchen der Engel erhalten hatte, die gefallenen Menschen aus ihrem glückseligen Aufenthalte zu vertreiben. Sie fügen diesen merkwürdigen Umstand hinzu, der Engel habe das Strafurtheil den ersten Aeltern erstlich auf Persisch, hernach auf Arabisch angekündigt: als sie aber nicht gehorchen und in ihr Exil entweichen wollen, habe er Türkisch geredet, worauf sie vor Schrecken zitternd entflohen. Sonst sind alle mahometanische Schriftsteller einstimmig, daß GOtt selbst den Adam nicht nur die Arabische Sprache, sondern auch die Schrift gelehret *p*).

Die

o) Voiages de François Bernier dans les Etats du grand Mogol. T. II. p. 147.

p) Voiages de Mr. le Chev. Chardin Tom. III. p. 142. 144.

Digitized by Google

Die Chineſer eignen ſich das Recht zu, ihre Sprache für die älteſte zu halten. Ohne itzo zu unterſuchen, ob Noah der Stifter dieſer Nation geweſen ſey, und ob die Künſte und Wiſſenſchaften am erſten bey ihnen geblühet haben, wie Einige behaupten wollen *q*); ſo könnte man beynahe durch die Verfaſſung ihrer Sprache verleitet werden, ihrer Meynung beyzupflichten. Die chineſiſche Sprache hat weder mit den todten, noch lebendigen Sprachen einige Aehnlichkeit; ſie hat weder ihre Geſtalt, noch Wortfügung. Andere Sprachen haben ein Alphabet von einer gewiſſen Anzahl Buchſtaben, welche durch die manchfaltige Art ihrer Verbindung Sylben und Wörter ausmachen. Sie aber iſt ohne Alphabet und hat ſo viele Charaktere und Figuren, als Wörter, deren Anzahl in der Mandarinen Sprache ſich nicht über 330. erſtreckt und welche alle einſylbigt und unwandelbar ſind. Inzwiſchen reichen ſie doch zu, von allen möglichen Gegenſtänden zu ſprechen, weil ihre Bedeutung durch die Veränderung der Töne, Accente, Aſpirationen oder andere Wendungen der Stimme unendlich vervielfältigt wird *r*). Sie iſt über dieſes

ſo

q) Univ. hiſt. vol. I. p. 261.

r) Zum Beyſpiel diene das Wort Tſchu: Wenn man das *U* ſchleift und mit langſamer, doch heller Stimme ausſpricht, ſo bedeutet es einen Herrn;

ſpricht

ſo einfach und ungekünſtelt, daß weder Geſchlecht, Fall, Zahl noch andere Abwandlungen in ihren Wörtern anzutreffen ſind *s*).

Indeſſen kann ich nicht leugnen, wenn die Einfalt und ungekünſtelte Verfaſſung einer Sprache ein hinlänglicher Beweis wäre, daß ſie die erſte und älteſte in der Welt ſeyn müßte; ſo würde vielleicht die Sprache der Wilden in Amerika der chineſiſchen das Recht der Erſtgeburth ſtreitig machen. Es iſt erſtaunenswürdig, was für Merkmaale der Kindheit des Erdkreiſes ſo wohl in der Tradition und den Sitten, als auch beſonders in den Mundarten dieſer Völker wahrzunehmen ſind *t*).

Um

ſpricht man es geſchwind und flüchtig aus, ſo heißt es die Küche, mit einem ſtarken und männlichen Tone, der aber am Ende ſchwach wird, bedeutet es eine Säule. Du Halde Deſcript. de la Chine Tom. II. p. 268.

s) Du Halde l. c.

t) Man ſehe z. E. die Sprache der Galibis an, eine von den drey Hauptſprachen Weſtindiens. Ein einziges Wort bedeutet oft ſehr vielerley Sachen. Die Namen, ſo ſie gewiſſen Dingen beylegen, drücken oft beſondere Eigenſchaften dem Tone nach aus. Entgegen geſetzte Dinge unterſcheiden ſie oft nur durch das verneinende Wort oua. Um die vielfache Zahl anzugeben, ſagen ſie papo. Das männliche Geſchlecht (genus maſculinum) bezeichnen

Um wieder auf die Sprachen des Orients zu kommen, so hat keine mehr Verfechter ihres vorzüglichen Alterthums gehabt, als die syrische oder diejenige, welche in dem ersten Sitze der Erzväter üblich gewesen. Da aber nicht nur von dieser, sondern auch von der kananitischen und ägyptischen Sprache in heiliger Schrift eine gleich frühe Erwähnung gethan wird *u*); so scheint es wohl niemals ausgemacht zu werden, welche die erste oder älteste gewesen. Auch dieses war eine traurige Folge des Sündenfalles, daß die Menschen sich um diese vielleicht noch einzigen Reste ihrer ehemaligen Würde brachten, da sie ihre Kenntniße und Begebenheiten vermittelst einer sonst allgemeinen Sprache, folglich durch einförmige und unfehlbare Ueberlieferungen auf die Nachkommen hätten fortpflanzen können. Vielleicht hätte die Abgötterey, der Aberglaube und eine Menge Irrthümer sich nicht über das menschliche Geschlecht verbreiten können, welche einen so gewaltigen Ein-

zeichnen sie durch oukeli, das weibliche durch ouori, die Jungen durch Magon. Uebrigens haben sie weder Artikel, noch Vorwörter, weder Abänderungen der Nennwörter, noch der Zeitwörter, ja nicht einmal Verbindungen der Rede. S. Essai de Grammaire sur la langue des Galibis par Mr. de Prefontaine. Eben dergleichen erweiset Dieterich von Bry in der Beschreibung von Brasilien.

u) Gen. 31. v. 47. 42. v. 23.

Einfluß in die Sitten, die Art zu denken und die Geschichte der Erdbewohner haben: Denn die Tradition, diese erste Quelle unsers Wissens würde rein und unverfälscht geblieben seyn. Der Willen des allweisen Erschaffers gieng dahin, daß die aus der Sündfluth geretteten Kinder des Noah und deren Nachkommen die verschiedenen Theile des Erdbodens allmälig wieder bevölkern und zu dem Ende sich von einander trennen sollten. Allein die Thoren suchten ihrer so nöthigen und der göttlichen Absicht so gemäßen Ausbreitung vorzubeugen und unternahmen den kühnen Thurmbau zu Babel, um ein überall sichtbares Zeichen zu haben, den Weg in ihre ersten angenehmen Wohnplätze wieder finden zu können, wenn sie zerstreuet würden. Doch die Allmacht des Ewigen war schneller, als sie. Er verwirrte ihre Sprache, daß sie sich unter einander nicht mehr begriffen: sie sahn sich also außer Stande, ihren Bau fortzusetzen und suchten sich in abgesonderten Haufen neue Wohnplätze auf. Bey diesen Völkerwanderungen blieb zweifelsohne der Urstof der Sprache und man findet ihn noch vornämlich in den Mundarten der ältesten Völker, welche sich am wenigsten mit andern vermischt haben. Man findet ihn in den Resten der kanaanitischen oder phönicischen Sprache, welche, wie oben gesagt worden, vermuthlich die Patriarchen auch annahmen, als sie sich in Kanaan

niederließen, woraus die hebräische und punische Sprache hernach entstanden. Man entdeckt ihn in dem Syrischen und überhaupt in der Sprache derjenigen Völker, welche in und um Mesopotamien her gewohnt haben, indem diese, als Nachbarn der Phönicier und Hebräer nicht nur einzelne Wörter, sondern auch ganze Wendungen des Ausdruckes von solchen borgten und in ihre alte Sprache mengten. Eine gleiche Beschaffenheit hat es mit der chaldäischen und arabischen Sprache, wiewohl diese bereits sehr vermischt und mit neuen Redensarten angefüllt ist. Ja in allen Theilen der bewohnten Erde, so gar in unserm Europa bis gegen Norden sind Spuren dieses Urstoffes in ganzen Wörtern oder wenigstens in den Wurzeln derselben übrig geblieben x).

So tief nun die menschliche Rede von ihrer ursprünglichen Hoheit herabgesunken, so schöne Reste hat sie noch davon aufzuweisen. Wenn wir auf dasjenige, was in unserer Seele vorgeht, aufmerksam sind, so werden wir gewahr, daß wir, indem wir denken, nicht sowohl die Dinge

x) S. Concorde de la Geographie ouvrage posthume de Mr. l'Abbé Pluche, ch. 4.

Mr. Bergier (Elemens primitifs des langues) beweiset diesen Satz durch Beyspiele der hebräischen, griechischen, lateinischen und französischen Sprache.

Dinge selbst, als die Namen denken, womit man die Dinge zu belegen pflegt. Es scheint also, unser Denken sey nichts anders, als eine stille und geheime Rede unserer Seele, welche durch das Gehör entwickelt und durch die Nachahmung in den Organen der Sprache zu ihrer Vollkommenheit gebracht wird. Säuglinge und Kinder denken nichts oder wenig, weil sie noch sehr wenige Zeichen der Gedanken gehört und nachgeahmt haben und bey taubgebohrnen Leuten entdeckt man aus eben dem Grunde mehr thierische Regungen, als menschliche Begriffe. Es ist also eine unphilosophische Redensart, welche im Schwange geht: Der Mensch spricht vieles und denket nichts! Wie kann man Zeichen ohne das Bezeichnete voraus setzen, und da Worte Zeichen der Gedanken sind, wie ist es möglich, jene ohne diese sich vorzustellen? Ganz anders verhielte es sich, wenn es hieße: Der Mensch spricht vieles und denket schlecht! Denn dieses trift meistens ein, und alsdenn ist die Rede eine Reihe vieler schlechter Gedanken. Daher lehrt uns die Erfahrung, daß mancher, den der gemeine Ruf zu einem Orakel der Gesellschaften erhebt, unter den Schriftstellern eine sehr niedrige Stelle einnimmt. Die Ursache ist begreiflich: Die Richterinn der Gedanken und Worte, die Ueberlegung, hat nicht so viele Zeit, dem schnellen und flüchtigen Redner nachzueilen, und das

Viele, was er saget, auf die Waagschale zu legen. Eine Schrift hingegen ist in der Gewalt des ganzen Publicums, und dieses ist nicht eine einzelne Gesellschaft, welche sich von Leidenschaften überraschen läßt; sondern es untersucht und alsdenn erst giebt es seinen Beyfall. Nur ein außerordentlich großes Genie weis von allen Sachen in gleicher Stärke zu reden und zu schreiben, und, wie bekannt ist, so geht die Natur mit dergleichen prächtigen Erzeugungen nicht allzuverschwenderisch um. Es giebt aber eine Art besonderer Seelen, welche hauptsächlich für eine Wissenschaft, für eine gewisse Kunst gebohren zu seyn scheinen. Diese müssen in ihrer Art vortrefflich werden: aber sie beschäftigen sich mit Cultivirung ihres Talentes dermaßen, daß sie gegen andere Objecte weniger aufmerksam sind, als es für sie nöthig wäre, um den Verdacht der Zerstreuung, der Unwissenheit oder einer noch größern Schwachheit von sich abzulehnen. Sie werden auch selten die zweydeutige Geschicklichkeit erlangen, sich in Gesellschaften bemerkenswürdig zu machen; weil ihr Umgang allzu eng begrenzet ist, als daß sie mit der Sprache der Gesellschaften vertraulich werden könnten, und, welches vielleicht das vornehmste ist, weil sie sich nicht gerne lächerlich machen wollen. Was thun die seltsamen Geschöpfe? sie preisen sich selig, wie Horaz, daß sie mit einem dürftigen, und kleinen

Geiste

Geiſte von den Göttern gebildet worden ſind und die ſchwere Kunſt beſitzen, ſelten und wenig zu reden *y*). Setzt dieſe Leute in einen Kreis von Menſchen, welche mit Tugend, Verſtand und Wiſſenſchaften begabt ſind, ſo wird ihr Mund ſich entfeſſeln und ihr Herz ſeine angebohrene Ungezwungenheit zu Tage legen, indem die edelſten Begriffe und Empfindungen durch einen ſolchen Umgang immer mehr in ihm entwickelt und geläutert werden. Dieſer kleine und dürftige Geiſt, dieſer Horaz, welcher, nicht gemacht war, mit dem gemeinen Haufen ſich abzugeben *z*), hatte das Glück, einem Auguſt und einem Mäcen zu gefallen: denn dieſe allein wußten ihn zu beurtheilen und ihr Urtheil iſt das Urtheil der Nachwelt.

Es iſt alſo einer der wichtigſten Theile von dem Amte der Erziehung, daß man die Sprache des Menſchen gleich auf das Edelſte bildet, das iſt, daß man durch einen lehrreichen und geſitteten Umgang ſeiner eingepflanzten Vernunft, wie einer ſchönen Saat durch die Cultur, forthilft. Nur Adam iſt aus der Hand

y) Di bene fecerunt, inopis me quodque puſilli
Finxerunt animi, raro & perpauca loquentis.
Serm. l. 4.

z) Odi profanum vulgus & arceo.
Od. l. 3. 1.

GOttes sogleich mit allen Vollkommenheiten der Seele und des Leibes hervorgegangen. Alle andere Menschen gelangen erst stufenweise und durch ein gesellschaftliches Leben zur Entwickelung ihrer physischen und moralischen Vollkommenheiten. Daher sind diejenigen, welche von der Offenbahrung nichts wußten, auf den Wahn gerathen, daß die ersten Menschen, gleich andern stummen und unedeln Thieren aus dem Erdboden hervorgekrochen seyn, daß sie um ihre Eicheln und Lagerhölen erst mit Fäusten und Nägeln, hernach, als ihr Zorn sinnreicher geworden, mit stärkern Waffen gestritten haben, bis sie Wörter und Namen erfunden, ihre Ideen und die Dinge zu bezeichnen, und sich in einem gesellschaftlichen Leben vereiniget, allmälig Städte gebauet und Gesetze errichtet *a*).

Ohne uns itzo bey diesem irrigen Lehrgebäude aufzuhalten, wollen wir unserer heiligen Wegweiserinn, der Offenbahrung, mit sichern Schritten folgen. Diese zeigt uns deutlich, wie

a) Horat. Serm. 1. 3. 99. &c. Daher soll Aegypten nach der Heiden Meynung am ersten bevölkert worden seyn, weil der Nilfluß nach seinen Ueberschwemmungen einen Schlamm zurück läßt, der, wenn er von der Sonne erwärmt worden, organisirte Körper, Menschen und Thiere hervor bringt. Diod. Sic. l. 1.

wie nöthig es selbst dem allweisen GOtt zur Erweiterung und Aufklärung des menschlichen Verstandes geschienen, daß die erschaffenen Dinge sogleich mit Namen angedeutet würden. Er brachte deswegen die Thiere des Feldes und des Himmels zu Adam, um zu sehen, wie er sie nennen würde und sie behielten die Namen, welche er ihnen gab *b*). Eine etwas verfälschte Tradition, welche dem Plato vielleicht in Aegypten, wo er sich einige Zeit aufgehalten *c*), wegen dieser Begebenheit zu Ohren gekommen, hat diesen Weltweisen verleitet, zu behaupten, daß die ersten Namen der Dinge nicht nur von den Göttern festgesetzt worden seyn, sondern auch ein natürliches Verhältniß mit den Dingen selbst gehabt hätten *d*).

In der That finden wir in dem alten Testamente, daß die Namen beides der Sachen und der Personen entweder eine wesentliche Eigenschaft, eine Weissagung oder Geschichte enthalten. Adam, Eva, die Erzväter vor und nach der Sündfluth trugen Namen, die bald prophetisch, bald historisch waren. Die Altäre, die Säulen, so sie errichteten, die Oerter, wo ihnen etwas Außerordentliches begegnet, wur-

b) Gen. 2. v. 19. 20.

c) Diog. Laert. in Plat. 1.

d) In Crat. edit. Serrani p. 383. & 425.

Digitized by Google

den von ihnen mit Namen belegt, welche der Sache selbst oder ihrer großen Begebenheit angemessen waren. Dieses waren die einzigen Annalen, dieses die Denkmaale der alten Welt, und bey der Entdeckung der neuen fand man eben diese Weise unter den wilden Nationen *e*).

Der enge Raum, den ich dieser Abhandlung bestimmt habe, erlaubt mir nicht, die Vortreflichkeit der menschlichen Sprache weitläuftiger darzuthun, und zu zeigen, wie bey dem Wachsthume der Einsichten und der Staaten auch die Redekunst die Grenzen ihrer Macht erweitert. Ich schreite zum Gesange, als der dritten Art, Gedanken und Empfindungen auszudrücken, welche die Natur gleich Anfangs die Menschen gelehret und die hernach durch die Tonkunst und Poesie, so vielfältige Vermehrungen und Schönheiten empfangen hat.

Es herrschet in der ganzen Natur eine immerwährende Bewegung aus deren Gesetzen ein gewisser Zusammenlaut entspringt, wie man

e) Les trois familles Iroquoïses & Hurones du *Loup*, de *l'Ours* & de la *Tortue* sont dans leurs noms comme une tradition vivante, qui leur remet devant les yeux leur histoire des premiers tems. Lafit. Mœurs des Sauvages T. 1, p. 87.

man durch den manchfaltigen Schall der Winde, das Geräusch der Wellen und die furchtbare Stimme des Donners davon überzeugt wird. Selbst die himmlischen Sphären wirken nach der Meynung der alten Weltweisen *f*) eine unendliche Harmonie. Bey den Geschöpfen, welche mit einem organisirten Körper begabt sind, wird die bloße Stimme oft ein Ausdruck angenehmer oder unangenehmer Leidenschaften. Das Lachen und Weinen der Kinder, das Geschrey der Thiere, der Gesang der Vögel sind hiervon unleugbare Zeugniße. Die verschiedenen Töne, so die Stimme alsdenn hervorbringt, haben vermuthlich den Menschen Anlaß gegeben, weiter nachzusinnen und ihren Gesang immer besser zu bilden. Da ihnen bloße Töne ohne Worte sehr unzureichend schienen, ihre Gedanken und Empfindungen Andern vollkommen mitzutheilen; so fingen sie sehr frühe an, eine Art von Poesie und den Klang eines oder mehrer Instrumente mit ihrem Gesange zu verbinden; ja sie begleiteten solchen auch mit allerley Stellungen und Bewegungen ihres Leibes, damit der Stoff ihrer Lieder nicht nur gehöret, sondern auch gewisser maßen gesehen würde. Ohne hier der heiligen Gesänge und Tänze, welche unter dem Volke GOttes üblich waren und deren viele in dem

f) Diog. Laert. Plato n. 40. Cic. Somn. Scip.

alten Testamente aufgezeichnet sind, Erwähnung zu thun; so herrschte schon bey den ältesten Völkern die Gewohnheit, ihre geistlichen und weltlichen Feyerlichkeiten mit dergleichen Pompe zu verherrlichen. Bey den Aegyptiern gieng in allen heiligen Ceremonien ein Sänger voran, welcher zwey Bücher des Hermes trug, in deren einem Hymnen für die Götter, in dem andern Vorschriften für ihre Könige enthalten waren *g*).

So sang Jopas nach dem Klange der Cyther ein physikalisches Lied und die Tyrier und Trojaner tanzten dazu in geselligen Haufen *h*). So sang Demodokus an der Tafel des phäacischen Königes und bey dessen Ritterspielen von großen Thaten und Begebenheiten und die muntere Jugend tanzte nach dessen Gesange *i*). So besang Phemius Götter und Menschen und ward wegen dieses reizenden Verdienstes von der

g) Clem. Alex. Strom. l. 6. p. 633. πρῶτος μὲν γὰρ προέρχεται ὁ ᾠδὸς ἔν τι τῶν τῆς μουσικῆς ἐπιφερόμενος συμβόλων. Τοῦτόν φασι δύο βίβλους ἀνειληφέναι δεῖν ἐκ τῶν Ἑρμοῦ, ὧν θάτερον μὲν ὕμνους περιέχει θεῶν, ἐκλογισμὸν δὲ βασιλικοῦ βίου τὸ δεύτερον.

h) Virg. Æneid. l. 1. ad fin.

i) Hom. Odyss. θ.

der Rache des würgenden Ulyß verschonet *k*). Bey verschiedenen Völkern ließ man sogar die öffentlichen Gesetze in Liedern verfassen, welche die freygebohrne Jugend auswendig lernte, theils damit die Schärfe der Gesetze durch das Vergnügen der Harmonie gemildert, theils dem Volk alle Gelegenheit benommen würde, ihre Verbrechen mit der Unwissenheit der Gesetze zu entschuldigen *l*). Selbst bey Nationen, bey denen die Künste und Wissenschaften lange Zeit fremd geblieben, findet man, daß die Gesänge die einzigen Mittel waren, das Andenken der Dinge und ihre alten Ueberlieferungen zu erhalten. Daher stunden bey den Celten oder Galliern die Druiden, die Barden und die Weissager aus verschiedenen Gründen in den größten Ansehn; Die ersten, weil sie ihre Philosophen, die

k) Hom. Odyss. χ.

l) Von den Kretensern meldet dieses Aelian. Var. l. 2. c. 39. Ueberhaupt wurden die Gedichte meistentheils bey den Griechen abgesungen und zugleich getanzt, welches aus der Benennung der drey Theile einer pindarischen Ode erhellt, davon der erste (στροφὴ) gesungen wurde, wenn die Tänzer von der Rechten zur Linke, der andere (ἀντιστροφὴ) wenn sie von der Linken zur Rechte sich wandten und der dritte (ἐπωδὸς) wenn sie ruheten. Diese Art zu tanzen ist noch in neuern Zeiten bey den Bewohnern von Candia und Cypern gewöhnlich. S. Istituzioni armoniche di M. Zarlino p. 63.

die andern, weil ſie Dichter und Sänger waren, und die letztern als Vorſteher ihres Gottesdienſtes *m*). So beſangen die alten Deutſchen, ehe ſie in das Treffen giengen, die Thaten ihrer berühmteſten Helden und weiſſageten ſogar aus der Schwäche oder Stärke des Geſanges, was die Schlacht für einen Ausgang gewinnen würde *n*). Dergleichen hiſtoriſche Lieder waren

m) Strabo l. 4. Τρία φῦλα τῶν τιμωμένων διαφέροντως ἐστὶ Βαρδοίτε καὶ Οὐάτεις καὶ Δρυίδαι. Βάρδοι μὲν ὑμνηταὶ καὶ ποιηταί, Οὐάτεις δὲ ἱεροποιοὶ καὶ φυσιολόγοι, Δρυίδαι δὲ πρὸς τῇ φυσιολογίᾳ καὶ τὴν ἠθικὴν φιλοσοφίαν ἀσκῶσι. Daß dieſe Barden auch ſatyriſche Dichter geweſen und nicht nur zu loben, ſondern auch zu tadeln gewußt, ſieht man aus Diod. Sic. l. 5. Εἰσὶ παρ' αὐτοῖς καὶ ποιηταὶ μελῶν, οὓς Βάρδους ὀνομάζουσιν. Οὗτοι δὲ μετ' ὀργάνων ταῖς λύραις ὁμοίων ἃς μὲν ὑμνοῦσιν, ἃς δὲ βλασφημοῦσι. S. auch Ammian. Marcell. l. 15. c. 9. Lucan. l. 1. rühmt ſie, daß ſie großen Seelen die Unſterblichkeit des Namens verſchafft:

Vos quoque, qui fortes animas belloque peremptas
Laudibus in longum vates dimittitis ævum,
Plurima ſecuri fudiſtis carmina Bardi.

n) Tac. de M. G. 2.

ren ihre älteſten Denkmale *o*) und noch Carl der Große ſchrieb eine Menge derſelben auf, um ſie auswendig zu lernen *p*).

Wie ſehr die Tänze und Geſänge in der Natur der Menſchen gegründet ſeyn, können wir noch weiter aus den Sitten der Wilden in Africa und America abnehmen. Die Schwarzen von der Küſte Guinea arbeiten niemals ohne zu ſingen, welches ihnen nicht allein zum Vergnügen, ſondern auch zu einem beſondern Vortheile gereichet. Da ihr Geſang tactmäßig iſt, ſo zwingt er die trägen und nachläſſigen Mitarbeiter zu einer beſondern Gewandſamkeit und Nacheiferung, dem Fleiße der andern in dem Geſchäfte gleich zu kommen. Weil auch dieſe Sänger meiſtentheils übel bekleidet ſind; ſo iſt kein Theil an ihrem Körper zu ſehn, der nicht von dieſem Tacte belebt würde. Ein jedes Object, eine jede Begebenheit ſetzt ſie in Feuer, und ſie machen ein Lied daraus. Drey bis vier Worte, welche von dem, der da ſingt, und

o) Celebrant carminibus antiquis quod *unicum* apud illos memoriæ & annalium genus, Tuiſconem Tac. l. c.

p) Barbara & antiquiſſima carmina quibus veterum regum actus & bella canebantur, ſcripſit memoriæque mandavit. Eginhart. in vita Car. M.

und von den Umstehenden wechselsweise wiederhohlet werden, machen oft das ganze Gedicht und fünf bis sechs Tacte den Gesang aus. Was das sonderbarste dabey ist, so beschäftiget ein solch rohes Lied, ungeachtet es nur eine beständige Wiederhohlung eben derselben Töne ist, dieses ungekünstelte Volk dermaßen, daß es oft ganze Stunden lange darnach tanzt. Selbst die unthätigen Caraiben stellen bey ihren Feyern dergleichen Tänze an, welche ungeachtet der dabey herrschenden Verdrossenheit dennoch nach dem langsamen Maße eines monotonen traurigen Gesanges cadenzirt sind *q*). Die lebhaften und streitbaren Bewohner von Canada singen bey allen ihren Versammlungen. Jeder hat alsdenn einen eigenen Gesang, mit dessen Weise er einige wenige Worte verbindet, die ihm am ersten einfallen und die er so oft wiederhohlt, als es ihm beliebt *r*). Man hat

q) Eben dieser Gebrauch zu tanzen und zu singen, es mögen freudige oder betrübte Vorfälle seyn, findet sich auch bey den Bewohnern von Guiane und den umher liegenden Inseln. S. Description Geographique de la Guiane par Mr. Bellin p. 27. 28. 94. 99. 230. 243.

r) S. W. Bosman's Description of the Coast of Guinea l. c. wie auch

Voyage à la Martinique par Mr. de Chanvalon, p. 67.

hat so gar bemerkt, daß sie von diesen Worten manchmal, wo es nöthig ist, Sylben abkürzen um eine Art von Versen und rhythmischen, wiewohl reimlosen, Wendungen heraus zu bringen *s*).

Ihr Kriegsgesang, eine ihrer fürchterlichsten Ceremonien dient ihnen anstatt eines Manifestes. So bald sie beschlossen haben, eine Nation feindselig anzufallen, so bringen sie die Nacht mit Singen und den Tag mit Kriegszurüstung zu. Es werden zugleich einige Kriegsleute abgeschickt, um bey ihren Nachbaren oder Bundesgenossen ihr Kriegslied anzustimmen und sie zum Heerzuge einzuladen *t*). Allein es finden dergleichen Lieder bey diesen Nationen nicht nur in so drohenden, sondern auch in freudigen Fällen und unter den Ergetzungen der Gastmäler Statt, deren Inhalt gemeiniglich die merkwürdigsten Thaten ihrer Vorfahren zu seyn pflegen *u*). Diese Gesänge nahmen

s) Mœurs des Sauvages tom. 7-. p. 217.

t) The natural & Civil History of the french Dominions in North-& South-America by T. Jefferys. P. 1. p. 56.

u) So ward z. E. an der Tafel des Kaisers von Mexiko, Motezuma gesungen. S. the World display'd Vol. 2. ch. 8. the subject of these songs was

nahmen alſo bey den wilden Nationen von jeher die Stelle hiſtoriſcher Schriften und der Jahrbücher ein x), und geſittete Völker haben hierin über ſie nur den Vorzug, den ein höherer Grad der Kunſt, nicht aber die Natur, den Menſchen ertheilt.

Wir wollen uns alſo zu den Mitteln wenden, welche die Kunſt nach und nach erfunden hat, die menſchlichen Kenntniße zu erweitern und fortzupflanzen.

was generally the memorable actions of their Kings & the exploits of their Anceſtors.

x) The Inhabitants had neither the art of writing nor any thing, that cou'd ſupply the place of it except ſongs. Jefferys P. 2. p. 8.

Zweyter Abschnitt.

Nachdem die Nothdürfte der Menschen mit ihren Fähigkeiten eine Stufe nach der andern erstiegen; so ersannen sie immer mehr Mittel, beiden eine Gnüge zu leisten. Sie hatten bald wahrgenommen, daß diese natürlichen Arten, andern ihre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, nämlich die Rede, der Gesang und die festlichen Tänze etwas vorübergehendes uud von einem allzuengen Umfange waren. Man mußte diesen Gedächtnißfeyern beywohnen, worinn Handlungen vorgestellt wurden, man mußte den Gesang und die Sprache derer hören und verstehen, welche große Begebenheiten erzählten, und was das meiste war, so mußte man ein billiger, einsichtsvoller und wahrheitliebender Zuschauer oder Zuhörer seyn, um das, was man gehört oder gesehen hatte, seinen Zeitgenossen unverfälscht zu überliefern. Wie unglücklich würde die Welt heute zu Tage seyn, wenn wir nur so eingeschränkte Wege vor uns sähen, unsere Erfahrungen zu erweitern; da man auch bey der Fackel der Gelehrsamkeit und an der heiligen Hand der Wissenschaften selbst so oft von der Unwahr-

heit getäuscht und von Irrthümern hingerissen wird!

Es ist mein Amt nicht, gewisse nachtheilige Schlüsse wider den historischen Glauben des Alterthums zu folgern, welchen ein vortreflicher Thucydides bereits in Ansehung seiner vaterländischen Geschichte, die doch eine der gewissesten war, in Verdacht zu ziehen für gut befunden *a*). Die Menschen sannen also auf bessere und dauerhaftere Denkmaale, deren erste Gattung wahrscheinlicher Weise gewesen seyn mag, daß man die Objecte so, wie sie waren, auf Gründen vorstellte, welche den verderbenden Grimm der Zeit verhöhnten. Gebäude, die man aufführte, um gewisse Namen zu verewigen, Bildsäulen, welche Männern von großen Verdiensten und Helden errichtet wurden, Gemälde und Abrisse, die so gar die Züge merkwürdiger Personen oder Sachen enthielten, waren die ersten Monumente, welche die ämsige Kunst immer voll-

a) de Bello Peloponn. l. 1. sub init. Τὰ γὰρ πρὸ αὐτῶν καὶ τὰ ἔτι παλαιότερα σαφῶς μὲν εὑρεῖν διὰ χρόνε πλῆθος ἀδύνατον ἦν. Ἐκ δὲ τεκμηρίων, ὧν ἐπὶ μακρότατον σκοπῶντί μοι πιστεύσαι ξυμβαίνει, ἃ μεγάλα νομίζω γενέσθαι ἔτε κατὰ τὸς πολέμος, ἔτε ἐς τὰ ἄλλα.

vollkommener machte. Daher entſtunden die Sonnen- und Gedächtnißſäulen, die Pyramiden, die Mauſoleen, die Koloſſen, die Hieroglyphen *b.*) und mehr dergleichen prächtige Arbeiten des ehrwürdigen Alterthums *c.*) Hieraus iſt abzunehmen, wie alt die Zeichnungskunſt ſeyn müſſe, ohne welche alle Künſte, ſo mit Vorſtellungen der Objecte beſchäftigt ſind, unmöglich beſtehen können. Wir beweiſen dieſen Satz nicht nur aus der Geſchichte geſitteter Völker *d*), ſondern auch mit dem Beyſpiele der wilden Bewohner Weſtindiens *e*). Als Ferdinand Cortez, der Eroberer von Meriko, die Geſandten des Motezuma vor ſich ließ; ſo befanden ſich in ihrem Gefolge verſchiedene Künſtler, welche auf Tüchern von Baumwolle die Schif-

b) S. L'Egypte ancienne par M. d'Origny Tom. 1. ch. 8. Horapollinis Hieroglyph. ed. Corn. de Paw. Ammian. Marcell. l. 17. c. 4.

c) S. Recueil d'Antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques & Romaines, par Mr. de Caylus.

d) S. L'origine des Loix, des Arts & des Sciences, worin dieſe Materie weitläuftig und vortreflich ausgeführet iſt.

e) Unter andern S. L'Hiſtoire de la Virginie par D. S. l. 3. ch. 6.

Digitized by Google

ſe, Kriegsleute und Waffen, das Geſchütz, die Pferde der Spanier und andere ſolche für ſie neue und erſtaunenswürdige Erſcheinungen auf eine nicht ungeſchickte Art abriſſen, um ihrem Beherrſcher eine Idee von dieſem außerordentlichen Geſchlechte der Menſchen und ihrem ſeltſamen Geräthe zu geben *f*).

Wenn auch eine Nation von Canada eine andere im Krieg überwunden hat, ſo läßt der ſiegreiche Feldherr ſein Beil auf dem Schlachtfelde zurück, nachdem er vorher das Merkmaal ſeiner Nation, ſeiner Familie und ſein eigenes Bildniß auf demſelben abgezeichnet. Dieſes Bildniß beſteht in einem Ovalraum, worin alle Figuren ausgedrückt ſind, mit denen er ſein Geſicht

f) S. The world display'd or Collection of Voyages & Travels Vol. 2. ch. 3. During vvhich conference ſome Mexican painters, who came in their train were busily employ'd in drawing upon cotton cloths the ships, ſoldiers, arms, artillery, horses & every thing elſe remarkable, which they introduced into ſeveral landskips, that were no way contemptible either for the drawing or coloring. Theſe pictures were deſign'd by them, to give Motezuma ſome idea of what appeared too extraordinary to be fully describ'd by words; but here & there were placed ſome characters, which ſeem'd to explain the picture.

ſicht bemalt hat. Andere malen alle dieſe manchfaltigen Züge auf den Stamm eines Baumes, oder auf ein Stück Rinde mit Kohlen, die ſie mit andern Farben zerrieben oder vermiſcht haben. Hierzu fügen ſie noch gewiſſe Hieroglyphen, wenn man ſie alſo nennen darf, woraus die Vorübergehenden nicht nur alle Umſtände ihrer Nation, ſondern auch einer jeden beſondern Begebenheit des Feldzuges erſehen können *g*).

Dieſe Vorſtellung der Objecte nach ihrer Geſtalt oder unter ſymboliſchen Zeichen, welche zum Behufe des Gedächtnißes erfunden worden, wurden nach und nach die unſchuldige Urſache der Abgötterey und des Aberglaubens. Der erſte Schritt hierzu war dieſer, daß man die Gottheit unter allerley Bildern vorſtellte, welche man hernach für ſo viele wirkliche Götter anſah *h*). Hierauf hielt man es auch für eine Schuldigkeit, Männer, die ſich um ihr Volk durch Weisheit

g) Jefferys l. c. P. I. p. 60.

h) So ſagt Hekatäus bey dem Diog. Laert. in procem. daß die Aegyptier Statuen und Tempel zu errichten gewohnt waren, weil ihnen die Geſtalt Gottes unbekannt ſey: Καὶ ἀσκευάζειν δὲ ἀγάλματα καὶ τεμένη τοῦ μὴ εἰδέναι τὴν τοῦ Θεοῦ μορφήν.

oder Tapferkeit vorzüglich verdient gemacht, durch die ihnen zu Ehren errichteten Denkmaale einer unvergänglichen Hochachtung zu versichern, und sie nach ihrem Tode noch als Muster der Tugend und des Heldenmuthes der spätesten Nachwelt anzupreisen. Allein je mehr man sich von der Zeit entfernte, da diese verdienstvolle Männer gelebt hatten, desto mehr verfinsterte sich ihre Geschichte und die Tradition irrte von dem Pfade der Wahrheit immer mehr ab.

Einbildungskraft, Eitelkeit, Furcht und Schmeicheley, Töchter des Prachtes und des Ueberflusses, welche unter gesegneten Himmelsstrichen und bey müßigen Nationen am gewaltigsten herrschen, setzten allmälig Bildniße der Sterblichen auf den Altar und Geschöpfe an die Stelle des Schöpfers. Hiervon treffen wir schon in dem ersten Wohnplatze, den ein Theil der Noachiden nach der Völkerzerstreuung zu Babel behauptet hatte und selbst in der Verwandtschaft der Erzväter frühe Spuren an i). Von der Anbethung der Menschen sank man noch tiefer in die Abgötterey hinab und ein heidnischer Dichter spottet selbst über diejenigen unsinnigen Völker, welche die häßlichsten Thiere heilig verehrten und denen ihre Gottheiten in den Gär-

i) Gen. 31. v. 19. 30.

Gärten gebohren wurden *k*). Aus Aſſyrien nämlich ſcheint die Abgötterey in Aegypten und Phönicien ihren Lauf genommen zu haben *l*), worauf dieſe Seuche der Seelen auch Griechenland anſteckte und von den Dichtern fortgepflanzt wurde *m*). Daher der attiſche Geſchichtſchreiber nicht umſonſt dieſe Warnung in den Eingang ſeiner Kriegsgeſchichte einfließen läßt, daß man in der Hiſtorie den Poeten und Logographen nicht trauen müſſe, weil ſie meiſtens über-

k) Juv. Sat. 15.

O Sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis
Numina!

l) Philo bey dem Euſebius, welcher uns das mythologiſche Fragment des phöniciſchen Schriftſtellers Sanchoniathons aufbewahret, ſagt ausdrücklich, daß dieſer von dem ägyptiſchen Thaaut ſeine Lehre, wiewohl auf eine ſehr verfälſchte Art, genommen. (de praepar. Evang. l. 1.) Von dieſem Sanchoniathon S. Diſſ. ſur le Sanchoniathon Tom. I. del'origine des loix, des arts et des ſciences.

m) Herodot (in Euterp.) giebt es dem Heſiodus und Homer, welche, wie er ſagt, 400. Jahre vor ihm gelebt, öffentlich Schuld, daß ſie das Geſchlecht der Götter, ihre Namen, ihre Eigenſchaften, ihre Geſtalten und den ihnen gewidmeten Dienſt bey den Griechen eingeführt.

übertriebene Zierrathen anbringen und mehr, was angenehm, als wahr iſt, zu ſagen pflegen, woraus in der Folge die ungereimteſten Fabeln entſtanden *n*)

Die Römer, welche mit der Herrſchaft des Erdkreiſes auch allmälig die Herrſchaft in dem Reiche der Wiſſenſchaften an ſich zogen, vermiſchten die griechiſche Mythologie mit dem etruſciſchen Aberglauben und theilten ihre andächtigen Thorheiten auch den Völkern mit, die ſie bezwungen und unter ihr Joch gebracht hatten. Allein ſo ſehr der Begriff von der Gottheit bey den Heiden überhaupt entadelt ward, ſo regte ſich doch hin und wieder ein philoſophiſcher Geiſt unter ihnen, welcher die Ungereimtheit und das Ungeheure ihrer Götterlehre erkannte, dem einzigen wahren GOtt mit reinem Herzen diente und von ſeiner Gnade immer mehr erleuchtet wurde. Die heilige Schrift weiſet uns einen König von Salem, Melchiſedech, einen Prieſter

n) Καὶ ἔτε ὡς ποιηταὶ ὑμνήκασι περὶ αὐτῶν ἐπὶ τὸ μεῖζον κοσμοῦντες μᾶλλον πιστεύων ἔτε ὡς λογογράφοι ξυνέθεσαν ἐπὶ τὸ προσαγωγότερον τῇ ἀκροάσει ἢ ἀληθέστερον ὄντα ἀνεξέλεγκτα καὶ τὰ πολλὰ ὑπὸ χρόνε αὐτῶν ἀπίστως ἐπὶ τὸ μυθῶδες ἐκνενικηκότα (Thucyd. l. 1. de B. P.)

ſter in Midian, Jethro, einen mächtigen Araber, Job, einen weiſſagenden Bileam und andere Männer auf, welche nicht zum Volke GOttes gehörten, und dennoch der Abgötterey nicht anhiengen. Ihnen ſind die griechiſchen und römiſchen Weiſen an die Seite zu ſetzen, deren Herz ſich wider die Vielheit der Götter auflehnte, und wie müſſen die Umſtehenden erſtaunt ſeyn, als ſelbſt ein ſterbender Veſpaſian über die Vergötterung ſcherzte, womit die Schmeicheley der Römer ihre Kaiſer nach dem Tode zu beehren gewohnt war, indem er ausrief: mir deucht, ich werde ein Gott! o)

Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht, ohne zu erröthen, daran denken, daß man unſern alten Deutſchen eine Abgötterey andichten will, deren ihre einfältigen, das iſt, unverderbten und vernünftigen Seelen niemals fähig waren. Eine von Pracht und Schwelgerey trunkene und von Wohlluſt und Ueberfluß erhitzte Einbildungskraft iſt allein im Stande, die angebohrene Idee der wahren Gottheit in menſchlichen Gemüthern zu erſticken p) und ſolche ungeheure Be-

o) Ut puto, Deus fio. Suet. in Veſp. c. 23.

p) Ein ſcharfſinniger Kirchenlehrer ſagt nicht ohne Grund: Discat Fauſtus, vel potius illi, qui ejus

griffe von allerley Göttern zu erzeugen. Wie kann man einen ſo ſinnreichen Muthwillen, oder vielmehr eine ſo tobende Einbildungskraft bey einer Nation vermuthen, deren Vaterland damals eine ſo ſchreckliche Geſtalt hatte, daß man darin mußte gebohren ſeyn, wenn man es erdulden konnte, darin zu wohnen? Sollte ſich nicht alles, was die Schriftſteller des Alterthums von den Götzen Deutſchlandes ſagen, und worauf ſich die Neuern ſo zuverſichtlich berufen, auf die Art erklären laſſen, wie Tacitus es ſelbſt bey Erwähnung der vermeinten Zwillingsgottheit der Naharvalen auslegt *q*). Ich hof-

ejus literis delectantur, gentes non usque adeo ad falsos Deos esse delapsos, vt opinionem amitterent unius veri Dei, ex quo est omnis qualiscumque natura (Aug. l. 20. cont. Faust. c. 19.)

Euſebius iſt gleicher Meynung, daß die älteſten Völker, welche keine oder wenige Gemeinſchaft mit andern gehabt, weder Tempel erbaut, noch Bilder zu Götzen eingeweyhet, weil ſie die dazu gehörigen Künſte nicht beſaſſen. (de praep. Evang. l. 1. c. 6.)

q) Sed deos *interpretatione Romana* Caſtorem & Pollucem memorant. *Nulla ſimulacra*, nullum peregrinae ſuperſtitionis veſtigium, vt fratres tamen, vt juuenes venerantur. (de Mor. Germ. c. 43.)

Digitized by Google

hoffe, nicht allzuverwägen zu seyn, wenn ich glaube, daß die Römer, welche von lauter Göttern träumten, wo sie ein Ehrenmaal eines großen Mannes antrafen oder einen Lobgesang auf Helden vernahmen, sogleich eine Gottheit daraus erschaffen haben. Da sie über dieses der deutschen Sitten und Sprache nicht sehr kundig waren, konnten sie nicht oftmals von einiger Aehnlichkeit des Namens oder andern Umständen verführet werden, für Götter anzusehn, was nur Menschen waren? Hermann, dessen Thaten die Deutschen lange noch besangen *r*), und dem sie ohne Zweifel manche Ehrensäule aufgerichtet *s*) hatten, konnte leichtlich in den Ohren der Ausländer, wie Hermes (Ἑρμῆς), klingen. Sogleich rief der abergläubische Römer: Das ist der Griechen Hermes, es ist unser Mercurius, den die Deutschen anbethen? Nach diesem Beyspiele ließen sich vielleicht alle Fabeln von den Götzen Deutschlandes *t*) widerlegen, wenn wir den historischen Muthmaßungen weiter nachei-

len

r) Tac. Ann. 2. in fine: *caniturq. adhuc barbaras apud gentes.*

s) Dergleichen die Irmensäule zu Ehresburg war, welche Carl der Große im Jahr 772. zerstört.

t) z. E. Tanfana, Herthum, Freya, Astar, Tuisto, Wodan, Krodno, u. d. m.

len wollten. Was wird man aber gegen die Zeugniße eines Cäſars und Tacitus einwenden, welche ausdrücklich melden, daß die alten Deutſchen ein einziges verborgenes Weſen, das ſie nur in der Ehrfurcht des Geiſtes ſähen, unter verſchiedenen göttlichen Nahmen verehrten; daß ſie es für unanſtändig hielten, dieſes höchſte Weſen in Wände und Mauren einzuſchließen, oder unter einer menſchlichen Bildung vorzuſtellen; daß ſie gegen gewiſſe Heldinnen und große Frauen eine beſondere Hochachtung trügen, doch ohne ſie zu vergöttern *u)*; daß ſie weder Druiden, wie die Gallier gehabt, noch Opfer zu bringen gewohnt wären, kurz, daß ſie von Göttern nicht einmal etwas gehört, *x)* außer Son-

u) Complures alias venerati ſunt non adulatione, nec *tamquam facerent deas.* Ceterum nec *cohibere parietibus deos*, neq. in vllam *humani oris ſpeciem* adſimulare ex magnitudine caeleſtium arbitrantur - *deorumq. nominibus* adpellant *ſecretum illud* quod ſola reuerentia vident. Tac. de M. G. 8. 9.

x) Germani multum ab hac conſuetudine (*Gallorum*) differunt. Nam neque Druidas habent, qui rebus divinis praeſint, neque ſacrificiis ſtudent. *Deorum numero* eos ſolos ducunt quos cernunt & quorum opibus aperte juvantur, Solem, Vulcanum & Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt. *Jul. Caeſ.* Bell. Gall. 6. 21.

Digitized by Google

Sonne, Mond und Feuer, welche sie mit Augen sehn und deren Hilfe sie offenbar genießen. Auch dieses ist, wie ich oben erinnert habe, nach der Römer Auslegung zu verstehn, bey denen verehren und als einen Gott anbethen für Eines galt. Vielleicht würden sie, wenn sie von den Todten wiederkämen, die Bilder der Heiligen für Götzen und unsere Trink- und Liebes-Lieder für Lobgesänge auf Bachus und Venus halten, welches so irrig wäre, alswenn man ein Auto da fe zu Madrit und Goa, oder die Hinrichtung der Gefangenen bey den Wilden in Westindien für Opferfeste ansähe, wo man der Gottheit Menschen schlachtet *y*). Es steht mir zwar das Ansehn der alten monastischen Schriftsteller entgegen, welche der Deutschen Abgötterey mit den abscheulichsten Farben abmalen und selbst Carln dem Großen keinen andern Beweggrund zuschreiben, warum er die Sachsen und mehr heidnische Völker Deutschlandes mit Krieg überzogen, als diesen, daß er sie zum christlichen Glauben bekehren wollte. Der Beweggrund ist heilig

y) Diese Gewohnheit, die Gefangenen oder andere Missethäter zum Feuer zu verdammen, kann bey den Deutschen wie bey andern Völkern, im Schwang gegangen seyn, woraus die Ausländer hernach erdichtet haben, daß es bey ihnen gebräuchlich gewesen, ihren Göttern Menschen zu opfern. Tac. de M. G. 9.

lig und untadelhaft, wenn er wirklich da war und es nicht viel mehr zu einem Vorwand diente, eine vielleicht gewaltthätige Eroberung zu rechtfertigen. Auch scheint es zweifelhaft zu seyn, ob der Monarch, der den Degen zog, oder die Hierarchie, welche ihm ihren Griffel lieh, aus dieser kriegerischen Bekehrung die meisten Vortheile gezogen. So viel aber ist gewiß, daß das Zeugniß monastischer Schriftsteller jederzeit in Sachen verdächtig gewesen, da die Clerisey entweder vieles verlieren, oder vieles gewinnen mußte.

Diejenige Hochachtung, so man einer Nation schuldig ist, welche sich die Bewunderung ihrer Feinde selbst und das unvergängliche Lob eines der staatsklügsten Geschichtschreiber Roms erworben, wird es, wie ich hoffe, verzeyhlich machen, daß ich mich von meiner Hauptsache einige Augenblicke entfernt habe. Ich kehre wieder zurück, nachdem ich denen Reisenden nachgeahmt, welche einige Schritte aus dem Wege thun, um auf das zerfallene Monument eines großen Mannes Blumen zu streuen.

Wenn man ein Bild, ein Gebäude, ein Kunstwerk erblickt, so erkennt man zwar, was es ist: allein es muß noch etwas hinzukommen, um die Begriffe, so Andere davon gehabt haben, zu

erfahren. Die Vorstellung der Objecte nach ihrer Gestalt oder unter Sinnbildern war nicht hinlänglich, die Zeichen aller der Gedanken und Empfindungen, welche die menschliche Stimme bildet, Andern vor Augen zu legen. Die Zeichnungskunst kam hier zu Hilfe und gab ein Mittel an die Hand, durch gewisse Charaktere die menschliche Stimme in ihren mancherley Veränderungen zu malen; daraus entstand die Schrift. Ungeachtet nun die Dinge selbst, deren Zeichen die Leidenschaften unserer Seele sind, und diese Leidenschaften, deren Zeichen Töne und Wörter sind, einerley bleiben; so sind doch diese letztern, folglich auch die Charaktere von ihnen und die Schrift, unendlich verschieden z). Menschen und Thiere sind, um ein Beyspiel zu geben, überall Menschen und Thiere, der Gedanke von ihnen ist überall ein solcher Gedanke: aber die Wörter und die Charaktere, womit die verschiedenen Nationen sie bezeichnen, sind nicht einerley a). Bey welchem Volke aber zuerst der

z) Arist. Org. de interpret. c. I.

a) Die chinesischen Charaktere bezeichnen oft viele Wörter auf einmal, ja ganze Perioden: Denn einem Gelehrten würde es unanständig seyn, die Zeichen einzelner Wörter zu gebrauchen, deren sich die gemeinen Leute in China bedienen. Man zählt dergleichen gelehrte Charaktere bis auf 80000, das

der glückliche Zufall ſich eräuget, daß die Schrift erfunden ward, das iſt eben ſo ſchwer zu beantworten, als die Frage von der erſten oder älteſten Sprache. Dieſe Kunſt der Unſterblichkeit iſt nicht auf einmal entſtanden, und es hat viele Jahrhunderte erfodert, das Leere auszufüllen, welches die Hieroglyphen, die Figuren von Thieren, die Gemälde oder andere ſymboliſche Zeichen und Charaktere zurück ließen. Die heilige Schrift, welche gewiſſer, als alle Annalen des menſchlichen Witzes iſt, giebt uns nicht den geringſten Wink von dem Gebrauche des Schreibens, bis auf Moſis Zeiten, da deſſen zuerſt Meldung geſchiehet *b*). Denn man zweifelt mit Recht an der Wirklichkeit der Säulen des Erzvaters Seth, auf welchen ſeine aſtronomiſchen Wahrnehmungen und andere Grundſätze der Wiſ-

und das Leſebuch, worin ſie enthalten ſind, beſtund Anfangs aus 95. Bänden, denen man aber noch 24. beyfügen müſſen. S. Du Halde Tom. 2. p. 268. &c. Bey einigen Nationen in Indien und Aethiopien iſt die ſyllabiſche Schrift üblich, da man nicht Buchſtaben, ſondern Sylben durch Charaktere ausdrückt: allein die meiſten Völker haben die alphabetiſche für die bequemſte gehalten, weil ein jeder einzelner Theil der Sylben durch die Buchſtaben bezeichnet wird.

b) Exod. 17-14. 24-4. 34-27. Num. 33-2.

Wissenschaften sollten gegraben und nach dem Vorgeben des jüdischen Geschichtschreibers noch zu seiner Zeit in Syrien vorhanden gewesen seyn *c*). Wenn es aber Grund hätte, was verschiedene große Männer behaupten *d*), daß Hiobs Geschichte schon vor Mosis Zeiten verfasset und vielleicht von diesem selbst aus dem Syrischen *e*) während seinem Exile in Midian übersetzt worden; so hätte die Schrift ihren Ursprung sehr früh aus Assyrien genommen *f*) und das Buch Hiobs müßte das älteste Monument in der Kunst zu schreiben seyn *g*). Irren auch diejenigen Schriftsteller nicht, welche den ägyptischen Thoyth oder Mercur für den Heerführer

c) Josephi Antiq. l. 1. c. 2.

d) Diff. sur l'authenticité & l'antiquité du Livre de Job Tom. I. del' Orig. des loix, des arts & des Sciences. Friderich Spanheim widersetzt sich dieser fast allgemeinen Meynung (miscell. sacr. Antiq. T. 2. l. 1.

e) Daß es aus dem Syrischen übersetzt worden, beweiset der Zusatz, der in den 70. Dollmetschern das Buch Hiobs beschließt.

f) Plinius scheint dieser Meynung beyzupflichten: Denn er sagt ausdrücklich, daß er die Schrift für eine assyrische Erfindung halte. Literas semper arbitror Assyrias fuisse. l. 7. c. 56.

g) Weil derselben in verschiedenen Stellen erwähnet wird, als c. 13. 26. c. 19. 23. c. 31. 35.

der Israeliten halten *h*), so wäre es höchst wahrscheinlich, daß Moses die Kunst zu schreiben, so er in seinem Exile erlernt, auch nach Aegypten bey seiner Wiederkunft gebracht. Die Phönicier, welche bald die Herrschaft des Meeres an sich rissen, und durch die Schiffarth und Handlung mit allen Nationen eine Art von Verbindung errichteten, nahmen vermuthlich von den Aegyptiern die Kunst zu schreiben an, und da sie die Lehrmeister anderer Völker in den damals entdeckten Welttheilen geworden; so maß man ihnen den Ruhm bey, dasjenige erfunden zu haben, was sie von Andern nur entlehnt *i*). Es sey nun, daß sie diese Kunst, die menschliche Stimme den Augen vorzumalen und ihr eine Währung zu geben, zuerst gelehrt oder gelernt

h) S. Universal history vol. 3. c. 7. p. 212. Sanchoniathon bey dem Eusebius (præparat. Evang. l. 1. c. 7.) meldet, daß Thoyth der Erfinder der Buchstaben in Aegypten gewesen. Cicero setzt hinzu, daß dieses der Mercur sey, welcher den Argus erschlagen. Quintus (sc. Mercurius) quem colunt Phèneatae qui argum dicitur interemisse atque Aegyptiis leges & literas tradidisse. Hunc Ægyptii Thoyth adpellant, eodemque nomine anni primus mensis apud eos vocatur. (de Nat. Deor. l. 3.)

i) Phoenices primi, famæ si creditur, ausi
Mansuram rudibus vocem signare figuris.
(Lucan. 1. 5.)

gelernt haben *k*); so ist es unstreitig, daß die Griechen hierin der Phönicier Schüler gewesen *l*). Aus Griechenland brachte Damarat die Schrift nach Etrurien, und Evander in das nachherige Latium *m*); daher auch die Buchstaben dieser Völker von den alten griechischen nicht sehr unterschieden waren *n*).

Inzwischen darf man nicht denken, als ob die Schrift Anfangs in Italien sehr vollkommen und gemein gewesen sey, indem uns Livius eine Stelle hinterlassen, woraus augenscheinlich erhellt, wie vieles noch unter dem Consulate des Genucius und Mamercus daran gemangelt *o*). Das römische Alphabet mußte selbst unter den Kaisern noch nicht für alle Töne der

k) Si famæ libet credere, hæc gens literas prima aut docuit aut didicit, Curt. 4. 15.

l) Herod. Terpsich. 5. & Clem. Alex. Strom. 1. Κάδμος δὲ Φοίνιξ ἦν ὁ τῶν γραμμάτων Ἑλλήσιν εὑρετὴς ὡς φησὶν Ἔφορος, ὅθεν καὶ φοινικήια τὰ γράμματα Ἡρόδοτος κεκλῆσθαι γράφει.

m) Tac. Ann. XI. 14.

n) Plin. l. 7. c. 58.

o) Eum clavum, quia *rarae* per ea tempora literae erant, notam numeri annorum fuisse ferunt &c. &c. (lib. 7.)

Digitized by Google

Stimme Zeichen gehabt haben, weil Claudius nöthig fand, drey neue Buchstaben hinzu zu thun *p*), welche in den Gerichtshöfen und Tempeln zu Zeiten des Tacitus annoch auf den ähernen Gesetztafeln zu sehn waren *q*). Die alten Gallier bedienten sich sowohl in öffentlichen, als auch Privatschriften griechischer Buchstaben: wiewohl die Druiden ihre Lehrsätze lieber in Versen verfaßten und auswendig lernen ließen, theils damit ihre Geheimniße unter ihnen blieben, theils damit die Jugend die Uebung des Gedächtnißes nicht vernachläßigte *r*). Es ist übrigens höchst wahrscheinlich, daß diese griechische Schrift durch die Phocenser, welche zur Zeit des römischen Königs Tarquins Marseille erbaut *s*) nach Gallien überbracht worden. Auch an den Grenzen Germaniens und Rhätiens soll man zur Römer Zeiten einen Altar des Ulysses und andere Denkmaale entdeckt haben, deren Aufschriften aus griechischen Buchstaben bestanden *t*). Ob aber diese zu einem allgemeinen

p) Suet. Claud. 41. Tac. Ann. XI. 14.

q) Von diesen drey Claudianischen Buchstaben kömmt nur das äolische Digamma auf einer alten Münze vor, welche Carl Patin (in not. ad Suet. Claud.) beybringt.

r) Jul. Cæs. de B. G. 6. 14.

s) Justin. 43. 3.

t) Tac. de M. G. 3.

nen Gebrauche in der Sprache der alten Deutschen gedient haben, ist unbekannt. Indessen da das Gothische zu den Mundarten unsers alten Vaterlandes gehöret; so können wir auf ein Schriftmonument stolz seyn, welches uns der mösische Bischof Ulphilas in seiner Uebersetzung der vier Evangelien hinterlassen *u*). Selbst in der fränkischen Geschichte ist von dem gelehrten König Chilperich besonders anzumerken, daß er dem Alphabet seiner Nation einige Buchstaben, wie sie die Griechen gehabt, beygefügt und durch sein ganzes Reich befehlen lassen, nach dieser neuen Schrift die Jugend zu unterweisen, die vor Alters geschriebenen Bücher mit Pim-

 senstein

u) Er lebte um das Jahr 370. unter dem Kaiser Valens. Der Codex dieser Evangelien besteht aus eingebrannten silbernen Buchstaben, und wird zu Upsal verwahrt. S. Jo. Jhre Ulphilam illustratum Holmiæ 1752. Daß er aber noch mehr Theile der heiligen Schrift übersetzt haben müsse, sieht man aus den Fragmenten einiger Hauptstücke der Epistel Pauli an die Römer, welche vor wenigen Jahren in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel entdeckt worden, und welche in gothischen Charakteren geschrieben sind, die mit denen in dem silbernen Codex völlig übereinkommen. S. Franc. Ant. Knittel de Ulphilæ Vers. goth. nonnullor. capit. Epist. Pauli ad Rom. Brunsvigæ 1758. S. das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, Brachmond und Heumond, 1762.

ſenſtein auszulöſchen und neu umzuſchreiben *x*). Auch Carl der Große würdigte ſeine vaterländiſche Sprache einer beſondern Achtung, indem er ſelbſt den Anfang machte, ſolche in grammatiſche Regeln zu bringen *y*). Aber die größte Wohlthat, ſo Deutſchland zu damaligen Zeiten empfangen, war die Ueberſetzung der Evangeliſten, welche der Benedictiner Ottfried *z*) verfertigte, damit dieſe heilige Geſchichte auch von denen könnte geleſen werden, welche weder Griechiſch noch Latein verſtunden. Eine gleiche rühmliche Sorgfalt trug Ludwig der Fromme, das göttliche Wort auszubreiten, indem er die heilige Schrift in deutſche Verſe überſetzen ließ *a*).

Wenn ich eine vollſtändige Geſchichte der Sprachen und der Kunſt zu ſchreiben verfaßte, ſo würde ich ihren Fortgang und ihr Wachsthum in den Reichen der verſchiedenen Welttheile weitläuftig zeigen. Ich würde die Geſtalt der Buchſtaben und die Aehnlichkeit oder Verſchieden-

x) Greg. Turon. l. 5. c. 45.

y) Eginhart. c. 29.

z) Du Pin Biblioth. des auteurs Eccleſiaſtiq. du IX. Siecle.

a) Dieſes erhellt aus der Vorrede eines alten Buches, das in ſächſiſcher Sprache geſchrieben war, bey Du Cheſne Script. Franc. T. II.

Digitized by Google

ſchiedenheit der Alphabete bey ſo mancherley Nationen unterſuchen. Allein es iſt zu meinem Endzwecke hinlänglich, die Schrift, als eines der beſten Beförderungsmittel menſchlicher Kenntniße in ihrem Urſprunge und überhaupt betrachtet zu haben. Indeſſen ſo vortreflich dieſes Mittel war, die Grenzen des Witzes und Verſtandes zu erweitern, ſo koſtbar, ſo voll Schwierigkeiten war es auch. Es mußten ganze Schaaren von Abſchreibern unterhalten werden, um nur einen geringen Büchervorrath zu erlangen. Nur Reiche und Mächtige konnten dieſen Aufwand machen, und es ſchien beynahe, als ob Armuth und Dürftigkeit allein zur Unwiſſenheit und Dummheit verdammt wären.

Um alſo eine große Anzahl Exemplare von einerley Werk in kurzer Zeit zu bekommen, hätte die Kunſt, Buchſtaben in harte Materien zu ſtechen oder zu gießen, welche ſehr frühe ſchon bekannt war, die beßte Hülfe leiſten können. Man durfte nur die Buchſtaben in der Menge, als nöthig war, beweglich, erhaben und umgekehrt ſtechen oder gießen, um ſolche nach der Vorſchrift einzeln zuſammen zu ſetzen und die Exemplare darauf abzudrucken: Allein die Ehre, eine ſo bewundernswürdige Entdeckung zu machen, bey welcher die Römer ſchon ſo nahe wa-

ren *b*), sollte einer spätern Zeit und einem Lande aufbehalten werden, das ehemals der Sitz der Barbarey war. Vermittelst dieser unschätzbaren Kunst Bücher zu drucken sind die menschlichen Kenntniße nicht nur allgemeiner, sondern auch, so zu reden, wohlfeiler geworden. Allein wie alles Gute von Fehlern, wie ein Körper von seinem Schatten, begleitet zu werden pflegt; so ist auch die Welt durch sie mit einem Strome von schlechten, theils unnützen, theils unangenehmen und oft schädlichen Schriften überschwemmt worden. Doch hierüber will ich keine weitläuftigere Klage führen, weil oft die elendesten Scribenten dieses am meisten thun, gleich jenen Heuchlern, welche am meisten über gewisse Laster schmälen, um die Welt zu überreden, daß sie damit nicht behaftet seyn.

Was übrigens die Materie betrift, worauf man zuerst Zeichen der Gedanken und Empfindungen vorgestellt, so sind es ohne allen Zweifel Steine und Metalle gewesen. Dieses bezeugen die Gesetzkafeln der israelitischen Heerführer, Moses und Josua *c*), die ägyptischen Denkmaale

b) S. Illust. Schœpflini Vindic. typograph. c. 1. §. 1. n. C. & §. 5.

c) Exod. 24. v. 12. 34. v. 1. Jos. 8. v. 32.

maale *d*), die palmyreniſchen Inſchriften *e*), die vielerley Münzen und andere prächtige Alterthümer Roms und Griechenlandes *f*), deren Inſchriften in mancherley Sammlungen zum Vorſchein kommen, und welche der alten Geſchichte ein ſo helles Licht mittheilen *g*). Es haben auch die Geſchichtſchreiber ſich nicht ſelten dieſer Quellen bedienet, um ganze Jahrbücher großer Begebenheiten daraus zu verfaſſen. So ſammelte Evhemerus eine Geſchichte Jupiters und der andern Götter aus den Aufſchriften, die ſich in den älteſten Tempeln und vornämlich in dem Tempel des triphyliſchen Jupiters befunden, woſelbſt auf einer goldnen Säule aufgezeichnet war, daß dieſer Gott ſie ſelbſt geſetzt hätte *h*). Sanchoniatho verfertigte, nach Por-

d) Nondum flumineas Memphis contexere biblos
Nouerat & ſaxis tantum volucresq. feraeq.
Sculptaq. ſeruabant magicas animalia linguas.
Lucan. l. 3. v. 222.

e) v. The Ruins of Palmyra otherwiſe Tedmor in the Deſart. Lond. 1753. f.

f) Recueil d'Antiquités Egyptiennes, Etrusques, Grecques & Romaines par Mr. le Comte de Caylus.

g) Von dem Carthaginenſer Hannibal meldet Livius (Dec. 3. l. 8.) daß er in dem Tempel der Juno einen Altar errichten laſſen, auf welchem ſeine Siege und Thaten in griechiſcher und puniſcher Sprache beſchrieben waren.

h) Lactant. Inſtit. lib. 1. c. 12.

Digitized by Google

phyrs Zeugniße, auf eben dieſe Art ſeine Geſchichte aus den Monumenten der Tempel und den Urkunden der Städte *i*). Doch wer wird alle Beyſpiele anführen, welche man in den Schriftſtellern von dieſer Weiſe, auf Stein, Bley *k*), Kupfer *l*), Aerz *m*), und Holz *n*) zu ſchreiben, antrift.

Da aber dieſe Materien allzu unbeugſam und unbequem waren, um ſich deren bey andern Gelegenheiten zu bedienen, wo es nicht eben öffentliche Begebenheiten, große Thaten, Verordnungen, oder Geſetze des Staates, betraf; ſo dachte man auf einen weicheren und leichtern Stoff, welcher ſich zuſammen legen, auf und zu rollen und gemächlicher tragen ließ, und auf den man entweder mit Pinſeln, oder mit Binſen,

i) Theodoret. ad G. Serm. 2. tom. 4. Ἐκ τῶν κατὰ πόλιν ὑπομνημάτων καὶ τῶν ἐν τοῖς ἱεροῖς γραφῶν ξυναγαγὼν καὶ ξυγγράψας.

k) Job. 19. v. 13. Plin. l. 13. c. 11. Poſtea publica monimenta plumbeis voluminibus confici coepta.

l) Sophocl. Trachyn. v. 692.

m) Ovid. Metam. l. 1. v. 91. Tac. annal. 4. 43. 1. Macc. 8. 22.

n) Horat. Art. poet. v. 399.
- - fuit hæc ſapientia quondam
Oppida munire & leges incidere ligno.

Digitized by Google

ſen, ſo vermuthlich auf die Art unſerer Federn geſchnitten wurden, ſehr oft auch mit zarten Griffeln ſchrieb. Hiervon finden wir bereits im Buch Hiobs *o*), bey den Propheten *p*), und den weltlichen Schriftſtellern häufige Beweisthümer. Alſo trug der heilige Schreiber der Aegyptier bey allen andächtigen Ceremonien ein Buch und ein Rohr in der Hand, in welchem Schriftfarbe und Binſen ſtacken, womit ſie damals zu ſchreiben gewohnt waren *q*). Dergleichen Rollen beſtunden aus Blättern von Schilf, das an dem Geſtade des Nilfluſſes oder andern ſumpfichten Orten wächſt, und deſſen Stängel ſich in dünne Häute aufblättern läßt *r*).

Als

o) 31. v. 35. & 36.

p) Jeſai. 8. 1. Jerem. 36. 4. Ezech. 2. 9. & 31. Zachar. 5. 2.

q) Βιβλίον τε ἐν χερσὶ καὶ κανόνα, ἐν ᾧ τὸ τὲ γραφικὸν μέλαν καὶ σχοῖνος, ᾗ γράφουσι. Clem. Alex. Strom. 6. p. 633.

r) Dieſes Schilf, papyrus oder βίβλος genannt, welches auch die Römer in Italien einige Zeit zu bauen pflagen, treibt einen Stängel zwo Ellen hoch über das Waſſer heraus, welcher dreyeckigt iſt und oben einen Kranz gleichſam von Haaren hat, den die Alten mit einem Thyrſus vergleichen. Es diente den Einwohnern zu mehr als einem Gebrauche. Das Mark des Stängels war eine Art ihrer Nahrung und aus dem Stängel ſelbſt wurden

Als in Griechenland ein Mangel an diesem Schilfrohre entstanden, so schrieb man auf Felle von Thieren, welches auch zu Herodots Zeiten schon bey andern Nationen üblich war *s*). Sonst nahm man hierzu bald die Blätter von Bäumen *t*) bald die Rinde *u*) bis man auf die Kunst

den Gebünde gemacht, die man wie Binsen zusammen flocht und so lange an einander hängte, bis sie die Gestalt von Kähnen oder andern solchen Fahrzeugen bekamen. Den vornehmsten Nutzen zog man aus der innern zarten Haut, welche das Mark der Pflanze umgab, indem man darauf, jedoch nur einseitig, schreiben konnte, weil die Haut allzu dünne war, als daß sie es auch auf dem Revers hätte leiden können. S. Plin. l. 13. c. 22. l. 15. c. 12. Diese Gewohnheit erhielt sich auch, nachdem man auf Pergamen zu schreiben begonnen, und es war so ungewöhnlich, auf beide Seiten zu schreiben, daß es der jüngere Plinius (ep. ad Marcum l. 3.) von den Schriften seines Onkels als etwas außerordentliches anführt, indem er sie commentarios opisthographos & minutissimis scriptos nennt. Auch Juvenal wenn er über die eckelhafte Weitläuftigkeit eines Schriftstellers spotten will, zielt dahin:

– – impune diem consumpserit ingens
Telephus, aut summi plena jam margine *libri*
Scriptus & *in tergo* necdum finitus Orestes,
Sat. 1.

s) Herod. Terpsich. 5.

t) Virg. Aeneid. 3. v. 44.
Fata canit *foliisq.* notas & nomina mandat.

u) Die Chineser schrieben vor Alters mit eisernen Grif-

Kunſt verfiel, aus Baumwolle oder Seide wie in China und Perſien x), und aus Wolle und Leinenzeuge, wie in Europa, Papier zu machen y).

So ward nach und nach die ſchwere und unwegſame Bahn der Künſte und Wiſſenſchaften ebener, leichter und angenehmer. Die Erfindung der Schrift ſetzte die Menſchen gegen die Uebereilung und die Irrthümer der mündlichen Tradition in mehrere Sicherheit, und da ſelbige immer bequemer und allgemeiner wurde, ſo ſtund ein Schriftſteller nach dem andern auf, welcher mit der Fackel der Wahrheit durch die Nacht der Dummheit und Vergeſſenheit drang und die Welt erleuchtete. Je zahlreicher die Mittel heran wuchſen, zu nützlichen und anmuthigen Kenntnißen zu gelangen, deſto ſtärker ward auch der edle Trieb in den Herzen der Menſchen angeflammt, die erlangten Kenntniße Andern mitzutheilen und auf die Nachwelt fort zu pflanzen.

Daher

Griffeln auf hölzerne Täfelchen, bis ſie ihr Papier aus der Rinde von Bambou oder andern Pflanzen erfanden. Du Halde Tom. 2. p. 287.

x) Du Halde l. c. & Hanway's account of the british trade over the Caſpian Sea. Vol. 1. p. 217. 218. &c.

y) Art de faire le papier par Mr. de la Lande. S. Meermanns Anmerkungen in dem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, Hornung 1762.

Digitized by Google

Daher prangte bereits das graue Alterthum mit kostbaren Büchersammlungen, mit öffentlichen und Privatbibliotheken vornämlich bey den Aegyptiern, den Griechen und Römern, dreyen Völkern, welche zugleich die größten Beherrscher und die größten Lehrmeister des menschlichen Geschlechtes waren.

Von diesen Bibliotheken des Alterthums gedenke ich, in dem dritten und letzten Abschnitte eine kurze Nachricht zu ertheilen, ohne mich in die Beschreibung derjenigen einzulassen, welche bey dem Verfalle der römischen Monarchie und in dem mittlern, wie auch neuern Zeitalter so verschiedene Schicksale gehabt: Weil jene theils nicht erheblich, theils nicht bekannt genug, von diesen aber durch die berühmtesten Männer bereits ganze Geschichten und Verzeichniße geliefert worden sind.

(Die Fortsetzung künftig.)

Cha-

Charon aus dem Lucian.

Charon und Mercur.

Merc. Warum lachst du so herzlich, Charon? und warum hast du dein Schiff verlassen und dich in die Oberwelt begeben, da du hier nichts zu schaffen hast?

Charon. Ich bin neugierig geworden, Mercur, und wollte gern die Geschäfte und Handlungen der Menschen mit meinen Augen sehn. Hauptsächlich möchte ich die herrlichen Güter beschauen, über deren Verlust diejenigen so sehr zu weinen pflegen, die zu uns hinunter kommen. Daher habe ich nach dem Beyspiele jenes thessalischen Jünglings mir vom Pluto nur auf einen Tag Urlaub ausgebeten, und bin herauf gestiegen. Nun treffe ich dich zu gelegner Zeit an: denn, da ich völlig fremd bin, wirst du so gut seyn, mich herum zu führen und mir das Sehenswürdigste zu zeigen.

Merc. Mein lieber Bootsmann, ich habe nicht Zeit. Jupiter schickt mich in gewissen Geschäften aus. Du weißt, wie grimmig er ist: verzöge ich nur ein wenig, so möchte er mich auf immer und ewig in eure finstre Unterwelt ver-

verbannen, und zu deinem Gesellen machen. Noch schlimmer wäre es, wenn er mich, wie neulich, den Vulcan, beym Bein faßte, und aus dem Olymp herunter schläuderte: damit er noch einen lahmen und hinkenden Mundschenk kriegte, über den er zu lachen hätte.

Charon. Kannst du so unartig seyn, mich auf der Welt herumirren zu lassen? Da wir Freunde, Reisegefärthen und du auf gewisse Maaße der Bothschafter unsers Reiches bist? Solltest du, Majens Sohn, nicht wenigstens aus Dankbarkeit mein Bitten erhören? da ich dir aus Gefälligkeit niemals befohlen habe, die Schiffpumpe zu führen, oder ein Ruder anzugreifen. Lasse ich dich nicht nach Belieben schnarchen, oder, wenn du eine geschwätzige Seele auf dem Schiffe antrifst, mit ihr die ganze Reise hindurch plaudern? ungeachtet du so jung und stark bist; ich aber ein kraftloser Greis bin, der wohl verdiente, daß man ihm in der Arbeit beystünde. O ich beschwöre dich bey deinem Vater, mein lieber kleiner Mercurius, lasse mich nicht allein; sondern zeige mir, wie es auf Erden zugeht.

Merc. Ich muß es nur thun; wiewohl ich den schlimmen Wegweiserlohn schon voraus fühle, den ich vom Jupiter kriegen werde. Allein ich muß dir gleich anfänglich sagen, mein guter Bootsman, daß es unmöglich seyn wird, alles

alles aufs genaueſte zu ſehen, was auf Erden vorgeht: denn dazu reichten nicht viele Jahre hin. Auch habe ich zu befürchten, es möchte mich Jupiter als einen Flüchtling meines Amtes entſetzen, wenn ich lange außen bliebe. Und was würde Pluto mit dir vornehmen, wenn du ſo lange keine Seelen brächteſt? Wie würde Aeakus raſen, der Zolleinnehmer beym Styx, wenn er in der ganzen Zeit nicht einen Heller gewönne? Alſo müßen wir zu Rathe gehn, welches der kürzeſte Weg ſey, unſere Entdeckungen zu vollenden.

Charon. Dieſes wirſt du am beßten wiſſen: denn ich bin fremd und in ſolchen Sachen unerfahren.

Mercur. Es wäre meine unvorgreifliche Meynung, daß wir auf einen erhabnen Ort ſtiegen, wo wir alles überſchauen könnten. Dörfteſt du in den Himmel kommen; ſo wäre dem Dinge bald geholfen: Doch da du zum unterirdiſchen Reiche gehörſt, ſo iſt es dir nicht erlaubt, Jupiters Pallaſt zu betreten. Alſo bleibt uns nichts übrig, als einen hohen Berg zu ſuchen.

Charon. Weiſt du nicht, Mercurius, wie ich zu reden pflege, wenn ein Sturm auf dem Styx entſtehet, und jeder Paſſagier mir nach ſeiner Unerfahrenheit einen Rath geben will?

Ruffe ich nicht: Halt das Maul! das muß ich beſſer wiſſen. Alſo mache du es itzo mit mir; ich werde dir in allem gehorchen.

Mercur. Du haſt Recht, Charon: ich weis ſchon, wo wir ſchauen können. Hier iſt der Caucaſus, der höhere Parnaß und der über beide hervorragende Olymp. Es fällt mir etwas ein; aber ich muß Hülfe dabey haben.

Charon. Befiehl nur, Mercur: ich will dir nach meinem Vermögen beyſtehn.

Mercur. Der Poet Homer ſagt, daß Aloeens zweene Söhne in ihrer Kindheit den Anſchlag gemacht, den Berg Oſſa aus ſeinen Wurzeln zu reißen und ihn auf den Olymp, auf den Oſſa aber den Pelion zu ſetzen; um von da in den Himmel zu ſteigen. Allein die jungen Böſewichter kriegten dafür ihren Lohn. Bey uns iſt es ganz was anders, wann wir die Berge auf einander verſetzen. Es geſchieht nicht, um die Götter mit Krieg zu überziehn; ſondern um die Welt nur beſſer überſehn zu können.

Char. Was meynſt du, Mercur? ſollten wir allein Manns gnug ſeyn, den Oſſa und Pelion aus ihrer Stelle zu rücken?

Mercur. Warum nicht? ſind wir etwan geringer und nicht ſo ſtark, als die Knaben dort? da wir doch Götter ſeyn wollen.

Char.

Char. Keinesweges! ich ſtelle mir nur vor, was das für eine herrliche und bewundernswürdige Unternehmung ſeyn muß.

Mercur. Du biſt ein Idiot, und weiſt die Kraft der Dichtkunſt nicht. Aber der vortrefliche Homer hat gleich in zween Verſen einen Weg zum Himmel gebahnt. Es war ihm eine Kleinigkeit, Gebirge auf einander zu werfen. Warum wunderſt du dich ſo? beſinnſt du dich nicht, daß Atlas allein den Himmel auf dem Rücken trägt, und haſt du von meinem Bruder Hercules nicht ſagen hören, daß er auf einige Zeit den Atlas abgelöſt, bis derſelbe ein wenig ausgeruht hatte?

Char. Ich habe in der That etwas dergleichen gehört? ob es aber wahr ſey, magſt du mit den Poeten ausmachen.

Mercur. Es iſt die lautre Wahrheit. Denn warum ſollten ſo kluge und verſtändige Leute lügen? Laß uns alſo erſtlich den Berg Oſſa aus ſeinen Wurzeln reißen, wie der Baumeiſter Homer vorſchreibt; hernach den Pelion oben darauf ſetzen. Siehſt du, wie poetiſch wir das Werk vollendet haben! Warte, nun will ich hinaufſteigen, und ſehen, ob es hoch gnug iſt. Beym Blitz! wir ſind noch weit vom Himmel. Gegen Oſten ſieht man kaum Jonien und Ly-

dien, und gegen Westen erscheint nichts als Sicilien und Italien. Gegen Norden erblicke ich nur die Länder an der Donau, und auf jener Seite Creta, wiewohl nicht allzu deutlich. Wir müßen wahrlich noch die Berge Oeta und Parnaß darauf setzen.

Charon. Thu, was du willst: jedoch nimm dich in Acht, daß die Last nicht das Uebergewicht kriegt, und wir mit dem homerischen Gerüste herunter stürzen und den Hals brechen.

Mercur. Sey gutes Muths, Charon! Es wird alles gut gehn. Wälze du nur den Oeta und Parnaß her. Warte, ich will wieder hinauf steigen. Nun ist es gut: ich kann alles überschauen. Steige du zu mir herauf.

Charon. Reiche mir die Hand, Mercur: Das Gerüst ist sehr hoch und schwer zu besteigen.

Mercur. Ja, du mußt etwas wagen, und es kann ohne Gefahr nicht abgehen, wenn du alles besehn willst. Halte meine Hand fest; steige nun gemach heran. Hüte dich, daß dir der Fuß nicht ausgleitet. Wohl, nun bist du da. Setze dich auf die eine Spitze des Parnasses, ich will die andere einnehmen. Schau herum.

Charon. Ich sehe ein großes Land und ein großes Gewässer, wovon es umflossen wird. Ich sehe

ſehe Berge und Flüſſe, die gröſſer als Kocyt und Phlegethon ſind; überdieſes ſehe ich kleine Menſchen und einige Neſter, woraus ſie kriechen.

Mercur. Das ſind Städte, die du für Neſter anſiehſt.

Charon. Sieh nun, wie vergeblich unſre Arbeit geweſen iſt. Wir haben uns allzu hoch gelagert, und können nichts deutlich ſehn. Ich habe nicht nur Städte und Berge, wie auf einem Riſſe ſehn wollen. Mein Verlangen gieng dahin, die Menſchen und ihre Handlungen auf das genaueſte zu betrachten, ihre Reden und Anſchläge zu vernehmen, dergleichen ich gehört hatte, als du mich lachend antrafſt.

Mercur. Was hörteſt du dann?

Charon. Es lud Einer ſeinen Freund ein. Dieſer verſprach ihm, den folgenden Tag zu kommen und mit ihm zu Nacht zu ſpeiſen. Plötzlich fiel ein Ziegel von dem Dach und ſchlug ihm den Scheitel ein, und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, weil der gute Menſch ſein Verſprechen nicht halten konnte. Solche poſſierliche Dinge möchte ich mehr wiſſen: ich will deßwegen herunter ſteigen.

Mercur. Gieb dich zu frieden: ich will der Sache bald helfen. Ich weis ein Zaubermittel aus dem Homer, wodurch ich dir das Geſicht

schärfen kann. Aber du mußt die Augen recht weit aufreißen, wenn ich die Zauberworte ausspreche.

Charon. Sage sie nur her.

Mercur. Ich werde das Gewölk aus dem Gesicht verwehn;
Es soll die Sterblichen, es soll die Götter sehn.
Siehst du nun, Charon?

Charon. O! Lynceus selbst ist, in Vergleichung mit mir, blind. Nun will ich dich fragen: antworte du hübsch. Aber wie wärs, wenn ich auch in Versen redte, um dir zu zeigen, daß ich in der Götterspräche Homers nicht gänzlich unerfahren bin?

Mercur. Armer Bootsmann, wie solltest du etwas dergleichen wissen?

Charon. Schimpfe nur nicht mein Handwerk. Ich bin so unwissend nicht, wie du vielleicht glaubst: Denn als ich den vortreflichen Homer über den Styx zu fahren das Glück hatte, lernte ich viele Stellen auswendig, die er mir vorsang. Aber sein Singen wäre uns beynahe übel bekommen: Denn er stimmte unter andern einmal ein Lied von Sturm und Gewitter an; sogleich war Neptun wie bezaubert, und erregte Winde und Wolken, wobey seine verwünschte dreyzackigte Gabel so vielen Unfug in den Fluten anrichtete, daß mein Schiff fast unter-

untergegangen wäre. Ihm selbst, dem guten Poeten, wurde so übel, daß er ganze Lieder auf die Scylle und Charybdis und auf den Cyklops ausspie.

Mercur. Nun wundere ich mich nicht, daß du einen solchen Vorrath von Versen sammeln konntest.

Charon. Aber sage mir, wer ist der riesenmäßige Mensch, den ich dort sehe?

Mercur. Das ist Milo von Krotona. Die Griechen klatschen ihm zu Ehren in die Hände: Denn er trägt einen Stier ein halbes Stadium fort.

Charon. Wie viel billiger sollten sie mir zu Ehren in die Hände klatschen: Denn so stark dieser Riese ist, werde ich ihn dennoch einmal zu fassen kriegen, und federleicht in meinen Kahn werfen. Sollte der Elende nicht an den Tod denken? und sich seine stolze Freude vergehn lassen?

Mercur. Ja, ja, man denkt viel an euers gleichen, so lang man stark und gesund ist.

Charon. Gnug von ihm! Wir werden in kurzem über ihn zu lachen haben, wenn er zu uns kömmt: Denn da wird er keine Mücke, geschweige denn einen Stier heben und fort tragen können. Wer ist der ansehnliche Fremdling dort?

Mercur. Das ist Cyrus, der das medische Reich auf Persen gebracht, und neulich die Assyrier überwunden und Babylon erobert hat. Nunmehro ist er im Begriffe, den König in Lydien, Krösus, mit Krieg zu überziehen.

Charon. Zeige mir diesen Krösus.

Mercur. Blicke dort in jenes große Schloß, das mit einer dreyfachen Mauer umgeben ist; Sardeis heißt der Ort. Siehst du den Krösus auf einem goldenen Thron, welcher mit dem Athenienser Solon spricht? Wollen wir ihnen ein wenig zuhören?

Charon. Meinetwegen!

Krösus.

Weil du itzo unsere Reichthümer und Schätze gesehn hast, du Fremdling aus Athen; so sage mir, wen du für den glücklichsten Menschen hältst?

Charon. Was wird doch Solon sagen?

Mercur. Still nur; er wird sehr vernünftig antworten.

Solon.

Es giebt der Glücklichen sehr wenige: aber unter denen, die ich kenne, halte ich den Kleobis und Biton für die glückseligsten.

Charon. Sind das nicht die zween Söhne der

der argiviſchen Prieſterinn, die neulich plötzlich geſtorben, nachdem ſie ihre Mutter auf einem Ehrenwaagen bis zum Tempel gezogen hatten?

Krösus.

Es ſey alſo; ſie mögen unter den Glückſeligen die erſte Stelle haben. Wen ſetzeſt du aber nach ihnen?

Solon.

Den Athenienſer Tellus; weil er nicht nur rühmlich gelebt, ſondern auch für das Vaterland geſtorben iſt.

Krösus.

Wie unrecht urtheilſt du? Hältſt du mich denn nicht für glücklich?

Solon.

Du biſt noch nicht todt, und vor dem Lebens-Ende kann ich Niemanden glücklich preiſen.

Charon. Du biſt brav, Solon, daß du unſer nicht vergeſſen haſt. Wer ſind jene, die Krösus verſendet hat, und was tragen ſie auf den Schultern?

Mercur. Er ſchickt dem pythiſchen GOtt durch ſie goldene Ziegel. Es iſt eine Belohnung des Orakels, dem er ſein Verderben wird zu danken haben. Des Mannes Fehler iſt, daß er den Wahrſagern und Propheten allzu ſehr ergeben iſt.

Charon. Das blaßgelbe Ding also nennet man Gold? ich sehe es zum erstenmale.

Mercur. Ja, das ists: um dieses streiten die Menschen mit so vieler Erbitterung.

Charon. Aber ich sehe nicht, daß es so etwas kostbares seyn soll; wo es anders nicht darinn besteht, daß diejenigen, so es tragen, damit beschweret werden.

Mercur. Du weist noch nicht, was seinetwegen für Kriege, Nachstellungen, Raubereyen, Meyneide, Mord und Niederlagen, Ketten und Banden, lange Seefarthen, Handel und Wandel, und Knechtschaften aufgekommen sind.

Charon. Seinetwegen? o es ist ja ein großer Unterschied zwischen ihm und dem Aerz: denn dieses kenne ich, weil mir jeder Passagier einen Häller mitzubringen pfleget.

Mercur. Du hast Recht: allein des Aerzes giebt es viel, und daher hat es keinen so großen Werth, wie das Gold, welches ungemein rar ist, und mit Mühe und Unkosten gesucht werden muß.

Charon. Welche Thorheit der Menschen! die eine so nichtswürdige und schwere Sache so sehr lieben.

Mercur.

Mercur. Aber siehst du, wie wenig Solon das Gold achtet? Es scheint, daß er den pralerischen Krösus deßwegen nur auslachet. Laßt uns noch ein wenig zuhören.

Solon.

Sage mir, Krösus, meynst du, Apoll bedörfe deines Goldes?

Krösus.

Beym Jupiter! ich weiß gewiß, daß man ihm noch kein so herrliches Geschenk gebracht hat.

Solon.

Also bildest du dir ein, daß du den Gott damit glücklich machest?

Krösus.

Warum nicht?

Solon.

Es muß eine große Armuth im Himmel seyn, wann die Götter erst aus Lydien ihr Gold erwarten müßen.

Krösus.

Wenigstens bin ich versichert, daß nirgends so viel Gold zu finden ist, als in Lydien.

Solon.

Giebt es auch so viel Eisen bey euch?

Krösus.

Mit nichten.

Solon.

Solon.

Also fehlt euch eine Sache, die dem Gold weit vorzuziehen ist.

Krösus.

Wie so?

Solon.

Was ist besser unter den beiden, beschützen oder beschützt werden?

Krösus.

Zweifelsohne ist der besser, welcher beschützet, als wer beschützt wird.

Solon.

Wenn also Cyrus, wie es verlautet, deine Lydier angreifen wird, wirst du deinen Kriegsleuten goldene oder eiserne Waffen geben?

Krösus.

Eiserne, eiserne, sage ich.

Solon.

Wenn es aber an Eisen mangelt, werden deine herrlichen Schätze von Gold nicht gefangen nach Persien geführt werden?

Krösus.

Nicht so schlimm, mein lieber Mann!

Solon.

Die Götter wollen es abwenden. Inzwischen begreifest du hoffentlich, wie sehr das Eisen dem Gold vorzuziehen sey.

Krösus.

Digitized by Google

Krösus.

Soll ich dem Gott lieber eiserne Ziegel schicken und die goldenen zurück nehmen?

Solon.

Ein Gott braucht weder Eisen noch Gold. Dein Geschenk wird entweder den Phocensern oder Böotiern, oder den Delphiern selbst ein angenehmer Besitz seyn. Vielleicht raubt es gar ein Tyrann. Der Gott kriegt nichts davon: er hat nichts mit deinen Goldschmidten zu schaffen.

Krösus.

Du hast es immer mit meinen Reichthümern zu thun: es scheint du beneidest mich.

Mercur. Dieser zärtliche Lydier, o Charon, kann die Freymüthigkeit und Wahrheit nicht wohl vertragen. Es kömmt ihm fremd vor, daß ein Mensch von niedriger Herkunft und wenigen Mitteln sich untersteht, ohne Schmäucheleyen mit ihm zu sprechen. Aber er wird an den Solon denken, wenn er von Cyrus gefangen worden und nun auf den Scheiterhaufen steigen soll. Denn neulich habe ich die Parce Klotho ein Urtheil verlesen hören, kraft dessen Cyrus den Krösus überwinden, aber von der massagetischen Heldinn getödtet werden soll. Siehst du dort das scythische Weib, welches auf einem weißen Pferde reitet?

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Ode

Ode

auf

das Absterben

des Hochfürstl. Markgräfl. Baden Durlachischen Kirchenrathes, Rectors und Professors

Hrn. Jacob Friedrich Malers.

Carlsruhe d. 3. Jun. 1764.

Er,

den ich gern von GOtt erbeten hätte,
Der große Lehrer, ist dahin!
Hier liegt Er! = = GOtt! vor deiner Stätte!
Mein ganzes Herze weint um Ihn.

So weint ein Land um seinen besten Prinzen,
Wann ihn der HErr itzt höher hebt;
Der Schmerz fährt schnell durch die Provinzen;
Der Patriot staunt, schweigt und bebt.

Der Glocken Ton, ein feyerliches Rufen,
Bestürmen das geschwollne Herz,
Erschüttern, treffen jetzt die Stufen
Vom losgelaßnen lauten Schmerz.

Wie

Wie wenn der HErr itzt in Gewittern redet,
Im Blitz erſt trift und donnernd ſchlägt:
Der Ton, indem der Weiſe betet,
Des Schlags Gewißheit weiter trägt;

So lockt der Ton der Glocke laute Zähren
Aus der geſchwellten Bruſt herauf,
Um Troſt dem Herzen zu gewähren;
Doch wild und ſchmerzhaft iſt ihr Lauf.

Religion, die einſt zu GOtt uns hebet,
Beſiegt allein den bangen Schmerz.
Nur ſie, indem ſie uns belebet,
Gießt Balſam in das ſchwache Herz.

Er, welchen wir, mit den betrübten Seinen,
GOtt ſey Ihr Troſt bey dieſem Schlag!
Gerührt, als Chriſten, hier beweinen
An dieſem GOtt geweyhten Tag;

Er lehrte GOtt, die Wiſſenſchaft, die Tugend
Mit ſanftem Feur; und was Er ſprach,
Pflanzt noch in hoffnungsvoller Jugend,
Sein Geiſt in Seinen Schriften nach.

Er

Er selbst war ganz, was Er zu seyn stets lehrte,
Ein Patriot, ein wahrer Christ.
Der die Religion verehrte,
Ist durch sie itzo was Er ist,

Ein Lehrer, der gleich holden Sternen glänzet,
Der GOtt von Angesicht kann sehn,
GOtt, welchen keine Zeit umgränzet,
Zu dem auch wir einst wollen gehn.

M. M.

Digitized by Google

Carlsruher Beyträge

zu den

schönen Wissenschaften.

Dritten Bandes VI. Stück.

Frankfurt und Leipzig, 1765.
druckts und verlegts Michael Macklot,
Markgräfl. Baden-Durlachischer privil. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

Fortsetzung
von
Charon aus dem Lucian.

Charon und Mercur.

Charon. Beym Jupiter!

Mercur. Das ist Tomyris, die mit eigner Hand dem Cyrus das Haupt abhauen und es in einen mit Blut angefüllten Schlauch stecken wird. Aber siehst du auch seinen Sohn, Kambyses, der dem Vater in der Herrschaft folgen, den Gott Apis umbringen, unsinnig werden und sterben wird?

Charon. Das ist aufs äußerste lächerlich! und worauf sind diese Leute so stolz und gefallen sich so sehr? Aber wer ist jener im Purpurmantel, der eine Krone trägt, und dem ein Koch einen kostbarn Ring bringt, welchen er in dem Bauche eines Fisches gefunden hat?

Er nennt sich einen Herrn des unbezwungnen Meeres:
Und scheint das Oberhaupt des seeerfahrnen Heeres.

Mercur. Man nennt sie Hoffnung, Furcht, Unsinn, Wohllust, Gewinnsucht, Zorn, Haß und so weiter. Die Unwissenheit und Dummheit steckt dorten unter dem Troß, und dringet zuweilen bis in die vordersten Haufen, wenn sie Raum findet. Das lächerlichste ist, daß der schalkhafte Tod manchmal die guten Leute wegraffet, da sie in der beßten Hoffnung und in der schönsten Blüthe sind. Siehst du seine Bothen, Kundschafter und Diener? das sind Krankheiten, Fieber, Schwindsucht, Wassersucht und dergleichen erschreckliche Namen, wie auch Mord, Raub, Gift, Richter und Wüthriche. So lange es ihnen nun wohl geht, denken sie an nichts dergleichen: allein kaum sehn sie sich in ihrer Hoffnung betrogen; so hört man nichts als Ach! weh mir! o Unglück! o Jammer! und der kläglichen Ausrufe mehr. Bedächten sie nur bey Zeiten, daß sie sterblich sind, und daß sie nach einiger Wanderschaft im Leben alle irdische Dinge verlassen und wie aus einem Schlafe scheiden müßen; so würden sie ein klügeres Leben führen und sich nicht so ängstigen, wenn sie den Tod vor Augen sehen. Würde sich derjenige, der ein prächtiges Gebäude aufführen läßt, so unsinnig freuen und hochmüthig bezeigen, wenn er wüßte, daß er darinnen nicht einmal essen, sondern es kaum unter Dach bringen und sogleich seinem Erben hinterlassen wird? Würde ein Vater über die Geburth eines Soh-

nes frohlocken, wenn er vorher sähe, daß dieser Sohn in wenigen Jahren sterben wird? Aber so geht es, wenn man nicht auf betrübte, sondern auf lauter fröliche Beyspiele sein Augenmerk richtet. Ein Vater zum Exempel sieht auf seinen glücklichen Nachbar, dessen Sohn, ihm zum Ruhme und Vergnügen, herangewachsen ist: sogleich meynt er, ein gleiches Glück an seinem Kinde zu erleben. Er sieht aber nicht auf seinen andern Nachbar, welcher seinen hoffnungsvollen Sohn begraben läßt.

Charon. Ich weiß in der That nicht, warum sich die Menschen über solche Nichtigkeiten freuen oder betrüben.

Mercur. Ja, könntest du gar den Königen, welche zweifelsohne für die glückseligsten unter ihnen gehalten werden, in das Herz sehen; was für Jammer, Bekümmerniß, Unruhe, Furcht, Haß, Zorn, Argwohn, Nachstellung, Schmäucheley und Verrätherey bestürmen sie nicht! Wie wenig können sie auch den Dienern trauen, die sich als die allergetreuesten anstellen: da ein größerer Böswicht immer den kleinern zu stürzen sucht, und seinen Privataffect zur Wohlfahrt seines Herrn macht. Ich schweige itzo von den Krankheiten und Leidenschaften, welche über die Großen eben so wohl als über die Geringen herrschen, und die zu erzählen unmöglich sind.

Charon.

Charon. Weiſt du, Mercur, an was mich die Menſchen gemahnen? Haſt du die Waſſerblaſen geſehn, welche manchmal in einem ſchnellen und reißenden Strom auffahren? Einige davon ſind klein und zerſpringen bald: andere aber dauern länger und werden immer größer, je mehr ſich andere dergleichen anhängen, bis ſie genug angeſchwollen und von ihrer eignen Laſt platzen müßen. So kömmt der Menſchen ganzes Leben mir vor.

Mercur. Du biſt eben ſo glücklich in Erfindung der Gleichniße, als der hochweiſe Homer, der die Menſchen mit den Baumblättern vergleichet.

Charon. Wie wärs, Mercur, wenn ich den Menſchen mit lauter Stimme von unſerer Höhe zuriefe: o ihr Thoren, warum ſtrebt ihr nach ſo eitlen und nichtigen Dingen, die ihr ſo bald verlaſſen müßt? Laßt ab von euern Bemühungen: ihr werdet nicht ewig leben. Ihr dörft nicht anders als nackt und bloß zu uns in die Unterwelt kommen; und eure ſo geprieſenen Güter wechſeln immer mit ihren Herren. Meynſt du nicht, daß die Menſchen ſich bekehren ſollten, wenn ſie meine Bußpredigt hörten?

Mercur. Du heiliger Redner, weiſt nicht, was für Unwiſſenheit nnd Irrthum ſie beſeſſen hält: und wenn du ihre Ohren mit einem Bo-

rer öffnen wolltest, so würden sie doch taub bleiben. Ulyßens Reisegefärthen sind nicht so taub gewesen, als er ihnen die Ohren mit Wachs zugestopft, damit sie den Gesang der Sirenen nicht hören möchten. Derer sind sehr wenige, welche auf vernünftige Vorstellungen Achtung geben.

Charon. So will ich wenigstens diesen es zuruffen.

Mercur. Es würde etwas überflüßiges seyn, ihnen zu sagen, was sie schon wissen. Siehst du diese klugen Weisen, wie sie ferne vom Haufen stehn, und der andern Handlungen betrachten. Es würde sich auch wenig für sie schicken, wenn sie sich mit Andern vermengen wollten: da sie immer bereit zu seyn scheinen, aus dem Leben zu uns zu fliehen. Uebrigens sind sie dem Pöbel sehr verhaßt, weil sie keine Narren seyn wollen.

Charon. Glück zu, ihr edelmüthigen Seelen! aber, o mein lieber Mercur, wie wenig sind deren!

Mercur. Auch diese Wenigen sind gnug. Aber laß uns herabsteigen.

Charon. Noch eins: ich möchte gerne wissen, wo die Menschen ihre Leichen hinthun.

Mercur.

Mercur. Siehſt du die Ehrenmäler, die Säulen, die Pyramiden? das ſind die Behältniße der Leichen.

Charon. Aber was bedeuten die Kränze, die Salben, die Speiſen und Getränke, welche man dahin bringt?

Mercur. Die Thoren glauben, daß die Seelen zuweilen aus euerm Reiche zurückkehren und daſelbſt Tafel halten.

Charon. Da hätte ich wahrlich viel zu thun, wenn ich einen Jeden herüberſchiffen ſollte, weil er eſſen und trinken will. Bey uns gilt kein ius poſtliminii. Wer einmal drüben iſt, der kömmt nicht wieder zurück.

Begraben oder nicht, iſt jeder Todte todt:
Ein König, und ein Sclav, die Bettler und die Reichen,
Wer ſchön, wer häßlich iſt, kurz, alle Menſchen gleichen
Einander nach dem Tod.

Mercur. Ey, ey, Charon: du biſt der leibhaftige Homer: ſo unerſchöpflich in Verſen!

Charon. Zeige mir doch das berühmte Troja, Mycen, Argos und dergleichen große Städte.

Mercur. Sie ſind hin; dort lag Troja, hier Mycen und Argos, wo du nichts als Schutt und Erde ſiehſt. Ich beſorge, du wirſt vor

Bosheit den guten Homer erdroßeln, wenn du in die Unterwelt zurück kömmst; weil er von solchen Possen so viel Lärmens gemacht hat.

Charon. Er scheint in der That ein großer Lügner zu seyn. Aber weg mit Fabeln! Wer sind die dorten, die sich unter einander umbringen?

Mercur. Die Argiver und Lacedämonier.

Charon. Worüber streiten sie?

Mercur. Ueber das Feld, worauf sie sich umbringen!

Charon. O die Narren! und wenn Einer das ganze Peloponnes itzo besäße, so wird ihm Aeakus, wenn er zu uns kömmt, nicht über einen Fuß breit Land einräumen.

Mercur. Nun muß ich fort eilen. Laß uns die Berge wieder an ihre vorige Stelle tragen. Ich werde hierauf in kurzem dir wieder Seelen zuführen. Begieb dich zu deinem Schiffe.

Charon. Sehr wohl, Mercur: ich danke dir inzwischen für die gehabte Mühe. O Bemühungen der thörichten Menschen! o Tyrannen, goldene Ziegel, prächtige Opfer, Schlachten, Ehrenmäler! aber um den Charon bekümmert sich Niemand.

Dritter

Dritter Abschnitt

von den

Bibliotheken des Alterthums.

Wenn man die Kürze des menschlichen Lebens und den Neid der Zeiten betrachtet, so sollte man sich wundern, daß es noch edelmüthige und uneigennützige Seelen gegeben, welche mehr für andere, als für sich zu leben den Muth hatten. Große Thaten verrichtet, oder ausnehmende Tugenden besessen zu haben, ist vielen vortheilhaft gewesen; sie gelehret oder beschrieben zu haben, hat den Wenigsten unter den alten Schriftstellern einen wahren Nutzen verschafft. Selbst anscheinende Verdienste haben oft Belohnungen davon getragen; wie mancher aber, der wirkliche Verdienste abgeschildert, hat in einem Zeitalter, das denselben auffätzig war, wo nicht den Untergang sich zugezogen, doch höchstens nichts, als eine späte und ungenießbare Gunst der Nachwelt erworben.

Es

Es scheint also, die unsterblichen Werke der Alten müssen eine weit edlere Triebfeder gehabt haben, als man gewöhnlich bey den Handlungen der Menschen vorauszusetzen pfleget. Wenn der göttliche Homer in seinem Leben nirgends eine bleibende Stätte fand, ungeachtet nach seinem Tod hundert Städte um die Ehre, sein Vaterland zu seyn, haderten; wenn Sophokles des Unsinns wegen angeklagt wird und sich kaum durch seinen kolonischen Oedipus wider einen so schimpflichen Verdacht schützen kann; wenn der Vater der Geschichtkunde aus Karien durch die Misgunst seiner Mitbürger verjagt wird und der staatskluge Thucydides vor dem ungerechten Kleon ins Exil entweichen muß; wenn Plato von einem Tyrannen als ein Sclav verkauft wird; wenn sein Schüler, der Stagirit, der größte Philosoph und Demosthenes, der größte Redner Griechenlandes, ihre Rettung in der Flucht und zuletzt im Tode suchen müssen; so sind dieses keine sehr ermunternde Beyspiele gewesen, ihnen nachzufolgen, wenn man nach Ehre, Reichthum oder andern zeitlichen Gütern trachtete. Kömmt man endlich auf solche ungeheure Zeiten, wie diejenigen waren, welche gleich nach den glückseligen Tagen eines Augusts erschienen, da man nicht nur gegen die Schriftsteller, sondern auch gegen ihre Schriften tobte; da ein obrigkeitliches Amt bestellt war, die Denkmaale großer

Talente

Talente mit feyerlichem Grimm zu verbrennen; da man die Lehrer der Weisheit nicht einzeln, sondern zu ganzen Schaaren verbannte und da nach eines großen Mannes *a*) Ausdruck durch die peinlichen Untersuchungen so gar das Gewerb der Sprache und des Gehörs aufgehoben ward; so mußten diejenigen, welche es dennoch wagten, die mühsame und gefährliche Bahne der Schriftsteller zu betreten, weit über alle niedrigen Absichten erhaben seyn. Wollte man auf dieses vornehme Geschlecht von Menschen den Argwohn werfen, als ob es seinen Griffel nur deswegen gebraucht, um von der Nachwelt bewundert zu werden; so widerlegt uns der Verlust unersetzlicher Werke, über welchen die ältesten Schriftsteller bereits so häufige Klagen führen, und der auch ihnen das Schicksal ankündigte, welches ihre eigenen Arbeiten einst treffen konnte. Wie aber, wenn sie nun nach dem Selbstruhme so lüstern waren, warum haben sie nicht ihren ruhmvollen Lebenslauf selbst aufgezeichnet oder wenigstens aufzeichnen lassen, und die Nachwelt vor der Ungewißheit gesichert, worein sie aus Mangel hinreichender Nachrichten ihrentwegen versetzt worden ist? Und wie, wenn ein bescheidner Virgil voll Schaamhaftigkeit entflieht und sich verbirgt, so oft das frohlockende Volk ihn mit rauschen-

a) Tacit. vita Agricol. sub init.

den Lobsprüchen verfolgt? Wie? wenn er die unnachahmlichen Erzeugungen seines Geistes den Flammen übergeben will *b*)? Wo bleibt diese Ruhmsucht, die man dem Alterthum andichtet? — Allein es gab damals nicht lauter

b) Warum ist Virgil so bescheiden gewesen? Herr von Alembert, dessen geometrischer Geist die Grenzen der Wissenschaften so gründlich ausmißt, giebt den Grund davon an. Er sagt in seinem Essai sur les gens de Lettres: Je mehr man Verstand hat, desto unzufriedner ist man mit dem, welchen man besitzt. Ich berufe mich auf das Zeugniß aller vernünftigen Leute, sie mögen zu einer Zeit oder unter einer Nation gelebt haben, wo sie wollen. Hierauf fährt er fort: Es kann nur zwo Gattungen Seelen geben, die sich eine Gnüge leisten, wenn sie sich selbst beurtheilen: das größte Genie, welches nicht wirklich ist und die größte Dummheit, welche nur allzuhäufig sich findet. Das Unvermögen dieser letztern, dasjenige zu erkennen, was ihr abgeht, ersetzt schon alles, was ihr abgeht. Hieraus kann man schließen, daß bey der Austheilung des Wohlseyns die Thoren nicht das schlechteste Looß von der Natur erhalten haben. Virgil war also bescheiden, weil er unzufrieden mit sich selbst war, das ist, weil er bey sich zu fühlen glaubte, daß er noch nicht das größte Genie wäre. Allein alle Völker, welche ihn lesen, (und welche lesen ihn nicht?) bestätigen diese Wahrheit, daß er wenigstens eines der größten Genies gewesen, welche man jemals gekannt hat. Was? schreyt hier ein pedantischer Gelehrter, ein Poet? eines der größten Genies?

Virgile. — Ich weis es; auch Bave und Meve fanden sich; diese scheinen nicht so bescheiden gewesen zu seyn: denn ihre Schriften sind ein Raub der Vergessenheit geworden. c)

Man lasse dem ehrwürdigen Alterthum die Gerechtigkeit wiederfahren, daß die Denk-

nies? welch ein Widerspruch! — Ja, mein Herr; Virgil ist nur ein Poet: aber dieser Poet ist ein Staats-, und Kriegsmann, ein Philosoph, ein Geschichtschreiber, ein Naturkenner, ein Arzt, ein Lehrer der Landwirthschaft, ein Gesetzgeber der Menschheit, ein Liebling der Nachwelt; kurz, Er ist alles, was Sie nicht sind, noch jemals seyn werden. Ich habe oben in dem ersten Abschnitte einen ähnlichen Charakter in dem furchtsamen Horaz angezeigt. Wie lächerlich! wird Mancher hier ausrufen, der sich auf seine Allgegenwart im Reiche der Wissenschaften recht vieles zu gute thut, was braucht man sich zu fürchten, wenn man seiner Sache gewiß ist, — O mein überall zureichender Herr, Sie glauben nicht, wie sehr man sich oft vor dem Beyfall solcher Leute fürchtet, wie Sie sind, und es ergeht manchem guten Kopfe, wie jenem griechischen Redner, welcher über das frohlockende Händeklatschen des Pöbels dermaßen erschrack, daß er seine umstehenden Freunde befragte: Habe ich etwan eine Thorheit gesagt?

c) Aus den wenigen Nachrichten, die uns von Virgilen und Horazen übrig geblieben (denn große Genies

maale seiner Wissenschaft aus dem beßten Herzen und aus der löblichsten Begierde entsprungen, mehr andern, als sich selbst, zu nutzen, mehr die Welt, so lang es möglich wäre, zu unterrichten, als von ihr bewundert zu werden. Fragt man, was außer diesen Vorzügen noch weiter die großen Alten von ihren Nachkommen unter-

Genies sagen nichts von sich und kleine Geister schweigen von ihnen, weil sie sonst nichts von sich selbst sagen könnten, (aus diesen wenigen Nachrichten, sage ich, erhellt zur Gnüge, daß sie viele Feinde hatten, dahingegen Bav und Mev unter den damaligen Römern ganze Haufen von Gönnern und Bewunderern fanden. Die Ursache ist begreiflich. Die ersten hiengen nur dem größten Verdienst und der würdigsten Freundschaft an. Man mußte ein August, ein Mäcen, ein Pollio seyn; man mußte solche hervorragende und unleugbare Vorzüge besitzen, denen auch die strengste Geschichtkunde nicht widersprechen konnte; kurz, man mußte würdig seyn, der Nachwelt als ein Muster des Heldenmuths, der Weisheit und Tugend vorgestellt zu werden. Das waren Personen, welche Virgil und Horaz besangen: denn man merke dieses; ein Genie läßt sich niemals zu Unwahrheiten herab, es lobt, aber es leugt nicht: Bav und Mev hingegen waren kriechende Schmeichler, die ein feiles Gewerb mit ihren Zungen und Griffeln trieben und sich in eine verächtliche Abhängigkeit von allzuvielen unedelgesinnten Römern danieder fesseln ließen. Was that Maro und Flaccus? Sie ließen die Narren kriechen, übel

reden

unterscheidet? so antworte ich: ihr Verstand war nicht erborgt; ihr Wissen war ihnen eigenthümlich; der Grund davon lag in der schönen Natur, in ihrer Seele, in ihrem Herzen; sie empfanden, was sie dachten; dieses schrieben sie, kurz, sie waren mehr als gelehrt, sie waren es nicht.

Wir können daraus abnehmen, warum so wenige Schriftsteller in dem Jugendalter der

reden und noch übler schreiben. Sie schwiegen großmüthig und schrieben schön; sie schrieben für die Ewigkeit. Ihr Monarch und ihre vortreflichen Freunde leben noch durch sie und wenn man der Geschichte glauben darf, so sind durch sie noch viele aufgemuntert worden, Auguste und Mäcenen zu werden. Sage man mehr, daß die Kunst der Virgile und Horaze keinen Nutzen habe. Ich weiß den Vorwurf, den man den Poeten und Rednern macht, daß sie nur das Löbliche ihrer Helden anzeigen, da die Geschichtschreiber weit aufrichtiger zu Werke gehn, indem sie auch, was an ihnen zu tadeln gewesen, erzählen. Was ist aber am lehrreichsten? wenn man in einem großen Beyspiel Fehler zeigt, und der menschlichen Schwachheit dadurch gleichsam das Wort redet, wenigstens ihr einen mächtigen Vorwand giebt, sich selbst allzugelind zu beurtheilen und sich selbst zu entschuldigen? oder wenn man nichts meldet, als was höchst rühmlich, und nachahmenswürdig ist, und dadurch einen geheimen Wink giebt, daß man von Fehlern frey seyn müsse, wenn man ein großes Beyspiel werden will?

Digitized by Google

Welt aufgestanden sind. Wenigstens sind nicht viele bis auf unsere Tage gerettet worden: Denn die Nachwelt ist so billig, nur das Beßere als ein Heiligthum aufzubewahren, das Mittelmäßige und Schlechte hingegen dem gewöhnlichen Schicksale menschlicher Arbeiten, der Vergänglichkeit, zu überlassen. Wer damals ein Schriftsteller seyn wollte, mußte so zu reden ein schöpferischer Geist seyn: denn er hatte keine Muster vor sich, nach denen er sich bilden konnte. Dergleichen waren Hiob und Moses, dieser grosse Urheber der heiligen Geschichte, nebst seinen Nachfolgern unter dem Volke Gottes: Denn was die Schriften der Erzväter d), der

d) Also soll Adam verschiedene Bücher von der Offenbahrung zur Zeit des Schlafes, worein ihn Gott hat fallen lassen, von seinen Töchtern und von seiner Buße hinterlassen haben, welche von den Gnostikern und Manichäern lange Zeit herumgetragen wurden. Seth hat zuerst nach Vieler Zeugniße von der Sternkunde, daher noch Seths Säulen hergeleitet werden, S. den 2. Abschnitt dieser Abhandlung, Enos von der Religion und dem Gottesdienste geschrieben. Epiphan. l. 1. Panar. Gilbert. Genebrard. Chronographia l. 1. Von Henoch werden prophetische historische und astronomische Schriften angeführt, und unter andern soll von ihm behauptet worden seyn, daß die Engel welche zu den Töchtern der Menschen herabgestiegen, diese die Sternkunde, Weißagungen und die übrige Künste gelehrt

der zweene Zoroaſter *e*), der chaldäiſchen Si-

lehrt haben. Theodot. Eclog. prophet. p. 808. ἔσ παραβόντας ἀγγέλες διδάξαι ἴσ ἀνθρώπες ἀστρονομίαν καὶ μαντικὴν καὶ τὰς ἄλλας τέχνας. Eben ſo erdichtet ſind die Schriften des Erzvaters Noah und ſeines Sohnes Cham, welcher zum erſten Lehrer der Zauberey aufgeworfen worden. Einige leiten ſo gar das Wort Chemie und Alchemie von ſeinem Namen her, welches doch vermuthlich von dem Arabiſchen *Chema*, verbergen, entſprungen iſt. Boehart. Geograph. ſacra P. I. l. 4. c. 1. Epiphanius giebt den Kätzern überhaupt Schuld, daß ſie nach eigenem Gefallen unter dem großen Namen der Erzväter verſchiedene Werke herausgegeben, um ihre boshaften Irrthümer damit zu ſchützen: βίβλες δέ τινας συγγράφοντες ἐξ ὀνόματος μεγάλων ἀνδρῶν, ἐξ ὀνόματος μὲν Σὴθ ἑπτὰ λέγοντες εἶναι βίβλες, ἄλλας δὲ βίβλες ἑτέρας ἀλλογενεῖς ἔτω καλῶσιν. ἄλλην δὲ ἐξ ὀνόματος Ἀβραὰμ, ἣν καὶ ἀποκάλυψιν φάσκειν εἶναι πάσης κακίας ἐμπλέων, l. 1. Pan. Vornämlich pralen die Rabbiner mit dem berühmten Cabaliſtiſchen Buch Sepher Jezirah, oder dem Buch von der Schöpfung und Bildung der Dinge, welches die Meiſten dem Erzvater Abraham, Einige aber, die billiger ſind, dem Rabbi Akiva zuſchreiben, der unter dem Kaiſer Adrian gelebt hat. S. Buxtorf. Biblioth. Rabbin. Keiner hat mehr geſchrieben, als der Erzvater Jacob, dem ſelbſt ein Engel, Namens Peliel, zum Lehrmeiſter gedient,

wenn

bylle Sambethe *f*), des ägyptiſchen Thoyths *g*), des

wenn man den Ebionäern, Glauben beymißt. Sein wichtigſtes Werk ſoll eine Erklärung des Geſichtes geweſen ſeyn, welches er von der Himmelsleiter gehabt hat, worüber vorangeführter Kirchenvater an eben demſelben Orte ſich alſo ausdrückt: ἀναβαθμὸν γάρ τινας καὶ ὑφηγήσεις δῆθεν ἐν τοῖς ἀναβαθμοῖς Ἰακώβ ὑποτίθενται, ὡς ἐξηγεμένε κατὰ τε τὸ ναὸ καὶ τῶν θυσιῶν κατά τε τὸ πυρὸς τὸ ἐν τῷ θυσιαστηρίῳ καὶ ἄλλα πολλὰ κενοφωνίας ἔμπλεα.

Vom Erzvater Joſeph führt Origenes eine Schrift an, um ſeine Meynung von gewiſſen mit Chriſto zugleich eingefleiſchten Engeln zu unterſtützen, welche aber Pererius in Gen. c. 49. v. 1. & 2. widerlegt. Von Joſephs und ſeiner Brüder Teſtament ſieh eben denſelben an beſagtem Orte.

Meines geringen Erachtens können Menſchen, die eines ſo heiligen und vertraulichen Umganges mit Gott gewürdigt worden ſind, als die Erzväter, und welche mit himmliſcher Weisheit erfüllt waren, keine große Verſuchung bey ſich geſpürt haben, den irdiſchen Wiſſenſchaften nach zujagen und ſo gar Schriftſteller zu werden, auf deren Anſehn ſich Irrthum und Aberglauben zu berufen die Verwägenheit gehabt.

e) Von dem bactrianiſchen und perſiſchen Zoroaſter, welche beide ſehr oft mit gleichwenigem Nachtheil für das gelehrte Weſen verwechſelt werden, weil beide unter die fabelhafte Zeiten gehören, haben die

des Phönicier Sanchoniathons *h*), des thra-

 cischen

die Alten viel Aufhebens gemacht. Suidas eignet dem letztern verschiedene Schriften zu, z. E. von der Natur, von den Edelsteinen, von der Weißagung aus dem Gestirne: Ζωροάστρης περσομήδης σοφὸς παρὰ τὸν ἐν τῇ ἀστρονομίᾳ ὃς καὶ πρῶτος ἤρξατο τῶν παρ' αὐτοῖς πολιτευομένων ὀνόματος τῶν Μάγων. Ἐγένετο δὲ πρὸ τῶν τρωϊκῶν ἔτεσι φ'. Φέρεται δὲ αὐτοῦ περὶ φύσεως βιβλία δ', περὶ λίθων ἰμίων ἓν, ἀστεροσκοπικὰ ἀπολελέσματα βιβλία ε'. Suidas setzt ihn hier 500. Jahre vor dem Trojanischer Krieg, Hermodor der Platoniker hingegen bey Diog. Laert. prooem. 5000. Jahre und bey eben diesem Schriftsteller rechnet Xanthus der Lydier von Zoroastern an bis auf den Uebergang des Xerxes 600 Jahre. Ich überlasse es andern, diese Mishälligkeit der Zeitrechnungen zu schlichten.

f) Diese Chaldäische Sambethe soll des Noah Zeitgenossinn gewesen seyn und viele Orakelsprüche hinterlassen haben, (Suid. v. σίβυλλα) was davon zu halten sey, meldet Bochart. Geograph. sacra P. 1. l. 1. c. 3.

g) Der ägyptische Thoyth oder Hermes Trismegistus soll nach dem Zeugnisse der Alten, Hymnen, die Einrichtung eines königlichen Lebens, astrologische, kosmographische und geographische Werke geschrieben haben. S. Clem. Alex. Stromat. l. 6. p. 633.

h) Von Sanchoniathon, S. Herrn Goguet in seinem vortreflichen Werke de l'origine des loix, des arts & des sciences.

Digitized by Google

ciſchen Orpheus i), und anderer betrift, von welchen ſo gar noch einige Bruchſtücke in ſpätern Schriftſtellern aufbehalten worden, ſo ſind dieſelben theils verdächtig, theils verbergen ſie ſich allzutief in die Nacht der Zeiten, als daß man etwas zuverläſſiges von ihnen behaupten könnte. Selbſt Heſiodus und Homer, die Väter des griechiſchen Witzes, deren Werke wir noch leſen und darüber erſtaunen, laſſen uns in Anſehung ihrer Perſon, ihres Lebens und der Vorbereitung zu einem ſo erleuchteten Zeitalter, als das ihrige ſeyn mußte, in der äußerſten Ungewißheit. Und welche lange Dämmerung liegt nicht zwiſchen ihren und jenen

i) Diodorus erzählt von dieſem Thracier, er ſey um ſeine Kenntniß in der alten Theologie zu erhöhen nach Aegypten gereiſet und habe in den Wiſſenſchaften vornämlich der Dichtkunſt, und dem Geſange alle Griechen übertroffen Περὶ δὲ παιδείαν ἀσχοληθεὶς ὁ Ὀρφεὺς καὶ τὰ περὶ τῆς Θεολογίας μηθολογέμενα μαθὼν ἀπεδήμησε μὲν εἰς Αἴγυπτον, κἀκεῖ πολλὰ προεπιμαθὼν μέγιστος ἐγένωτο τῶν ἑλλήνεν ἔν τε ταῖς τελεταῖς καὶ ταῖς Θεολογίαις καὶ ποιήμασι καὶ μελωδίαις, Diod. Sic. l. 4. p. 242. Es iſt übrigens ungewiß, ob der Namen Orpheus ſein urſprünglicher, oder nur angenommener Namen geweſen. Wenigſtens hat man die wahrſcheinlichſten Gründe vor ſich, daß derſelbe ägyptiſcher Abkunft ſey. Ill. de Schmidt-Opuſc. Diſſ. III.

Digitized by Google

nen hellen und an Wissenschaften fruchtbaren Tagen eines Perikles und Alexanders, welche endlich ihr wohlthätiges Licht nach einer Reyhe von glücklichen Epochen auch in Europa verbreiteten und das prächtige Zeitalter eines Augusts hervorbrachten. Hier sey mir erlaubt, eine Anmerkung zu machen. Es kömmt nicht auf die unermeßlichen Grenzen eines Reiches, nicht auf die furchtbare Macht einer Nation an, ihnen die wahre Größe, den Ruhm, zu erwerben. Palästina! Griechenland! welche kleine Erdstriche gegen jene gewaltige Monarchien des Alterthums! Allein wo sind die uns bekannten ersten Lehrer des menschlichen Geschlechts auf den Schauplatz der Welt getreten? Ihr Reiche eines Belus, eines Assurs, der stolzen Pharaonen und eines siegenden Cyrus, ungeheure Lasten des seufzenden Erdbodens, wo seyd ihr geblieben? Kaum würde man noch eure Namen wissen, wo nicht einige Schriftsteller dieser kleinen Erdstriche eures Namens zu erwähnen gewürdigt hätten. Es ist wahr, auch diese engbegrenzten Völker sind nicht mehr: aber ihre Jahrbücher, ihre Vorschriften der Weisheit, die unverletzlichen Werke ihrer erhabenen Lehrer sind noch, und werden ihr Gedächtniß noch den letzten Erdbewohnern verehrungswürdig machen. Man sieht, wie grenzenlos, wie unumschränkt diejenigen, welche das Recht zu gebiethen, besitzen, das Ansehn

ihres

ihres Staates erweitern können. Sie dörfen nur Beschützer der Wissenschaften, Kenner und Beförderer der Gelehrsamkeit seyn. Wohl dir, glückseliges Vaterland! Ich sehe Apoll und Minerven miteinander vereiniget, um mit huldreichen Armen dir eine ruhmvolle Zukunft zu eröffnen. Die Durchlauchtigste Gemahle, deren sanfte und weise Herrschaft dich bereits zu dem segensvollesten Lande gemacht hat, stehen selbst dem Heiligthume der Wissenschaften vor, und durch ihren hohen Zuruf erweckt, werden neue Reuchline, neue Drollinger und neue Schöpfline aus deinem Schooße hervorgehn!

Nachdem ich diese kurze Beurtheilung der alten Schriftsteller vorausgesetzt; so komme ich auf die Büchersammlungen des Alterthums, welche das öffentliche Gerücht am meisten beschäftigt haben. Es wird aus dem, was ich bisher gesagt habe, zur Gnüge erhellen, wie wenige Schriftsteller in dem Jugendalter der Welt wahrscheinlicher Weise aufgetreten sind. Denn obgleich verschiedene Nationen *k*), vornämlich in Asien, mit ihren unfürdenklichen Resten der Wissenschaften pralen; so würde es doch einer Uebereilung nahe kommen, wenn man ihnen allezeit Glauben beymessen wollte. Selbst das Volk

k) Strabo meldet z. E. in seiner Erdbeschreibung 3. Buch, daß die Turdetaner in dem bätischen Hispanien sehr viele und merkwürdige Schriften von mehr als 6000. Jahren her aufzuweisen hätten.

Digitized by Google

Volk Gottes hat wenige andere Schriften, als solche, die seine eigene Religion und Geschichte betrafen, der Erhaltung werth geachtet. Diese wurden in der Stiftshütte und hierauf in dem Tempel, mit einer so eifersüchtigen Sorgfalt aufbewahret, daß auch der Hoheprieſter nur an feyerlichen Tagen sie eröffnen durfte. Es litt aber diese heilige Bibliothek bey allen Schicksalen des Staates, und es ist bekannt, daß Nehemias nach der Zurükkunft aus der babylonischen Gefangenschaft Mühe genug hatte, mit Hilfe des Esdra die zerstreuten mosaischen Bücher und die Schriften der Propheten wieder zusammen zu bringen. Laßt uns zugeben, daß vielleicht noch andere kleinere Bibliotheken in diesen Grenzen gewesen sind, weil man aus der heiligen Schrift ersieht, daß eine Stadt der Wissenschaften (Cariathsepher) *l*) bereits selbige Gegenden gezieret. Auch Tiberias ward in der folgenden Zeit durch seine hohe Schule berühmt und es ist zu vermuthen, daß auch daselbst Büchersammlungen vorhanden gewesen: wiewohl sie allem Anscheine nach nicht sehr beträchtlich seyn mochten, wenn man bedenket, in welcher stolzen Entfernung die Ebräer von fremden Völkern und den heidnischen Wissenschaften blieben, und wie sorgfältig sie selbst ihre eigene heiligen Bücher vor andern verbargen. Nach dem gänzlichen Umsturze dieses ehemals von Gott

l) Jos. c. 15, v. 15.

Gott erwählten Volkes, welcher unter dem Kaiſer Veſpaſian erfolgte, iſt ohne dieſes begreiflich, daß alle jüdiſche Bibliotheken dem Untergang des Staates nachſtürzen mußten.

Die Chaldäer, Aegyptier, Phönicier und Araber, welche wahrſcheinlicher Weiſe alle ihre gründlichen Kenntniße mehr von dem Volke Gottes, als von andern Nationen im Anfang erlernet, verarteten in kurzer Zeit und ließen ſich durch Irrthum, Aberglauben und Barbarey von der reinen Quelle der Wahrheit abführen. Unter dieſen Umſtänden iſt alſo nicht zu glauben, daß es viele große Schriftſteller, geſchweige denn zahlreiche Bücherſammlungen unter ihnen gegeben. Nur dieſes lehrt uns Diodor *m*), daß der ägyptiſche König Oſymandias, ein Zeitgenoß des trojaniſchen Königes Priamus, eine Bibliothek unter dem Namen Heilort der Seele *n*) aufgerichtet. Es iſt nicht ſchwer zu erörtern, in was für Gattungen von Schriften dieſe erſte Bücherſammlungen beſtanden haben. Da die menſchlichen Kenntniße von der Nothdurft des menſchlichen Lebens ihre erſte Beſtimmung erhalten, ſo hat man ohne Zweifel von der Viehzucht, der Jagd, dem Ackerbau und andern mechaniſchen Arbeiten

m) Diod. Sic. l. 1.

n) ψυχῆς ἰατρεῖον.

ten zu erst Anweisungen verfaßt, und die hierzu erforderliche Kenntniß der Jahreszeiten und der Gestirne hat der Astronomie eine frühe Wirklichkeit ertheilet. Die Menschen mußten zugleich durch das Gefühl ihres Daseyns und ihrer Erhaltung mit der dankbarsten Entzückung gegen das höchste Wesen und ihre irdischen Wohlthäter angeflammt werden, in einer geistvollen ungemeinen Art des Ausdruckes zu reden, woraus die erhabenste Poesie entstanden. Ich habe in den vorigen Abschnitten mit vielen Zeugnißen dargethan, welch einen frühen Ursprung der Gesang bey allen Nationen gehabt, der mit abgemessenen Worten verknüpft oder, welches einerley ist, die erste Poesie war. Es ist sehr natürlich: die Herrschaft der menschenfreundlichen Leidenschaften ist eher gewesen, als das Reich der Wissenschaften und die Menschen haben eher Empfindungen gehabt, als Systeme. Daher behauptet Strabo o) gegen den Eratoßhenes, daß die Poesie die erste Weltweisheit gewesen sey, deß die Griechen vor allen Dingen ihre Jugend die Dichtkunst haben erlernen lassen, nicht nur um ihnen ein Vergnügen zu erwecken, sondern auch vornämlich um sie zu Tugenden und guten Sitten anzuleiten, und daß die Poesie lange vor der Geschichte und der Redekunst, geschweige anderer tiefsinniger

o) Geogr. l. 1.

niger Wissenschaften hergegangen sey. Aber es war freylich die Poesie damals mit ganz andern Objecten beschäftigt, als mit Wein und Liebe, zween Abgöttern, durch welche die Poesie von ihrer heiligen Höhe allmälig herabgeschläudert wurde. Das Lob des Ewigen, der Ruhm großer Männer, merkwürdige und lehrreiche Begebenheiten, verehrungswürdige Tugenden, unantastbare Gesetze, vortrefliche Wissenschaften und nützliche Künste, das waren die Objecte der ältesten Poesie. Es ist also kein Wunder, wenn Hiob, Moses, der gesalbte Psalmodist, die Propheten, Hesiodus, Homer, Pindarus, Virgil und Horaz so unnachahmliche Schriftsteller gewesen sind. Die Gegenstände, welche sie besangen, hatten schon eine erstaunliche Erhabenheit in sich selbst und es gehörte nichts, als eine prächtige Schreibart und eine feurige Empfindung dazu, um dergleichen große Gegenstände würdig abzuschildern. Aber eben diese leichtscheinenden Eigenschaften machten das poetische Genie aus und da sich dasselbe nicht erwerben läßt, wenn es die Natur nicht mittheilt; so hob die Prosa ihr Haupt empor, und winkte den Menschen auf eine bequemere und wegsamere, wiewohl minder prächtige Bahne, um die entdeckten Wahrheiten und menschlichen Kenntniße vorzutragen. Es scheint inzwischen, daß auch die ägyptischen Büchersammlungen wegen der langwiehrigen

Unzu-

Unzulänglichkeit der Schriftsteller und Abschreiber vieler Jahrhunderte bedurft haben, um zu einer gewissen Größe zu gelangen. Die Ptolemäer, deren Fehler durch viele löbliche Eigenschaften unmerkbar geworden, hoben endlich Aegypten durch die Verbesserung der Handlung und Schiffahrt auf den höchsten Gipfel des Ansehens *p*), so jemals eine Nation über die andere gewinnen kann. Da die Anschaffung ausländischer Schriften durch dieses Mittel ungemein erleichtert worden; so beschloß Ptolemäus Soter in Alexandrien eine der zahlreichsten Bibliotheken aufzustellen. Zu seinem Glücke wurde der gelehrte Demetrius Phalereus, nachdem er sich um Athen dermassen verdient gemacht hatte, daß ihm über 360. Bildsäulen zu Ehren errichtet worden, von seinen wankelmüthigen Mitbürgern zum Tode verurtheilt; er entrann aber und nahm seine Zuflucht zu diesem großmüthigen Könige *q*). Es wurde ihm sogleich aufgetragen, in allen Gegenden Schriften aufzukaufen und abschreiben zu lassen; worauf die Bibliothek unter dessen Nachfolger Philadelphen, der eine eben so huldreiche Nei-

p) Sieh hievon die Preißschrift de commerciis & navigationibus Ptolemæorum in opusculis Jll. de Schmidt, worin diese Materie vortrefflich ausgeführt worden.

q) Diog. Laert. in Demetr. c. 8.

gung zur Gelehrſamkeit hatte, bereits bis auf 200000. angewachſen war r). Gleich Anfangs da Demetrius dieſer Bibliothek vorſtand, berichtete er dem König Soter, daß derſelben das koſtbarſte Kleinod, nämlich das Geſetzbuch des jüdiſchen Volkes noch abgienge, und reizte dieſen mächtigen Beförderer des gelehrten Weſens dadurch an, ſich von dem Hohenprieſter Eleazar zu Jeruſalem, oder wie andere behaupten wollen, von dem Sanhedrim in Alexandrien s) ſechs geſchickte Männer aus jedem Stamme auszubitten, welche das alte Teſtament in das Griechiſche überſetzten t). König Ptolemäus Phyſcon gieng in ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften noch ernſtlicher zu Werke: denn er ließ den Athenienſern ſo lange das Getreid verſagen, welches ſie ſonſt aus Aegypten zu hohlen gewohnt waren, bis ſie ſich darein ergaben, ihm die Werke des Aeſchylus, Sophokles und Euripides zur Abſchrift mitzutheilen; worauf er ihnen die Abſchriften anſtatt der

r) Dieſes verſichert Ariſteas der ein Augenzeuge dieſer Büchervermehrung war bey Euſeb. praeparat. Evang l. 8. c. 1.

s) Millius in praefat. ad ſeptuagint.

t) Man ſtellt es anderer Urtheil anheim, ob dasjenige Glauben verdient, was Ariſteas bey dem Euſebius l. c. dem Demetrius in den Mund legt, der

der Originale zuſchickte und die 15. Talente in ihren Händen ließ, die er bey ihnen zur Sicherheit ihrer Manuſcripte niedergelegt hatte.

Dieſe alexandriniſche Bibliothek, welche ſich nach und nach bis auf 700000. Bände erſtreckte, hatte das Unglück im Feuer aufzufliegen, als Julius Cäſar ſeine Flotte, die in dem Seehafen lag, zu verbrennen genöthigt war, um ſie nicht in der Feinde Gewalt zu laſſen, und der Brand das Arſenal, ſodann auch den Palaſt ergriff, worin ſie war *u*). Wiewohl Einige verſichern, daß nur der dritte Theil derer daſelbſt befindlichen Schriften von dieſem traurigen Zufall betroffen und theils von denen aus dem Brand geretteten, theils auch denen

als wären alle diejenigen von Gott ſichtbarlich geſtraft worden, die ſich unterſtanden hätten, nur die geringſte Stelle aus dem alten Teſtamente zu überſetzen: z. E. daß Theopomp mit Unſinn, der tragiſche Poet Theodot aber mit Blindheit überfallen worden; Ingleichen daß die 72. Dollmetſcher in ſo viele abgeſonderte Cellen eingeſchloſſen und nach Verlauf der beſtimmten 72. Tage ihre Ueberſetzungen einander wunderbarer Weiſe von Wort zu Worte gleichlautend geweſen. S. Mill l. c.

u) Gellius giebt dieſe Begebenheit auf eine verſchiedene Art an. Er meldet, daß dieſe Bibliothek in dem erſten alexandriniſchen Kriege bey Plünderung der Stadt von den Hilfsvölkern verbrannt worden. Loc. cit.

Digitized by Google

200000 Büchern, die Antonius aus der geplünderten pergamischen Bibliothek seiner geliebten Kleopatra verehrt x), die serapische Bibliothek zu Alexandrien aufgerichtet worden, welche in kurzer Zeit einen unermeßlichen Zuwachs erhalten. Die Staatsveränderungen, welche Aegypten unter den Beherrschern Roms und den Kaisern des Orients erlitten, hatten so, wie überall, einen großen Einfluß in das gelehrte Wesen und die Bibliothek ward bald geplündert und zerstreut, bald wieder hergestellt, bis im Jahre 650. der christlichen Zeitrechnung der saracenische Feldherr Amri auf Befehl seines Caliphen Omars, der den Koran allein für ein nöthiges Buch hielt, in den öffentlichen Bädern zu Alexandrien alle diese Schriften austheilen ließ, um damit an statt des Holzes einzubrennen. Wie ansehnlich dieser Bücher-Vorrath noch gewesen seyn müsse, läßt sich daraus abnehmen, daß man 6. Monathe lang besagte Bäder zu erwärmen gnug damit hatte. Ein solches Ende nahm dieses unvergleichliche Ueberbleibsal von den Schätzen der Gelehrsamkeit des Alterthums, wodurch die Nachwelt die beßten Hilfsmittel zur Erweiterung menschlicher Kenntniße und die sicherste Quellen der alten Geschichte verlohren.

Die

x) Plut. in Ant.

Digitized by Google

Die Griechen, welche Lehrer der übrigen Nationen geworden, dienten ihnen auch sehr frühe zum Beyspiel in Aufrichtung großer Büchersammlungen. Pisistratus soll, nach des Gellius y) Zeugniße, der erste Stifter einer Bibliothek zu Athen gewesen seyn, aus welcher Jedermann ohne Unterschied Bücher zum Lesen bekam. Vielleicht war es mehr eine politische Absicht und er wollte die Gemüther seiner Mitbürger, welche über den Verlust der Freyheit entrüstet waren, durch diese Freygebigkeit besänftigen z). Die Athenienser vermehrten dieselbe in den folgenden Zeiten um ein Ansehnliches. Allein Xerxes ließ sie, als er Athen erobert, nach Persien führen, wo sie bis zu den Tagen des Königes Seleucus Nicanors verblieb, welcher die Großmuth besaß, sie nach Athen zurück zu schicken. Viele Olympiaden nachher sammelte Aristoteles seinen berühmten Büchervorrath a), welchen er samt seinem

y) Noct. Att. l. 6. c. 17.

z) In dem Briefe, den Pisistrat an den entflohenen Solon geschrieben, und welchen uns Diogenes Laertius (in Solon. n. 6.) aufbewahrt, läßt sich eine größere und edlere Seele blicken, als in allen Denksprüchen der damaligen Weisen. Man hat ihm vornämlich die erste vollständige Sammlung der Homerischen Werke, nach Ciceros Zeugniß, zu danken.

a) Strabo sagt: Aristoteles wäre der erste gewesen

Lehrsaale dem Theophrast, und dieser hierauf dem Neleus hinterließ. Neleus brachte diese Bibliothek in seine Vaterstadt Scepsis, wo sie das Unglück hatte, in die Hände unwissender Nachkommen zu fallen, bey denen sie eingeschlossen und ungebraucht verlag. Endlich als diese unwürdigen Besitzer vernahmen, daß die pergamischen Könige, unter deren Bothmäßigkeit sie stunden, überall Bücher aufsuchen und ankaufen ließen, um ihre neuerrichtete Bibliothek damit zu bereichern; so verbargen sie gar diesen Schatz der Wissenschaften aus Mißgunst in eine unterirdische Höle, wo sie so lang ein Raub der Feuchtigkeit und der Motten war, bis der Teier Apellikon sie aus ihrem Grab errettete und um ein namhaftes Geld an sich kaufte. Dessen Vorsorge hat man also den aristotelischen und theophrastischen Bücher-Vorrath zu danken; wiewohl die von den halbverdorbenen Originalen genommenen Abschriften sehr fehlerhaft gerathen sind; und nach dessen Tod bemächtigte sich deren Sulla bey

sen, der den ägyptischen Königen gewiesen, wie Bibliotheken anzulegen sind, διδάξας τὸν ἐν Αἰγύπτῳ βασιλέας βιβλιοθήκης σύνταξιν. l. 13. Wir haben oben gesehen, daß lange vor dem Aristoteles bereits Bibliotheken in Aegypten gewesen; folglich ist diese Stelle nur von einer bessern Methode, die Bücher anzuordnen, zu verstehen.

Digitized by Google

bey der Einnahme Athens *b*). So findet man Nachrichten, daß auch in den übrigen Staaten Griechenlandes wie Z. B. in Heraklea unter Klearchen ꝛc. gewisse Büchersammlungen vorhanden waren; ja es ist sattsam erhärtet, daß die meisten Lehrer der Weltweisheit auch ihre kleinen Handbibliotheken gehabt haben. Aber wie konnten alle diese mit den athenienſischen in die geringste Vergleichung kommen?

Unter den asiatischen Bibliotheken verdient die pergamische eine vorzügliche Stelle. Sie ward von den Königen Eumenes und Attalus aus einer edelmüthigen Nacheiferung gegen die Ptolemäer gestiftet und belief sich in kurzem auf 200000. Bände. Die ägyptischen Könige suchten zwar ihren Anwachs zu verhindern, indem sie die Ausfuhre des nilotischen Papyrs verbothen. Allein Eumenes, den die Neigung zu den Wissenschaften sinnreich machte, erfand

b) Strabo l. c. Wie zahlreich diese Büchersammlung gewesen, ist aus einer Stelle Lucians zu schließen, da er sagt: Ἐι ἅπαντα ἐκεῖνα κτήσῃ, ὅσα ὁ Σύλλας Ἀθήνηθεν ἐις Ἰταλίαν ἐξέπεμψε, τί ἂν ἐκ τούτε πλέον εἰς παιδείαν κτήσαιο, καὶ ὑποβαλλόμενος αὐτὰ ἐπικαθεύδησ, ἢ ξυγκολλήσασ καὶ περιβαλλόμενος περινοσῆσ. Tom. II. Oper. Lucian. πρὸς ἀπαίδευτον- p. m. 755.

eine eben so leichte und bequeme Materie zu Schriften: das waren die Felle der Thiere, die er geschickt zubereiten ließ, und welche noch heute zu Tage ihren Namen von diesem Königreiche führen. Als nun die Römer nach dem Testamente des letzten Attalus dieses Reich erbten, und es zu einer Provinz machten, so ist kein Zweifel, daß diese Bibliothek in dem beßten Stande wird erhalten worden seyn, bis der Triumvir Antonius sich deren bemeisterte, und sie, wie oben erinnert worden, der ägyptischen Königinn verehrte c). Kleopatra ließ dieselbe nach Alexandrien führen, von wannen sie vermuthlich nach dem Siege bey Actium auf Augusts Befehl wieder an den vorigen Platz gebracht worden, weil Strabo, der unter dem Kaiser Tiber geschrieben, uns die Versicherung giebt, sie in Pergamus gesehen zu haben.

Daß zu Susa in Persien eine beträchtliche Büchersammlung gewesen, ist um so weniger zu zweifeln, da Metasthenes die Annalen dieser Monarchie daselbst durchsucht und zu Rathe gezogen, als er seine Geschichte verfassen wollte, und Diodorus selbst deren Erwähnung thut. Und hat nicht Macedonien mit einem solchen Schatz der Gelehrsamkeit geprangt, da uns Plutarch meldet, daß Paullus Aemilius die

c) Plutarch. in Ant.

die Bücher des besiegten Königs Perseus unter seine Kinder ausgetheilt, oder, wie Isidor anzeigt, dem Volke geschenkt? Selbst der thracische König Cotys muß wahrscheinlicher Weise nicht ohne dergleichen Werkzeuge der Wissenschaften gewesen seyn, weil Ovidius in der rührenden Elegie, die er an ihn gesendet, demselben das Lob eines Kenners und Beschützers der Musen beylegt *d*). Welche vortrefliche Werke muß, um wieder in Africa hinüber zu gehn, die Bibliothek zu Karthago enthalten haben, welche der römische Senat theils der Familie des allzustandhaften Regulus, theils den africanischen Königen zur Erkenntlichkeit ihrer Kriegshilfe geschenkt hatte; da es bekannt ist, daß eben derselbe Senat die Werke des Mago von dem Ackerbau würdig geschätzt, in die Sprache der Ueberwinder übersetzet zu werden *e*)?

Die Römer, diese Eroberer der damals entdeckten Welttheile, bey denen der Pracht und die Reichthümer aller besiegten Nationen, wie die Flüsse und Ströme in dem großen Ocean, allmälig zusammen flossen, sahn sich in der vortheilhaftesten Stellung, auch die fremde Gelehrsamkeit zu sich zu locken. Was der Rhodier Molo von dem jungen Tullius mit pa-

d) Eleg. 9. de Ponto l. 2.

e) Colum. de re ruſt. l. 1. Plin. l. 18. c. 3.

triotischer Wehmuth weissagte, daß derselbe seinem Vaterlande die einzige noch übrig gebliebene Zierde, den Ruhm der Beredtsamkeit, entreißen werde, nachdem die kriegerischen Römer den Griechen bereits die Herrschaft geraubt *f*), das wurde mitten unter den Trübsalen der Triumvirate und der zu ihrem Untergang sich neigenden Republick in allen Theilen der Gelehrsamkeit erfüllt. Wer den Wissenschaften oblag, hatte bey diesen bürgerlichen Fehden keine andere Wahl, als sich, so zu sagen, vor dem Antlitz der hadernden Welt zu verbergen: weil ihm die natürliche Schüchternheit, welche den Studien meistentheils beyzuwohnen pflegt, nicht erlaubte, sich in den Sturm des gemeinen Wesens hinauszuwagen *g*). Selbst der unerschrockenste Vertheidiger des freyen Roms entzog sich oftmals den öffentlichen Angelegenheiten, und entschlich in sein Tusculan, um jedem neuen Ungewitter des Staates auszuweichen und in dem Schooße der Weltweisheit von Sorgen und Geschäften auszuruhn. In einer seligen Einsamkeit, wo sie von der Gesellschaft eitler, unruhiger und in Ränken

f) Plutarch. in Cic.

g) Ein solcher Held war Horaz, da er in der philippischen Schlacht seinen Schild wegwarf, um desto schneller fliehen zu können, wie er selbst in der siebenten Ode des zweyten Buches gesteht.

Ränken herumtaumelnder Menschen abgesondert lebten, genossen diese Schriftsteller des ganzen unsprünglichen Adels ihrer Seele. Sie dachten und schrieben freymüthig und die Staatsveränderungen *h*) hatten keine Gewalt über ihren Geist; es stund ihnen frey, ihre Arbeiten an das Licht zu bringen, oder in dem unantastbaren Heiligthum des postumen Ruhmes niederzulegen. Es ergieng ihnen nicht, wie den beklagenswürdigen Schriftstellern despotischer Reiche, denen man das Gezwungene und Unnatürliche anmerkt, welches bey einem Jeden in die Augen fällt, der eine Maske vor dem Gesicht trägt, und wodurch die Gelehrsamkeit schon so vieles verlohren hat *i*). Welche Wohlthat

h) Sieh die Vertheidigung des Cremutius Cordus bey Tac. Annal. 4. 34..

i) In den dunkeln Zeiten, welche auf das Jahrhundert Carls des Großen in Europa gefolgt sind, haben gewißlich einige große Genies verborgen gelegen. Allein es war damals allzu gefährlich, Verstand zu besitzen: die Hierarchie konnte sich nur durch die Verfinsterung der Seelen aufrecht erhalten. Wer mehr wußte, als die Mönche, wurde für einen Ketzer, Zauberer oder dergleichen erklärt; ja man verschonte so gar die Leiche eines Märtyrers der Wahrheit nicht; man verfolgte ihn noch nach dem Tode, indem man ihm die stille Ehre des Grabes versagte. Um also den Körper zu retten, verläugnete

that haben also diejenigen der Welt erwiesen, welche ihr so ungemeine Denkmaale des römischen Verstandes aufbewahrt? Aber die Römer selbst hatten schon diese edle Gesinnung, den Liebhabern der Gelehrsamkeit durch gute Büchersammlungen allen Vorschub zu thun, um ihre löbliche Neigung zu befriedigen. Ich will hier nicht von den Bibliotheken der Scipionen, Pompejer, Luculle, Varronen und Tullier reden, welche mehr zu ihrem Privatgebrauche dienten und sehr zahlreich waren. Asinius Pollio, ein eben so großer Kriegsmann, als Redner, war der erste, welcher von den Beuten der überwundenen Feinde einen öffentlichen Büchersaal zu Rom errichtete, worin er die Bildniße der berühmtesten Gelehrten zur Verzierung aufstellte *k*). Julius Cäsar, der liebenswürdigste aller so genannten Usurpatoren, so jemals erschienen, der die Menschen nur so lange verfolgte, als sie Waffen gegen ihn trugen, und sobald sie dieselben weggeworfen, sie in die Zahl seiner vertrautesten Freunde aufnahm, war zugleich der beste Schriftsteller seiner Zeit. Da er allem, was groß war, nachstrebte, so hatte er auch zur Beförderung der

nete man den Geist und um ein gemächliches Leben zu führen, empfand und dachte man nicht mehr.

k) Plin. 35. 2.

der Wissenschaften den rühmlichen Vorsatz gefasset, eine griechische und lateinische Bibliothek zu eröffnen, und zu dem Ende dem gelehrten Marcus Varro aufgetragen, so viele Bücher, als er konnte, anzuschaffen und in Ordnung zu stellen *l*). Die unsinnige Chimäre einer Freyheit, die schon allzusehr erkrankt war, als daß man sie hätte erretten können, brachte die Römer in Wuth und machte dem unschätzbaren Leben eines Mannes, welcher der Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes geworden wäre, und zugleich allen Hoffnungen ein Ende, so das gelehrte Wesen auf ihn setzen konnte; wenn nicht sein Erbe und Nachfolger solche wieder belebt hätte. Dieser glücklichere Monarch, der die Verdienste in allen Ständen zu schätzen wußte, hatte sich kaum auf dem Throne fest gesetzt, als er das große Vorhaben seines verwandten Vorgängers vollendete, da er dem Gott Apollo einen Tempel auf dem palatinischen Berg erbaute und darin eine prächtige Bibliothek anlegte. Seine Hochachtung gegen die Gelehrsamkeit und ihre Werkzeuge erhellt daraus, daß er oftmals den Senat an diesen Ort berufen ließ und daselbst Staatsversammlungen und Gerichte hielt *m*). Zu einer so blühenden

l) Suet. Jul. 44.

m) Suet. Aug. 29.

blühenden Zeit, welche die größten Genies hervorbrachte, und wo ein solcher Kenner der Talente auf dem Throne saß, konnte auch die Bibliothek nicht anders, als mit allen Vorzügen begabt seyn, welche seinem Geschmack und seiner erleuchteten Einsicht Ehre machten. Geringere als mittelmäßige oder gar thörichte Schriften wurden wahrscheinlicher Weise von keinem Monarchen geduldet, welcher selbst die jugendlichen Werke seines Onkels herauszugeben verboth *n*), und über 2000 Bücher von Wahrsagungen und Aberglauben verbrennen ließ, ohne einmal derer von dem Volk angebetheten sibillinischen Schriften zu schonen *o*). In den düstern und argwöhnischen Tagen eines Tibers und unter der noch blutdürstigern Tyranney seiner Nachfolger konnte man auf beträchtliche Vermehrungen der Bibliothek keine Rechnung machen; oder wenn ja dergleichen geschehen sind, so mögen sie eben nicht sehr zu ihrer Verherrlichung gedient haben. Wenn man ein Gespräch, worin Pfifferlinge, Schnepfen, Austern und Krammetsvögel mit einander streitend eingeführt werden, mit 200. Sesterzen belohnt *p*); wenn man den Namen von Hekubens Mutter oder eines

n) Suet. Jul. 56.

o) Suet. Aug. 31.

p) Suet. Tib. 41.

Digitized by Google

eines Achills unter dem Frauenzimmer von Scyros, wie auch den Inhalt des Gesanges der Syrenen zu wichtigen Gegenständen gelehrter Untersuchungen macht *q*); wenn man einen Euphorion, Rhianus und Parthenius allen großen Schriftstellern vorzieht und ihre Bildnisse heilig verehrt *r*); wenn man die Schriften und Bildnisse der Homere, Virgile und des bewundernswürdigen Titus Livius aus den Augen der Welt hinwegräumen und vertilgen will *s*), und eine tragikomische Schule der Wohlredenheit aufrichtet, wo die misfälligen Aufsätze mit der Zunge ausgelöscht werden mußten, wenn man nicht mit Ruthen gepeitscht, oder in den Fluß getaucht werden wollte *t*); wenn ein gekrönter Autor, welcher gewisse Unhöflichkeiten der Natur durch ein Edict für geziemend erklären will und diejenigen Personen, so er Tages zuvor erwürgen lassen, auf das leutseligste zum Gastmahle einläden läßt, endlich ein ganzes Werk über das Bretspiel heraus giebt

q) Ibid. 70.

r) Ibid.

s) Suet. in Calig. 34.

t) Ibid. 20. Dahin zielt auch Juvenal, wenn er in seiner ersten Satire sagt;

Palleat vt nudis pressit qui calcibus anguem,
Aut *Lugdunensem rhetor* dicturus ad aram.

giebt *u*); wenn ein Nero von Erlernung der Philosophie durch seine eigene Mutter und von Lesung der vortreflichen Alten durch seinen Lehrer selbst abgehalten wird, daß ihm nichts als theatralische Künste zur Uebung seines Witzes übrig bleiben *x*); so kann man sich, hoffe ich, einen hinreichenden Begriff von dem Geschmack der damaligen Zeiten und der Beschaffenheit ihrer Büchersammlungen machen.

Das Geschlecht der Flavier bestieg kaum den Thron, als die erstarrten Wissenschaften wieder aus ihrer Schlafsucht erwachten. Vespasian begann zuerst, den griechischen und lateinischen Rednern gewisse Besoldungen aus der Schatzkammer reichen zu lassen und geschickte Künstler wurden von ihm mit einer ungewöhnlichen Freygebigkeit belohnt *y*). Ein Monarch, der für die Wiederherstellung der Staatsurkunden seines Reiches so ungemein besorgt war *z*), und welcher den Tempel des Friedens erbaut hatte *a*), wo die Gelehrten zusammen kamen und

u) Suet. Claud. 32. & 39.

x) Id. in Ner. 52.

y) Suet. Vespas. 18.

z) Ibid. 8.

a) Dio l. 66. Galen. l. 1. de pulsib. Plin. 36. 15.

Digitized by Google

und ihre Arbeiten vorlegten und bewahrten, der wird ohne Zweifel gegen zahlreiche Büchersammlungen nicht gleichgültig gewesen seyn. Sein Sohn Titus, die Wonne des menschlichen Geschlechtes und die liebenswürdigste Stütze der Gelehrsamkeit, weil er von Kindheit an sich in den schönen Wissenschaften hervorthat *b*), hatte das Glück nicht, seinen Entwurf wegen Wiederaufrichtung der verbrannten Bibliotheken auszuführen; sondern mußte einem sehr ungleichen Bruder diese Ehre überlassen. Ungeachtet man nicht ohne Gefahr unter einem Gebiether gelehrt seyn konnte, welcher die Wissenschaften so sehr vernachlässigte, daß er sonst nichts, als die Commentarien des Tiberius las, den Metius Pomposianus des Lebens beraubte, weil er die Reden der Könige und Feldherren aus dem Titus Livius auf Pergamen abgezeichnet herum trug, und welcher endlich alle Philosophen aus Italien verjagte, weil Junius Rusticus den Pätus Thrasea und Helvidius Priscus vortrefliche Männer genennt hatte *c*); so kann man ihm doch das Zeugniß nicht versagen, daß er alle Mühe und Kosten angewandt, den Abgang der durch das Feuer verheerten Bibliotheken wieder zu ersetzen; indem er so gar eine Anzahl gelehrter Männer

b) Id. in Tit. 3.

c) Suet. Domit. 10.

nach Alexandrien geschickt, um die dasigen Bücher abzuschreiben und zu verbessern *d*). Allein die zahlreichste und ausgesuchteste Bibliothek, so jemals in Rom eröffnet worden, hatte ihr Daseyn einem Kaiser zu danken, der in der Geschichte den Namen des Besten erhalten *e*). Aus seinen Antworten auf die Berichtschreiben des Plinius sehen wir, was er für einen edeln und feinen Geschmack in den Künsten und Wissenschaften besessen. Dieser ließ nicht nur alle Bücher, so er zu Rom vorräthig fand, mit dem genauesten Fleiße anordnen und ergänzen, sondern auch alle diejenigen, so in den eroberten Provinzen waren, nach Rom bringen. Sein Nachfolger ein gelehrter Herr, verwandte seine Sorg-

d) Iod. 20.

e) Es ist erstaunlich, was man von der Gnade und Leutseligkeit dieses Kaisers liest. Der große Gedanke muß ihm immer beygewohnt haben, daß die Macht, Menschen zu betrüben und unglücklich zu machen, einen Gebiether nicht von andern Menschen unterscheidet; sondern daß dieses sein erhabenstes Vorrecht ist, dieser Macht sich nicht zu bedienen. Als ihm auch seine Vertraute zu verstehen gaben, daß er allzuviele Huld gegen Jedermann blicken ließe; so antwortete der unvergleichliche Kaiser: ich will mich gegen meine Unterthanen, als einen solchen Herrn bezeigen, wie ich wünschte, einen Herrn zu haben, wenn ich ein Unterthan wäre. Eutrop. l. 8.

Digitized by Google

Sorgfalt mehr auf die Verherrlichung Athens, woselbst er eine neue Bibliothek anlegte *f*). Unter den Antoninen lächelte das holdeste Schicksal den Staat und die Wissenschaften an: allein nach ihnen veränderte es sein Antlitz allzuoft; bis endlich die Gelehrsamkeit unter den Kaisern pannonischer, dacischer und illyrischer Abkunft ihre beßten Reichthümer verlohr und die Reste kaum noch in den Orient flüchten konnte.

Da meine Absicht nur diese gewesen, von den merkwürdigsten Bibliotheken des Alterthums einige Nachricht zu ertheilen; so schließt sich hier meine Abhandlung von selbst. Gesetzt auch, ich hätte die Schwäche meiner historischen Kenntniße hin und wieder verrathen, so habe ich doch durch Anführung der alten Schriftsteller *g*) vielleicht Andern den Weg gezeigt, zu

f) Spartian. in Adrian. c. 19. Euseb. Chron. ad ann. 134.

g) Man kann der Jugend die alten Schriftsteller nicht gnug empfehlen um ihren Geschmack zu bilden, und man sollte ihr unaufhörlich mit dem Horaz zurufen:

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

Digitized by Google

ſtändigern Nachrichten zu gelangen, gleich einem Menſchen, welcher verdienten Männern eine Leuchte vorträgt, ohne ſelbſten vieles dabey zu ſehen.

Denn ob ſie gleich unter Ludwig dem XIV. von einigen franzöſiſchen Witzlingen angegriffen worden, ſo haben doch andere große Gelehrte und Kunſtrichter ſie ſattſam vertheidigt. Was ihrem Charakter Ehre macht, habe ich oben kürzlich berührt.

Ein Geſpräch aus dem Lucian.

Menippus. Philonides.

Menipp. Wie freudig tret ich itzt ans Licht der Welt zurücke!
Sey mir gegrüßt, mein Haus, das ich aufs neu erblicke.

Philon. Zum Henker! iſt das nicht Menipp? Fürwahr, es iſt kein Anderer; ich müßte ſonſt alle Menippen verkennen. Aber was bedeutet der ſeltſame poſſirliche Aufzug? Die Keule, die Leyer, die Löwenhaut? Ich muß ihn doch anreden. Willkommen, Menipp. Woher? ich habe dich lange nicht in der Stadt geſehen.

Menipp. Aus jenem ſchwarzen Reich der Todten lang ich an,
Wohin kein heitrer Straal der Sonne dringen kann.

Philon. Beym Herkules! warſt du geſtorben, und biſt nun wieder auferſtanden?

Menipp. Die Unterwelt hat mich lebendig aufgenommen.

Philon. Was hat dich denn zu der ungewöhnlichen Reise angetrieben?

Menipp. Die Jugend und mein Muth trieb mich, dahin zu kommen.

Philon. Höre auf, seliger Freund, so tragisch zu sprechen; laß die Verse beyseite, und rede menschlich und ungekünstelt. Was ist das für ein Anzug, und was bewog dich, in ein so unangenehmes Land zu gehen?

Menipp. Ein Ding von Wichtigkeit: ich
sucht im schweren Lauf
Dort den Tiresias, den großen Seher,
auf.

Philon. Menipp, bist du närrisch, daß du immer in Versen singest.

Menipp. Wundere dich nicht, mein Freund. Ich bin gar lange mit dem Euripides und Homer umgegangen. Daher fließen mir, ich weiß nicht, wie, die Verse von selbst, weil ich ganz damit angefüllt bin. Aber sage mir, wie geht es noch auf Erden zu, und was macht man in der Stadt?

Philon. Man stiehlt, raubt, wuchert, betrügt, lästert, flucht, verläumdet, fuchsschwänzt und thut noch, wie zuvor.

Menipp.

Menipp. Die Elenden! sie wissen nicht, was in der Unterwelt neulich gegen sie beschlossen worden. Beym Cerberus! sie werden dem Schicksale nicht entgehen.

Philon. Was ist dann beschlossen worden?

Menipp. Ich darf es nicht sagen: sonst möchte ich bey dem Rhadamanth der Verrätherey angeklagt werden.

Philon. Beym Jupiter, Menipp, sage mirs: ich will nichts verrathen. Ich bin verschwiegen und noch dazu ein Priester. Du kannst mir sicherlich trauen.

Menipp. Einem Freunde kann ich nichts versagen. Es ist also wider die Wucherer und Geitzhälse.

Philon. Ehe du mir von dem, was beschlossen worden, einen Bericht erstattest, so erzähle mir alles, was dir wiederfahren, von Anfang, bis zu Ende. Denn du wirst nichts versäumt haben, was sehenswürdig ist.

Menipp. Auch hierinnen muß ich dir willfahren. Wisse also, was mich zu dieser unterirdischen Reise veranlasset hat. Da ich noch ein Knab war und in dem Homer und Hesiodus die Aufruhren und Kriege der Halbgötter und so gar der ganzen Götter, wie auch ihre Hurerey, Ehebrüche, Gewalthätigkeiten, Straf-

senräubereyen, Mordthaten, Blutschande und Beleidigungen wider ihre Aeltern las; so glaubte ich, das wären lauter schöne Tugenden, und fühlte eine heftige Neigung in mir, den Göttern hierinnen nachzuahmen. Da ich aber zu mehr Jahren kam und fand, daß die weltlichen Gesetze alle diese Sachen als höchst strafbar verbothen, so gerieth ich in ängstliche Zweifel und Ungewißheit, wie ich mein Leben einzurichten hätte. Denn eines theils war ich der Meynung, die Götter würden solche Dinge nicht verübet haben, wo sie es nicht für gut hielten; andern theils aber konnte ich nicht vermuthen, daß die Obrigkeit sie untersagen würde, wenn sie nicht bös und strafbar wären. Daher übergab ich mich den Philosophen, damit sie mich aus meiner Ungewißheit reißen und den rechten Lebenswandel lehren möchten. Allein ich fiel von der Dachtraufe in den Regen. Ich fand bey meinen Lehrern nichts als Unwissenheit und weit mehr Zweifel als zuvor; so daß ich diejenigen glücklich pries, welche nichts wußten noch wissen wollten. So verschieden, so mishellig und widerstreitend waren ihre Meynungen. Sah ich aber ihre Handlungen an, o wie sehr wichen sie von ihren Lehren ab! Diejenigen, welche mir die Verachtung der zeitlichen Güter und Reichthümer beybringen wollten, trieben am stärksten Wucher und ihre Gewinnsucht schien unersättlich. Sagte mir Einer,

ich

ich ſollte die Ehrſucht und den eitlen Ruhm fliehen; ſo jagte er ihnen am meiſten nach. Alle aber verfluchten öffentlich die Wohlluſt, und ergaben ſich ihr insgeheim mit Leib und Seele. Mein einziger Troſt hierbey war, daß ich mit ſo vielen berühmten und klugen Weltweiſen ein Narr, und mit ſo tugendhaften Männern laſterhaft ſeyn dorfte. Endlich nach langem Wachen und Sinnen erinnerte ich mich, daß zu Babylon noch Nachkommen von Zoroaſters Schule wären. Man hatte mir von ihnen gerühmet, daß ſie vermittelſt zauberiſcher Geſänge und Geheimniße die Pforten der Hölle eröffnen, und wen ſie wollten, dahin führen und wieder zurückbringen könnten. Ich entſchloß mich daher, einen ſolchen Mann zu ſuchen, der mich in die Unterwelt leitete, wo ich von dem Seher und Wahrſager Tireſias zu erfahren hoffte, wie ich mich im Leben zu betragen hätte. Ich eilte alſo nach Babylon, und kehrte bey dem erfahrenſten Chaldäer ein, den ſein graues Haar und ein langherabhängender Bart noch anſehnlicher und ehrwürdiger machte. Er hieß Mithrobarzanes. Nach langem Bitten und Flehen erhielt ich von ihm das Verſprechen, daß er mich dahin führen wollte. Vorher aber mußte ich 29. Tage lang bey aufgehendem Mond in dem Euphrat mich baden und frühe gegen Aufgang der Sonne gehen, wobey er ein langes und breites hermurmelte,

das ich kaum vernahm, geschweige verstand. Soviel merkte ich wohl, daß er gewisse Geister berief. Nach dieser Beschwörung spie er mir dreymal ins Angesicht, und führte mich, ohne jemanden anzublicken, wieder nach Hause. Inzwischen waren nichts als Eicheln unsere Speise und Milch und Wasser unser Trank; unser Bett aber das frische Gras unter freyem Himmel. So bald wir uns durch dergleichen Enthaltung gnugsam gereinigt und vorbereitet hatten; so führete er mich in stiller Mitternacht zum Fluß Tigris, wusch mich und trocknete mich wieder ab, brummte seine Zauberworte her, lief mit brennender Fackel und tönender Schelle um mich herum, machte einen Kreis, damit mich die Geister nicht hohlten, und schleppte mich hierauf nach Hause, wo wir die übrige Nacht mit unsern Reiseanstalten zubrachten. Hier zog er nun ein magisches Kleid an, welches viele Aehnlichkeit mit der medischen Tracht hatte: mich aber zierte er mit gegenwärtigen Sachen, wie du siehst, nämlich mit dieser Keule, Löwenhaut und Leyer: wobey er mir ernstlich befahl, wenn ich nach meinem Namen gefragt würde, mich nicht Menipp, sondern Herkules, Ulyß oder Orpheus zu nennen.

Philon. Warum dieses, Menipp?

Menipp. Damit ich desto ehe eingelassen würde, wenn ich solchen Personen gleich sähe, die

die vor uns lebendig in die Unterwelt gekommen sind, dergleichen diese drey waren. Unterdessen ward es Tag, als wir nach verrichtetem Opfer uns auf den Weg machten. Wir setzten über etliche Gewässer, und kamen in eine einsame, waldigte und finstere Gegend, woselbst Mithrobarzanes alle mögliche Geister berief, die Furien, die nächtliche Hekate, und die hohe Proserpine, und andere vielsylbigte barbarische Namen. Plötzlich erbebte die ganze Gegend. Das Erdreich bekam Risse, und Klüfte thaten sich auf. Das Bellen des Höllenhundes ward gehöret. Man sah den feurigen Strom und den Palast des Pluto. Wir stiegen durch die Kluft hinab und fanden den strengen Rhadamanth vor Furcht halb entseelet. Cerberus bellte zwar anfänglich: kaum aber spielte ich auf der Leyer, als er einschlief. Wir kamen an den See: allein Charons Nachen war schon ganz voll. Die darinnen waren, heulten erbärmlich. Der eine klagte über den Kopf, der andere über die Hüfte, und Jeder über ein gewisses Gliedmaaß, woran er verwundet war: denn vermuthlich kamen sie aus dem Kriege. Nichtsdestoweniger nahm mich Charon in den Nachen, so bald er die Löwenhaut an mir erblickte: denn er hielt mich für den Herkules. Als er uns hinüber geschiffet hatte, wies er uns höflich den Weg. Es war finster: Mithrobarzanes gieng voran, und ich

hielt

hielt mich fest an ihm. Wir langten auf einer großen Wiese an, wo uns die winselnden Schatten der Todten umflatterten. Hierauf näherten wir uns dem Richtstule des Minos. Um ihn her standen Strafen, Peiniger, Gespenster und Furien. Viele wurden an Stricken und Ketten vor ihn hingeschleppt. Man nennte sie Ehebrecher, Kuppler, Mörder, Diebe, Fuchsschwänzer, Ohrenbläser, Meyneidige, Verräther, und so ferner. In abgesonderten Haufen kamen die reichen Geizhälse und Wucherer, deren jeder an einem Balken gefesselt war, an dem ein Gewicht von zweyen Talenten hieng. Wir sahn und hörten zu. Einige ungewöhnliche Redner klagten sie an.

Philon. Sage mir, beym Jupiter! wer sind die gewesen?

Menipp. Hast du jemals die Schatten in Acht genommen, welche die Körper gegen die Sonne pflegen zu werfen?

Philon. Warum nicht?

Menipp. Diese sind es; diese klagen uns an, wenn wir gestorben sind: diese zeugen wider uns, wenn wir böse Handlungen begangen haben. Und sie sind auch glaubwürdig: weil sie uns immer begleitet haben und unzertrennlich bey uns geblieben sind. Minos untersuchte alle aufs genaueste, und die Ungerechten wurden

den zur Strafe bestimmt. Hauptsächlich erzürnte er sich über diejenigen, welche im Leben auf ihre Reichthümer und Ehrenstellen stolz waren, ohne zu bedenken, daß dieses alles vergänglich wäre. Diese Unglückseligen, welche sich nun aller ihrer Vorzüge beraubt sahn, standen mit niedergeschlagenem Antlitz, und ich hatte meine Lust an ihnen. Wenn ich auch einen darunter kannte; so nahte ich mich boshaft zu ihm und sagte ihm ins Ohr, was er für ein reicher und vornehmer Maun im Leben gewesen sey; wie jeden Morgen sein Palast von Schmeichlern gewimmelt; wie viele hundert ihm aufzuwarten gekommen, die er manchmal nicht vor sich gelassen, sondern durch seine Diener abweisen lassen; wie trutzig, hochmüthig und aufgeblasen er sich bezeigt, wenn er, bald in Purpur, bald in Gold und Silber gekleidet, sich sehen zu lassen und dem Einen den Rock, dem Andern die Hand zum Kusse darzureichen, gewürdigt, und in der Einbildung gestanden, als machte er alles glücklich. Es war in der That ein Glück für den Tyrannen Dionys, daß sich Aristipp seiner annahm, als man ihn bey dem Minos wegen so vieler bösen Thaten anklagte, die er verübt hatte. Er war bereits zur ärgsten Strafe verurtheilt: allein Aristipp, der in der Unterwelt viel galt, bewies, daß er viele Gelehrte mit Wohlthaten überschüttet hätte, und brachte es bey dem Minos dahin, daß

ihm

ihm die Strafe erlassen wurde. Wir entwichen hierauf von dem Richtstul um den Ort zu sehn, wo die Verdammten gequält wurden. O mein Freund, welch ein schrecklicher Anblick war das! welch ein Gezisch von feurigen Ruthen und Peitschen! welch Geheul leidender Seelen, die in den Flammen sassen! was für unzählige Arten von Martern! zwar den Armen und Dürftigen gieng es noch erträglich: sie durften doch zuweilen ausruhen; weil sie im Leben nicht viel Gutes genossen: aber die Reichen und Mächtigen wurden ohne Aufhören gequält.

Von hier kamen wir ins Acherusische Gefild, wo wir die Halbgötter, Helden, und andere Schaaren besserer Menschen antrafen. Alles war hier gleich. Edle und Unedle, Reiche und Arme, Schöne und Häßliche, Gelehrte und Ungelehrte, sassen hier untereinander. Dieses gemahnte mich an die Schauspieler, welche bald einen König, bald einen Helden oder dergleichen ansehnliche Personen nach dem Willen des Dichters vorstellen, nach Endung des Trauerspiels aber ihre Pracht ablegen und nichts weiter als Comödianten sind.

Philon. Sag mir, lieber Menipp; haben denn diejenigen nichts zum Voraus, welche auf Erden mit kostbaren Denkmalen, Säulen, Bildern, Titeln und Lobschriften beehret worden? Me-

Menipp. Possen! du solltest den Mausol, den Carier, sehen.

Ein praleriſches Weib baut ihm ein Wunder auf:
Das Grab verewigt ihn, und nicht sein Lebenslauf.

Seine prächtige Pyramide hilft ihm zu nichts, als daß ſie ihn deſto ſchwerer belaſtet. Hier liegt er in einer verborgenen Höle mit andern Todten vermiſcht. Denn du mußt wiſſen, daß Aeakus einem Jeden ſeinen Platz zumißt: der größte Raum erſtreckt ſich nicht über einen Fußlang: da muß er nun ſich ſo gut als möglich hinein zu ſchmiegen wiſſen. Aber du hätteſt noch mehr lachen müſſen, wenn du unſere Könige und Satrapen geſehen hätteſt, wie ſie in dem Reiche der Todten betteln gehn, oder eingeſalzte Eßwaaren verkaufen, und aus Mangel, Andern die erſten Anfangsgründe lehren und Schulmeiſter abgeben. So ſah ich zum Exempel den König Philipp aus Macedonien in einem Winkel Schue flicken, und wie ich darüber gelachet habe, kannſt du dir leichtlich vorſtellen: ohne itzo eines Xerxes, Darius und Polykrates zu erwähnen, die keine beſſere Handthierung trieben.

Philon. Was macht aber Sokrates, Diogenes und das übrige Volk der Weiſen?

Me-

Menipp. Sokrates demonstrirt noch: bey ihm sind Palamedes, Ulyß, Nestor und andere dergleichen Plauderer. Diogenes ist der Nachbar des Sardanapals und Midas, und lacht sie aus, wenn sie ihre verschwundene Herrlichkeit beweinen. Meistens liegt der possierliche Mann auf dem Rücken, und singt aus vollem Halse, aber mit einer sehr unangenehmen Stimme. Dieses ärgert und belästigt die lieben Herren dermaßen, daß sie ihn nicht mehr zum Nachbar haben wollen.

Philon. Hievon genug! Wie steht es aber mit dem Urtheil, das wider die Wucherer abgefaßt worden ist, wie du mir gesagt hast?

Menipp. Du thust wohl, daß du mich daran erinnerst. Das Urtheil lautet also:

> Demnach man misfälligst in Erfahrung gebracht, was maßen die Wucherer auf Erden nichts als Rauberey und Gewaltthätigkeiten treiben, und die armen Leute nur zum Gespötte haben, auch solchen viele Drangsale anthun;
>
> Als hat Rath und Volk der Unterwelt beschlossen, und beschließt, daß, sobald obbemeldte Wucherer gestorben sind, ihre Körper mit andern ruchlosen Sündern zur Strafe gezogen,

zogen, ihre Seelen aber wieder zurück und in Lastthiere gesteckt werden, auch von einem Thiere in das andere so lange wandern sollen, bis sie 250000. Jahre hindurch gnug Lasten getragen und von den Armen tüchtig geschlagen worden sind: worauf erst ihnen vergönnet seyn soll, auf immer aus dem Leben zu scheiden. So geschehen im Stygischen Reiche.

Nachdem ich also dieses Urtheil mit angehört hatte; so suchte ich den Tiresias auf, dem zu Liebe ich gekommen war. Ich traf ihn in der Versammlung an und erzählte ihm die ganze Sache, wobey ich ihn bath, mir zu zeigen, welches der beßte Lebenswandel sey. Er lächelte hier (er ist aber ein blinder, blasser und gebückter Greis, der eine ziemliche Discant-Stimme hat) und hierauf sagte er: mein Sohn, ich weis die Ursache deiner Ungewißheit, welche von den zänkischen Weisen herrühret. Allein ich darf nicht reden: weil Rhadamanth es verbothen hat. Nicht so, mein Väterchen, sprach ich. Lasse mich nicht also von dir. Ich tappe sonst viel blinder, als du, in der Welt herum. Er führte mich endlich bey Seite und flüsterte mir ins Ohr, damit es Niemand hören sollte: Den beßten Lebenswandel führen diejenigen, sagte er, welche nichts wissen. Lege also deine nichtigen erhabenen Betrachtungen ab, und verachte die albernen

Syllogismen und andere logikalischen und metaphysischen Grillen: genieß die Gegenwart und bekümmere dich nicht um die Zukunft: lache und lebe frölich, so lange du kannst.

Als er dieses gesagt, entwich er ins Gebüsch. Ich aber rief dem Mithrobarzanes, damit er mich wieder auf die Welt brächte. Sogleich führte mich dieser in eine noch dunklere Gegend, und wies mir von ferne eine Oeffnung, durch die ein geringes Licht herab fiel. Dieses, sprach er, ist Trophons Höle; steige dort hinauf, so wirst du gleich in Böotien seyn. Ich dankte dem Zauberer für seine Mühe, die ich ihm doch reichlich bezahlt hatte, kroch durch die enge Höle hinauf und kam, ich weis nicht wie, in Lebadien an.

Ode.

Ode

an des

regierenden Herrn Markgrafen

Hochfürstl. Durchl.

Erhabner Fürst, wenn ich Dich seh,
Wie Du Dein Volk beglückst,
Mit gleicher Huld von Deiner Höh
Auf niedre Hütten blickst,

Des Landmanns, wie des Bürgers Wohl
Zu Deiner Sorge machst
Und würdiger Gedanken voll
Für Staat und Kirche wachst,

Und, nach des Thrones Arbeit, Ruh
In frischer Arbeit suchst,
Wenn Du des Witzes Reich, wenn Du
Der Musen Hain besuchst,

Die Kunst des Livius, den Geist
Der Columellen liebst,
Und dem, was Montesquieu beweist,
Erlauchten Beyfall giebst,

Und lehrend Deinen Söhnen zeigst,
Was groß am Fürsten ist,
Und auf der Weisheit Gipfel steigst,
Als Menschenfreund und Christ,

So seh ich jenes Fürsten Bild,
Den meine Seele sah,

Eh sie in Sterblichkeit gehüllt
Das Licht der Erde sah.

Da sagten mir die Seelen schon:
Der wird von uns verehrt!
Sieh! Gott bestimmet Ihn zum Thron;
Er ist des Thrones werth!

Und die voll Anmuth mit Ihm spricht,
Die wird einst Sein Gemahl;
Ihr folgt mit holdem Angesicht
Der Prinzen edle Zahl.

Da rief ich: Heil dem hohen Paar!
Die du Ihm dienen wirst,
Heil dir, beneidenswerthe Schaar!
Er sey auch einst mein Fürst!

Er ward mein Fürst! denn sonsten wär
Mein Leben, gleich der Nacht,
Vom frohen Licht des Tages leer,
Im Schaur der Noth durchwacht.

O Vaterland! der Ehrfurcht Trieb
Senkt mich zu Seinem Fuß.
Sieh! ein Trajan ist da! Nun gieb
Auch einen Plinius!

Lehrgedicht.

Als das Schickſal vordem die erſten Menſchen erſchaffen,
Wies es denſelben von weitem die Erde, den kleinen Planeten,
Ihren Wohnplatz, mit Nacht, als einem Mantel, umhangen.
Traurigkeit wehte ſie an. Sie wünſchten denſelben nür ferne,
Oder niemals zu ſehn. Indem erblickten ſie unten
Die Vernunft, auf Stuffen des Throns, beym Jupiter ſitzen,
Männlichen Anſehns, und ſchön, ohne Schminke, doch ernſthafter Sitten.
Gib uns, ſagten ſie, die; ſie trägt auf der Straße des Lebens
Ihre Fackel uns vor. Ihr wißt nicht, ſagte das Schickſal,

Was ihr bittet. Besinnet euch doch. Nicht sehen ist besser,
Als nur Dinge zu sehn, wovor ein Sterblicher zittert.
Aber sie blieben dabey: sie hätten solche vonnöthen,
Und sonst giengen sie nicht. Da wurde sie ihnen gewähret;
Mit dem strengsten Befehl, sie nie alleine zu lassen.
Also zogen sie fort, und sahn am Lichte derselben
Den mühseeligen Stand des Menschenthieres, den Mangel
An warhaftigem Gut, die Dornen auf ihrem Wege,
Welche die Kränze von Rosen von ihren Haarlocken zückten,
Und den Gram, der von tausend Canälen über sie hinfloß,
Wo kein Ausweichen half. Gleich einem glühenden Ringe
Schloß sich Wehmuth um sie, und bange Traurigkeit stieß sie
Ueber den Rand der Geduld. Sie sanken zu Boden, und weinten:

Seliger

Seeliger wären wir, hätten wir nur dieß neidische Licht nicht,
Oder sähn nicht an ihm das vielfache Elend der Erde:
Sondern das Leben allein auf seiner lachenden Seite
Mit Amaranthen bekränzt, und von den Scherzen umflattert.
Also klagten sie, müde zu leben, und wiesen die Göttinn
In das Land der Geburth, den hohen Olympus, zurücke.
Aber sie gieng nicht, sie blieb des Schicksals Befehlen gehorsam.
Endlich kam Semelens Sohn, von hundert Amorn getragen,
Voller Schönheit herab, und brachte den goldenen Weinstock,
Mit smaragdenem Laub, und netten Ringen gezieret.
„ Löscht mit dem purpurnen Saft von dieser ambrosischen Staude
„ Der verhaßten Matron, ihr Menschen, das feindliche Licht aus,

„ Daß

„ Daß ihr mindſtens befriediget lebt, ſo lang ihr das Elend
„ An demſelben nicht ſeht. . . Doch wißt: die roſigten Stunden
„ Werdens im Tempel des thauenden Schlafs ſtets wieder entzünden.

Rede und Antwort.

Als Benſerade ſich an Furetierens Ort
In der Akademie einſt ſetzte,
Er der ein beißend Wort,
Womit ſein Witz oftmals die Welt ergetzte,
Weit höher, als die Freunde ſchätzte;
So rief er: hier an dieſem Ort
Hoff ich viel thörichtes zu ſprechen.
Sein Gegner hörts und ſagt: ohn euch zu unterbrechen,
Der Anfang gehet gut, mein Herr — nun fahret fort.

Das

Das Compliment.

Ein prächtiger Sarmat von einem niedern Geist
War nach Italien gereist,
Nicht um sehr viel zu wissen,
Nein, um die Ehre zu genießen,
Dem Knecht der Knechte dort den heilgen Fuß zu küssen.
Einst wurd er von dem Papst gefragt:
Ob er nun Rom, die Königinn der Städte,
Und ihre Pracht gesehen hätte?
Der Erbe großer Güter sagt:
Ich habe das gesehn, wovon die Alten schreiben,
Und was die Neuern so erhöhn;
Nun will ich hier die kurze Zeit verbleiben,
Um ein Conclave noch zu sehn.

Die

Die Schlittenfahrt.

Ich sah im Traum jüngst eine Schlittenfahrt
Fast wie nach unsrer Landesart.
Die Schönheit fuhr im ersten Schlitten:
Ihr folgte schnell der Gott der Sitten,
Und führte Cythereens Sohn,
Der ihm nicht selten sonst entflohn,
Mit Kränzen, die den Grimm des Winters nie empfunden,
Und reichen Bändern fest gebunden.
Er hohlte kaum die Schönheit ein,
Als er den Amor ihr gefangen überreichte:
Denn Amor sollt hinfort der Schönheit Sclave seyn.
Doch Venus jagte nach. Die bange Göttinn keuchte,
Und keuchend hob sie an zu schreyn:
O gebt mir meinen Knaben wieder!
Hier ist das Lösegeld! entfesselt sein Gefieder!
Doch Amor, dem die Knechtschaft mehr gefällt,
Als alle Freyheit in der Welt,
Lacht seine Mutter aus samt ihrem Lösegeld.

Hirtenlied.

Schäfer! die ihr dem Geſchicke
Annoch frey entgegen ſeht,
Schäfer! deren ganzes Glücke
Nur im Reiz der Fluhr beſteht,
Schäfer! deren reine Triebe
Noch kein Seufzen unterbricht.
Lernt! die Ketten von der Liebe,
Die ihr die Regierſucht flicht.

Komt! mir merkend zuzuhören.
Dämpft ſo lange euer Rohr
Komt! und laßet euch belehren,
Seht! ich warne euch davor.
Flieht die Anfangs ſüßen Schmerzen,
Die die Liebe zaubernd bringt,
Eilet! ſtählet eure Herzen,
Daß ihr Pfeil ſie nicht durchdringt.

Wölfe ſind nicht jener Heerde,
Die der ſüße Klee entzückt;

Daß ſie kauend nach der Erde,
Satt und langſam ſich entbückt;
Noch die Winde ſchönen Bäumen,
Die die Blühte bunt gemahlt
Und die ſonſt nach wenig Säumen
Ihren Herrn mit Frucht bezahlt;

Noch die Felſen, deren Menge,
Die das Waßer meiſt bedeckt,
Jeden Schiffmann im Gedränge
Wegen ſeines Schiffs erſchreckt,
So gefährlich als die Liebe,
Eurer noch vergnügten Bruſt;
Sie vergiftet eure Triebe,
Meidet dieſe ſüße Luſt.

Wolt ihr froh und glücklich leben,
O! ſo ſucht in Buſch und Wald,
Wo die Zephirs ſich erheben,
Den vergnügten Aufenthalt.
Dort laßt euer Rohr ertönen;
Folgt im Singen der Natur.
Fliehet alle falſche Schönen,
Alle Nymphen eurer Fluhr.

Wie vermindert jeder Morgen,
Das Vergnügen des der liebt,
Und wie wachsen seine Sorgen,
Denen Schmerz die Nahrung gibt!
Wäget Marter und Vergnügen
Nehmt was überwiegt davon,
Seht die Marter überwiegen!
Diese blos ist euer Lohn.

Eine willigt, ich will wetten,
Zum Verderben gerne ein,
Und die Härte von Lisetten
Wird vor euch zu grausam seyn.
Beyde bringen euch nur Schmerzen,
Beyde tragen Gifft und Tod,
Eilet! stählet eure Herzen,
Schüzet euch vor dieser Noth.

Auf den Burgunder-Wein.

Der war gewiß ein frommer Mann,
Den Jupiter so liebgewann,
Daß er ihm diesen Weinstock schenkte,
Ihn selbst in seinen Garten senkte,
Und voll so schöner Trauben henkte.

Der Luna Horn muß ihn bethaut,
Apollo huldreich angeschaut,
Autumnens Spate selbst umgraben,
Und für den Staaren, und den Raben,
Der Götter Chor beschützet haben.

Das war gewiß Dianens Hand,
Die ihn dem Ulmbaum hold verband,
Und ihren Seegen auf ihn legte,
Weil er sie zu verbergen pflegte,
Wenn sie den schönen Jüngling hegte.

Eh Peleus in der ersten Nacht
Der Braut den Gürtel aufgemacht:

So fehlte bey dem hohen Feste
Zu der Bewirthung seiner Gäste
Der süße Nectartrank, das beste.

Da sagte Zevs zur Götterschaar:
Wir trinken Nectar Jahr für Jahr,
Seitdem wir in den Wolken leben:
Doch heute sollen irdsche Reben,
Unsterblichen ein Labsal geben.

Hier schüttelt er sein göttlich Haupt:
Gleich steigt der edle Stock belaubt,
Aus güldnem Estrich in die Lüfte,
Verbreitet holde Früchte und Düfte,
Daß er den Ruhm des Meisters stifte.

Gehabt euch wohl, rief Cypria,
Du Nectar, du Ambrosia!
Euch so vermißen, ist gewonnen.
Es lebe Zevs, der nach der Sonnen,
Kein wunderschöner Werk begonnen!

Sie streckt die Finger lüstern hin,
Ein Rebenkind zu sich zu ziehn,

Und ritzt den Lilgenarm im Klauben.
Seit dieſem purpern ſich die Trauben
Gleich hellen Hälſen blauer Tauben.

Die Schöne unter dem Pfirſigbaum.

Jupiter fiel nicht mehr in kalten Tropfen aufs Feld. Die Vögel verwunderten ſich nicht mehr, daß es um Mittag ſchon Nacht wäre. Die Sonne glänzte den naßen Gefilden wieder entgegen. Sie ſchien ſich über die Matten zu erfreuen, welche mit Blüte beſteckt waren, die die Winde von den Bäumen geſtohlen, und ausgeſtreuet hatten. Als Cupido zu mir kam, und mich bath, ihm ſeine Mutter ſuchen zu helfen. Sie hat ſich in dieſem Wäldgen verlohren, ſagte er, und du weiſt, daß ich ohne ſie nicht leben kann. Komme mit: wir wollen dieſe Alleen durchſuchen, die den Canal beſchatten, in deßen ſchwarzem Spiegel die Schwanen meiner Mutter ihre weiße Bruſt baden. Meine Brüder ſollen mitgehen, und keine Roſenhecke noch Myrtenſtrauch undurchſchlupft laſſen, biß ſie gefunden worden. Ich will gerne deinen Willen thun, ſagte ich;

ich; denn die Gratien, und die rosenwangichte Freuden sind in ihrem Gefolge. Es verlohnet sich der Mühe wohl, um deine Mutter zu sehen, sich biß ans Ende der Erde zu wagen. Aber so säume dann auch nicht, es möchte wieder zu regnen anfangen. Wir waren noch nicht weit in den Hain gekommen, als wir von weitem eine Schönheit unter einem Pfirsigbaume liegen sahn. Gleich der königlichen Andromede, als sie nun an den harten Felsen nicht mehr angeschmiedet, sondern müde vom Reihen am blumenreichen Inachus ohne Furcht schlummerte, lag sie in einem süsen Mittagsschlafe, und blies, auf nicht gewißen Arm gestüzt, die weiche Ruhe von sich. Ein golddurchwirktes Kleid umgab ihre Glieder. Funkelnde Edelsteine brannten in ihren Haaren, wie Sterne in der Nacht. Eine Kette von künstlich verarbeitetem Golddrate lenkte sich um den dünnen Hals, die Brust hinab, auf der ein feuriger Pyropus über alle Edelsteine, die in gestirnter Reiche den Ausschlag ihres Kleides hinabliefen, die Herrschaft zu führen schien. Diese Pracht verrieht eine Göttin. Es wird meine Mutter seyn, sagte Cupido. Was fangen wir an, um sie aufzuwecken? Als er dieses sagte, flogen seine Brüder schon fort, sie zu bewillkommen. Einige liesen sich auf ihrem rechten Arm nieder, der weiß, wie Alabaster, auf dem blümten Boden lag, zwischen Lilien, die sich um ein-

ander von dem Stengel herabbückten, ihn verstohlen zu küßen. Viele hüpften auf den Rosenfeldern ihrer Wangen, und jagten sie hin und her, ohne diese blühende Gegenden der Natur zu verwüsten. Viele hiengen sich an ihre Locken, oder setzten sich in die Hyacinthene Ringe derselben, und schaukelten; oder stunden auf der goldnen Haarnadel, die einen Theil derselben im Zwange hielt, und sahn sich um. Auf ihrer Brust war ein Straußgen von würzreichen Kräutern, und Blumen; um dasselbe schwärmten einige in Creisen und rochen, andere versteckten sich dahinter, verriethen sich aber bald durch Niesen. Eine Zitternadel von Brillanten zog viele an sich durch ihre winkende Zierde. Da sie nicht alle Platz darauf finden konnten, so stiesen die, die festen Fuß gefaßt hatten, die zu späte kommenden herab. Sie blieben theils in den Augenbraunen hängen, und hielten sich, theils kugelten sie weiter, und versteckten sich in Lilgenthälern. Ein Kleiner, der sich klug zu seyn dünkte, postirte sich auf ihren Mund, und breitete freudig die Flügel aus; aber ein Seufzer, den die Schöne von ohngefähr that, warf ihn in die Luft, wo er, aus dem Gleichgewichte gebracht, und, wie der Sinnen beraubt, einige Zeit in Kreisen herumgedreht ward. Als wir itzt neben ihr stunden, und ich sie so schön sahe, als Luna, wenn sie in heitrer Nacht ihr schönes Haupt zwischen zwoen schwarzen

schwarzen Wolken herausstrecket, eben, als ob sie dem aufschauenden Wandrer ein Maulgen geben wollte: so war mir ganz warm, wie einem der Liebfraumilch getrunken. Ihr Anblick wühlete mein Herz auf. Ich stund unbeweglich, wie eine Pyramide, und betrachtete sie; ich stund eine ganze Stunde, biß ich müde, sie anzusehen, aber nicht satt war. Endlich sprach Cupido: wie froh bin ich, daß ich sie wieder habe. Als er diese Worte gesprochen hatte, rüstete er sich, sie zu umfaßen. Zweymahl hatte er schon seine Arme geöfnet, und zweymahl wieder zugeschloßen, und war ihr ganz nahe: als ihn dünkte, eines kleinen Unterschiedes gewahr zu werden. Er hielt inne. Er lehnte sich auf seinen helfenbeinern Bogen, so wie sich der müde Gärtner auf seine Spate lehnet, die schönste aller Blumen zu betrachten, die Zephir gezeuget, und Flora gebohren hat. Er winkte mir mit dem Finger, bey Leibe kein Geräusche zu machen. Ja, sprach er, endlich, sie ist es, meine Mutter; kann ich mich wohl betrügen? Diese Gratien, die unzehlbar um sie schweben, ohne daß sie ihnen rufet; diese helle Wellen güldner Locken, die wie Zwillingsquelleu von ihrem Scheitel auf beiden Seiten die Schläfe hinabfliesen; diese grünende Glieder, die durch die Kräfte der acidalischen Quelle täglich verjüngt werden; dieses unbeschreibliche, das sie umleuchtet, und in den Seelen

der Götter und Menschen unvertilgliche Eindrücke hinterläßt, beweisen es. Aber beym Jupiter! ich irre mich dennoch. So jung ist meine Mutter nicht. Es ist eine andere Göttin. Es wird eine Schwester seyn. Es ist Egle. Wie ein junger französischer Herr freudig stuzt, der seine Gemahlin zu umarmen vermeynte, und es ist eines andern seine: also stutzte Cupido, und zitterte für Freude. Komm Athamas, sagte er, wir wollen die Lose bestrafen, daß sie uns getäuschet hat. Komm! alle Blumen, die sie in ihre Schürze gesammelt hat, wollen wir ihrem Schäfgen vorschütten, das sie dort an die Myrte gebunden. Aber nein! sie muß noch artiger bestraft seyn. Komm, und küße sie. Gehe sachte. Ich gieng, aber Furcht lag um mein Herz, wie ein silberner Ring um ein indisches Gefäß. Meine Knie bogen sich unter mir. Meine Schenkel schlotterten. Sie sah zu ehrwürdig, und zu göttlich aus, als daß ich, sie nur anzurühren, getrauet hätte. Cupido, sprach ich; vergieb mir meine jugendliche Blödigkeit: ich kann sie nicht küßen. Sie würde sich entrüsten, und du weist, daß ich ihren Zorn unmöglich ertragen könnte. Wir wollen sie auf eine andere Art aufwecken. Wir wollen sie betröpfeln. Siehe, diese hohe Ceder, unter der sie dem süsen Schlummer abwartet, hängt noch voll Regen, denn die Sonnenstralen haben noch nicht Zeit gehabt, ihn

wegzu-

wegzuküßen, wir wollen sie schütteln, und dann wird sie betröpfelt werden, und aufwachen. Top! sagte Amor. Dein Rath ist witzig; kein Gott, und wenn er auch noch so jung wäre, wüßte ihn artiger auszusinnen. Damit kletterte er, indem ich ihm den Rücken unterstellte, auf den Pfirsigbaum, unter welchem sie ruhete. Als er itzt oben war, schmiegte er sich um einen langen Ast, der wie ein grüner Parasol über die Schöne hinüber reichte, und schüttelte ihn gelinde. Alsobald fiel ein blinkender Regen in tausend kalten Tropfen über sie. Der ehemahls in Danaens Schoos fiel, war lange so schön nicht, ob er gleich Gold war. Einige dieser Tropfen fielen zitternd in ihre schwarze Haarlocken, und sie sah daher wie eine Griechin aus. Andere saßen, wie Schmückpflästergen auf ihren Wangen, und funkelten, wie Sterne, indem sie die Stralen der Sonne zurückwarfen, die durch die auseinander hüpfende Zweige schalkhaft hindurchsah. Eins fiel auf den Rubin, der ihren kleinen Finger verliebt umfieng. Du hättest geschworen, daß es ein kleiner Demant wäre, so blitzend saß es mitten in dem blutigen Edelsteine. Unterschiedne fielen auf ihre runde Arme, auf welchen sich eben ein Trupp Amors sonnete. Ein Schrecken kam unter sie, daß sie, wie Bienen auseinander flogen, aber so gleich wieder sanken, weil die Näße sie untüchtig gemacht hatte, sich empor zu

halten. Viele, die an ihrem blendendweißen Halse gehangen hatten, rollten herab, nahmen ein Duzend Amors unterwegs in ihrem Strome mit sich, und schleiften sie in das Thal, das ihr doppelter Busen formirte, in dessen warmen Gegenden sie doch bald wieder trocken wurden. Himmel! wie elysisch war itzo die Gegend, nicht anders, als wäre sie diesen Augenblick neu erschaffen, vom Himmel gekommen.

Wie, wenn im Herbst, den Bachus zu besuchen
Aurora vom Olymp herunter fährt,
Und unterwegs viel Körbe voller Rosen
Durch den zerfloßnen Aether lieblich schüttet;
Dann, durch die Pracht verblendt, die blöde Dämmrung
Die Hände vor die Augen haltend flieht,
Daß hinter ihr die Traubenhügel alle,
In freudgem Wiederschein bepurpert lächeln.

Zephyr stund, wie erstarrt, hielt den Athem an sich, und regte sich nicht, ausgenommen, daß er sich zwey oder dreymal an ihr Gewand rieb, ihr gleichsam zu sagen, daß er da wäre. Sie empfand nicht so bald die unvermuthete Kälte, als sie aufsprang, und schreyend die Frage that: wer sie benetzet hätte? So schreyt Flora im Traume, wenn sie einen Faun sieht, der mit Mohrenhänden ihre schönste Blumen abpflücket. Ihre Wangen glüheten, und tausend Gratien hüpften

hüpften auf ihnen herum. Eine Nais, auf dem Rande eines nahen Brunnens sitzend, wo sie ihre blaue Locken kämmte, verwunderte sich, und lachte. Eine Hamadryas verlies ihren lieben Baum, kam näher, und guckte. Aber ein Satir, der in den Rosen und Myrthen Schleifen geleget hatte, das holde Kind zu bestricken; als er sah, daß sie in unsrer Gewalt wäre, heulete von ferne, und floh brummend davon.

Göttliche Egle, sagte ich; wenn ich nicht gewesen wäre, siehe! so hätte dir dieser Waldteufel dein Leben genommen. Es ist wahr: ich habe dich besprützen, und aufwecken helfen; aber ich hätte dich küßen können, wenn ich dich lieber hätte küßen, als lieben wollen. Bedenke doch das, und sey mir hold. Komm mit mir in jenes Citronenwäldgen; wo die Ruhe auf beblümten Tapeten liegt, wo die Unschuld und der Friede miteinander auf dem weichen Grase spielen; da wollen wir Amorn eine Hütte bauen, daß er bey uns bleibe. Dann werden wir die glücklichsten unter allen Sterblichen seyn.

Meinetwegen, sagte sie: ich will bey dir bleiben, wenn Amor bey uns bleibet.

Amor vergaß seine Mutter, und blieb bey uns.

Beschluß.

Dieser dritte Band beschließt gegenwärtige periodische Schrift. Andere Geschäfte und Schicksale rufen die Herren Mitarbeiter von einer Unternehmung ab, die sie bisher mit vereinten Kräften ausgeführt. Sie bereuen solche um so weniger, da sie in öffentlichen Blättern wahrgenommen, daß sie das geehrte Publicum einer gütigen Aufnahme und Nachsicht gewürdigt hat. Man stattet demselben den verbindlichsten Dank dafür ab und empfiehlt sich zu dessen wohlwollendem Andenken.

Inhalt

Digitized by Google

Inhalt

der Stücke des zweiten Bandes.

Erstes Stück.

Stomal Sechster Gesang. S. 3.
- - - Siebenter - - S. 11.
Leben Königs Jakobs des Ersten von England beschrieben von David Hume. S. 19.
Der Liebling. Ein Gedicht. S. 54.
Ich dachte gar. Ein Gedicht. S. 55.
Cinname. Eine griechische Geschichte. S. 57.
Lucius, oder der wunderbahre Esel, eine freye Uebersetzung aus dem Lucian. S. 75.
An Herrn Doctor S**. Ein Gedicht. S. 94.

Zweites Stück.

Von den Amphitheatern, aus dem Italien. des Herrn Marchese Scipio Maffei. S. 99.
Lobrede auf Heinrich Franz Daguesseau, Kanzlarn von Frankreich und Comandeur der Königl. Orden, von Herrn Thomas, öffentlichen Lehrer der hohen Schule zu Paris. S. 120.
Stomal. Achter Gesang. S. 153.

Stomal.

Digitized by Google

Stomal. Neunter Gesang. S. 163.
Nachrichten von etlichen gelehrten Pfälzerinnen. S. 170.
Geschichte, aus dem Englischen. S. 191.

Drittes Stück.

Fortgesetzte Geschichte Königs Jakobs des Ersten von England. S. 195.
Tancred und Sigismunda, ein Trauerspiel Herrn Jakob Thomsons. S. 236.
Die Harmonie der Sphären. Ein Gedicht. S. 282.
Trinklied. S. 285.
Die Strafe. Ein Gedicht. S. 288.

Viertes Stück.

Tancred, ein Trauerspiel, dritter Aufzug, Ende. S. 291.
Von den Amphitheatern, aus dem Italien. des Herrn Marchese Scipio Maffei, letzter Auszug. S. 345.
Fanny, eine englische Geschichte. S. 358.
Die Christliche Religion, als der einige wahre Weg zur Gemüthsruhe. S. 376.
Der allzujunge Freyer. Ein Gedicht. S. 382.

Fünftes Stück.

Die Sitten der Zeit, ein Lustspiel von einem Aufzug, aus dem Franz. übersetzt. S. 385.

Digitized by Google

Des Herzogs von Buckingham Betrachtungen über die Freundschaft. S. 427.
Des Kanzlars Dagueſſeau Rede von der Verbindung der Weltweisheit, mit der Wohlredenheit. S. 430.
An die Herren Verfaſſer der Carlsruher Beyträge zu den schönen Wiſſenſchaften. S. 441.
An den Freyherrn von **. Ein Gedicht. S. 466.
An Hr. Licentiat K**. Ein Gedicht. S. 475.

Sechſtes Stück.

Der Einſiedler, ein Trauerſpiel in Verſen von einem Aufzuge. S. 481.
Des Herzogs von Buckingham Betrachtungen über die Philoſophie. S. 512.
- - - - Eitelkeit. S. 515.
- - - - Kritick. S. 516.
- - - - Schriftſteller. S. 519.
- - - - allgemeinen Irrthümer. S. 522.
Beſchluß der Rede des Kanzlars Dagueſſeau, von der Verbindung der Weltweisheit, mit der Beredtſamkeit. S. 527.
Des Grafen von Schaftesbury Abhandlung, von der Freyheit des Witzes und Scherzes. S. 541.
Die Rächerinnen, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen. S. 550.

Digitized by Google

An Herrn T**. Ein Gedicht. S. 556.
Der Raub, ein dramatisches Gedicht. S. 560.
Der Abschied. Ein Gedicht. S. 566
Nachricht. S. 570.

Inhalt des dritten Bandes.

Erstes Stück.

Lobrede auf den General-Lieutenant der Franz. Seemacht Rene' Duguay-Trouin, aus dem Franz. des Hr. Thomas. S. 3.
Ode von der Zufriedenheit des Geistes. S. 91.
Die Thorheiten der Menschen, an Hrn. G**. Ein Gedicht. S. 93.
Das Lob der Weiber. Ein Gedicht. S. 96.

Zweites Stück.

Von der Trennung der Wissenschaften. S. 99.
Die Unendlichkeit Gottes. S. 119.
Von der Zärtlichkeit. S. 126.
Einladung auf einen Caffee, an Hrn. G**. Ein Gedicht. S. 135.
Ein Gesicht. S. 138.
Abschieds Ode an Daphne. S. 153.
Einige Probleme samt ihren Auflösungen. S. 158.
Die Empfindungen, bey Lesung der Macht der Religion. S. 168.
Die Verwünschung der Liebe. S. 170.

Digitized by Google

Ode an die Durchl. Frau Markgräfin nach der höchstglücklichen Geburth des Durchl. dritten Prinzen Ludwig Wilhelm Augusts von Baden-Durlach. S. 173.

Drittes Stück.

Herrn Thomas Lobrede auf Maximilian von Bethune, Herzogen von Sully. S. 180.
Palinodie. Ein Gedicht. S. 247.
Der Traum, eine Ode an Selinen. S. 250.
An Klimene. Ein Gedicht. S. 254.

Viertes Stück.

Anmerkungen zu der Lobrede auf den Herzog von Sully. S. 259.
Der sterbende Socrates. S. 317.
Beweis, daß die Seele ihren Sitz in dem rechten Waden habe. S. 321.
Ode an Herrn S * *. S. 326.
Von dem Beyfalle. S. 329.

Fünftes Stück.

Von den Mitteln die menschlichen Kenntnisse auf die Nachwelt zu bringen. S. 339.
Zweiter Abschnitt dieser Abhandlung. S. 369.
Charon aus dem Lucian. S. 399.
Ode auf das Absterben des Hochfürstl. Markgräfl. Baden-Durchl. Kirchenraths,

Digitized by Google

Rectors und Professors Hrn. Jacob Friedrich Malers. S. 424.

Sechstes Stück.

Fortsetzung von Charon aus dem Lucian. S. 423.
Dritter Abschnitt, von den Bibliotheken des Alterthums. S. 431.
Ein Gespräch aus dem Lucian. S. 469.
Ode an des regierenden Herrn Markgrafen Hochfürstl. Durchl. S. 483.
Lehrgedicht. S. 487.
Rede und Antwort. S. 490.
Das Compliment. S. 491.
Die Schlittenfahrt. S. 492.
Hirtenlied. S. 493.
Auf den Burgunder-Wein. S. 496.
Die Schöne unter dem Pfirsigbaum. S. 498.
Beschluß. S. 508.

E N D E

des Inhalts sämtlicher Stücke.

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google